GT 1792.91.60

316

HARVARD
COLLEGE LIBRARY

THE BEQUEST OF
H. C. G. VON JAGEMANN
Professor of Germanic Philology
1898–1925

Digitized by Google

Zehn.

Hilde Vangerow

und ihre Schweſter

Von **Heinz Tovote** sind im gleichen Verlage bis zum Juni 1906 erschienen:

Romane

Moderne Liebestragoedie:

Im Liebesrausch	18. Aufl.	M. 3,50
Mutter!	9. Aufl.	M. 3,50
Frühlingssturm	10. Aufl.	M. 3,50
Das Ende vom Liede . .	13. Aufl.	M. 3,50

Frau Agna	11. Aufl.	M. 3,50
Hilde Pangerow (Soeben erschienen!)		M. 4,—

Der Erbe	9. Aufl.	M. 2,50
Der letzte Schritt	12. Aufl.	M. 2,50
Sonnemanns	8. Aufl.	M. 2,50

Novellen

Fallobst. Wurmstichige Gesch. . .	11. Aufl.	M. 2,—
Ich. Nervöse Novellen	13. Aufl.	M. 2,—
Heimliche Liebe	20. Aufl.	M. 2,—
Heißes Blut	15. Aufl.	M. 2,—
Abschied	12. Aufl.	M. 2,—
Die rote Laterne	7. Aufl.	M. 2,—
Die Leichenmarie	8. Aufl.	M. 2,—
Klein Inge	9. Aufl.	M. 2,—

Theater

Ich lasse dich nicht! Drei Phasen eines Junggesellendramas . .	4. Aufl.	M. 2,—

Uebersetzungen

Yvette, v. Guy de Maupassant . .	7. Aufl.	M. 2,—

Im Originaleinband M. 1,— mehr.

Heinz Tovote

Hilde Vangerow

und ihre Schweſter

Roman

Zweite Auflage

Berlin, 1906, F. Fontane & Co.

51792.91.60
✓

Von Jagemann bequest

Alle Rechte
besonders das der Ueberſetzung
vorbehalten

Published the twenty-eighth of June nineteen hundred and six. Privilege of Copyright in the United States, N. A., reserved under the Act approved March Third, nineteen hundred and five by Heinz Tovote.

Digitized by Google

Erſter Teil

I.

— Ich bin wohl die Letzte, fragte Hilde Vangerow, etwas außer Atem, als das Hausmädchen ihr die nur angelehnte Tür zur Bartlingſchen Wohnung öffnete.

— Ja, gnädiges Fräulein, aber Fräulein Trude — ich wollte ſagen: unſer Fräulein Doktor alſo, hat angeordnet, daß noch ſo lange mit dem Eſſen gewartet werden ſollte.

— O, wie viel Menſchen ſind heute da!

Hilde ließ den Blick über die Reihe der Damenmäntel und Hüte gleiten. Dann trat ſie an den Spiegel, wo das Mädchen raſch die beiden ſeitlichen Glühbirnen einſchaltete.

Sie ſtrich ſich über das helle blonde Haar, und die Handſchuhe in der Hand, ging ſie auf die Tür des Salons zu, wo das Mädchen wartete, um ſie vor ihr aufzuſtoßen.

Lautes Stimmengeſchwirr tönte ihr entgegen.

Eine Verſammlung von jungen und älteren Mädchen, die lebhaft aufeinander losredeten.

Hilde blieb an der Schwelle ſtehen.

Aus der Gruppe, die am nächſten zur Tür ſtand, löſte ſich jetzt eine blaſſe junge Dame und eilte auf die Eintretende zu.

— Ach, Hilde, — alſo doch noch! Ich hatte ſchon gedacht, du kämeſt nicht.

— Entſchuldige, Trude, — aber Papa ...

— Es geht doch nicht ſchlechter?

— Nein, Trude, nein; aber du weißt ja, gegen Abend wird er oft unruhig, und da ...

— Aber, Liebſte! ..

— Doch, doch! — heute muß ich mich regelrecht entſchuldigen. Alſo ſei nicht böſe. Und nun, ehe die anderen dazwiſchen kommen: nochmals meine herzlichſten Glückwünſche. Heut' morgen in der Aula, als all die andern ſich an dich drängten, da bin ich im Schwarm mit untergegangen.

— Aber, Hilde!

— Ich bin ſo ſtolz auf dich! —

Und in einer plötzlichen Aufwallung legte Hilde Vangerow den Arm um die kleinere Freundin und küßte ſie, zum erſten Male in den langen Jahren ihrer Bekanntſchaft.

Ein älteres Mädchen, das neben ihnen ſtand, miſchte ſich ein und ſagte:

— Das ſind wir alle, ſtolz auf unſere Freundin Bartling, eins der erſten deutſchen Mädchen, das ſeinen Doktor macht. Es iſt eine neue Breſche in der chineſiſchen Mauer, durch die unſere Entwicklung ſeit Jahrhunderten aufgehalten wurde. Ihr Fräulein Schweſter will auch ſtudieren, Fräulein Vangerow, höre ich?

— Suſi iſt ja noch ſo jung, erwiderte Hilde.

— Komm, Hilde, ich will dich raſch vorſtellen, dann kann der Doktorſchmaus beginnen. Meine Damen, wandte ſie ſich an eine Gruppe, die am Kamin plaudernd ſich gebildet hatte, Fräulein Hilde

Vangerow, die talentvollſte Landſchafterin des kommenden Jahrhunderts.

— Aber, Trude, ſo 'n Unſinn!

— Gar nicht!... Sonſt, glaube ich, kennſt du alle, mit Ausnahme von Fräulein Liebſch wohl.

Eine große hagere Perſon mit wenig gepflegten Haaren machte ihr eine ungelenke Verbeugung.

— Bitte, zu Tiſch, zu Tiſch! rief Trude Bartling. Feſte Plätze gibt es nicht, nur Hilde und Käthe Siebald müſſen neben mir ſitzen. Das habe ich ihnen verſprochen. Alſo: Bitte!...

Die Glastüren zu dem großen Speiſeſaale wurden zurückgeſchoben; zwei Hausmädchen in weißen Schürzen und Häubchen ſtanden am Büfett neben dem alten Diener des Hauſes als einzigem männlichen Weſen. Er hatte es ſich nicht nehmen laſſen, ſein Fräulein auch heute, an ihrem Ehrentage, zu bedienen.

Die lange Tafel war gedeckt, wie nur bei den feierlichſten Gelegenheiten im Hauſe Bartling.

— Ich muß für meine Eltern um Entſchuldigung bitten, aber ſie wollten uns nicht ſtören und werden erſt zum Deſſert herumgereicht.

— Wie ſchade! rief ein kleines Fräulein in die Stille hinein.

— Ja, was habt ihr denn inzwiſchen mit meinem Stuhle gemacht? —

Ein großer, reich geſchnitzter Armſeſſel ſtand an der Spitze der Tafel und war ganz mit Girlanden geſchmückt. Baldachinartig rankten ſich die Blumen hinter der Lehne empor, daß Trude ganz darin eingebettet ſaß.

— Wißt ihr, bequem iſt das nun gerade nicht,

ſagte ſie lachend, aber das muß man heute wohl über ſich ergehen laſſen.

Dann wandte ſie ſich leiſer zu Hilde und ſagte:

— Es iſt doch genau ſo wie früher bei einer von unſeren Kindergeſellſchaften, wo es Schokolade mit Schlagſahne gab, nur daß wir nun alle große Mädchen ſind, und die meiſten von uns ſich im Laufe der Jahre nicht eben verſchönert haben.

Der alte Diener hatte überall Sekt eingeſchenkt, als am unteren Ende der Tafel ſich Fräulein Liebſch in ihrer hageren Größe erhob und, den Kneifer feſt auf die Naſe drückend, an ihr Glas ſchlug.

Mit ihrer rauhen Stimme begann ſie, mit gelegentlichen Blicken in ihr Konzept, das ſie offen in der linken Hand hielt, eine lateiniſche Anſprache an den neugebacknen Doktor.

Nur einige wenige konnten der haſtig vorgebrachten Rede folgen, aber alle ſahen verſtändnisinnig zu der Rednerin auf, und als ſie endete und ihr Glas hob, klatſchten alle Beifall und eilten dann auf Trude zu, um mit ihr anzuſtoßen.

Ganz leiſe ſagte Hilde zu ihr:

— Auf gut deutſch, Trude: viel Glück für alle Zukunft! und daß wir uns nicht ganz verlieren. Auf unſere Freundſchaft laß uns anſtoßen! —

Dann gingen ihre Worte in dem Lärmen unter, das am Schluſſe des Toaſtes entſtand, — plötzlich ſingen ein paar friſche Stimmen ein Gaudeamus an; eine Dame eilte ins Nebenzimmer an den Flügel, und nochmals von vorn fingen ſie an zu ſingen:

Gaudeamus igitur
Virgines dum sumus ...

Beim zweiten Verſe haperte es ſchon, die meiſten wiederholten den Text des erſten, und die Hausmuſik, die das merkte, ſchloß mit einem brauſenden Akkorde, als die Tür ſich öffnete und, angelockt vom Geſange, Herr und Frau Bartling erſchienen.

Ein allgemeines Begrüßen und Händeſchütteln mit verlegenen Knixen von ein paar jüngeren Fräuleins, denen der Sekt ſchon zu Kopf geſtiegen war.

Der alte Herr freute ſich, wenn ſeine Tochter ein paar Freundinnen bei ſich ſah. Jetzt ging er ein wenig gebückt, ſeit ſchwere Krankheit ihn monatelang ans Bett gefeſſelt hatte.

Heute war er in ſeinem Elemente. Die jungen Damen ſtudierten Gott ſei Dank nicht alle; es gab auch ſolche darunter, die ein Kompliment mit Vergnügen aufnahmen.

Von allen Freundinnen ſeiner Trude hatte er eine immer am liebſten gehabt, ſeit ſie als Schulmädel zu ihnen gekommen. Das war Hilde Vangerow.

Ihre ſchlanke hohe Geſtalt, dieſes gerade, offene Weſen, hatten ſie ihm wie auch ſeiner Frau liebgemacht. Er hatte ſie nie anders als Hilde gerufen, und ſie ſagte zu ihm Onkel Bartling.

Auf den erſten Blick hatte er ſie aus der Schar herausgefunden, wie ſie mit ihrer Größe die meiſten überragte. Ihr helles, faſt gelbliches Haar, das in ſchweren Flechten den zierlichen Kopf allzu ſchwer beinah krönte, ließ ſie ſofort auffallen, ein Haar, wie helle Gerſte ſo blond, und doch mit einem ſo kräftigen Tone, der ihr etwas ganz Eigenartiges verlieh.

— Tag, Onkel Bartling! Das habt Ihr Euch

nicht träumen laſſen, daß Ihr mal Trude als leibhaftigen Doktor vor Euch ſehen würdet.

— Ja, Kind, ich habe es früher nie verſtanden, aber jetzt ſcheint es mir ganz natürlich. Bloß mich ſelber gebe ich nicht zum Experimentieren her; dazu habe ich meine alten Knochen zu lieb. Ich bleibe meinem alten Geheimrat treu, der auch was von der Sache verſteht. Aber nun möchte ich auch an dir noch was erleben. Das geht nicht, ſich immer ſo verkriechen. Mut, Kind, Mut! Zeig' den Leuten mal, was in dir ſteckt. Da das letzte Bild mit den hängenden Birken iſt famos.

— Aber, Onkel Bartling.

— Ach was, aber! aber! — Wenn ſie dich herunterreißen, was ſchadet es groß? Du ſchnurrſt dich ein, wie ein Kätzchen in der warmen Spinnſtube, und wirſt weichlich werden. Das willſt du doch nicht! —

— Gewiß nicht.

— Na alſo; mach es der Trude nach. Und nicht mit irgend ſo 'nem kleinen Bildchen. Nicht bloß mit deinen Landſchaften, auch die paar Porträts, die ſind nicht das ſchlechteſte, zum Beiſpiele meines ...

— Ach, ſieh doch den eitlen Onkel! Das ſollte Ihnen wohl ſo gefallen!

— Da kommt ja unſer Fräulein Doktor. Na, Kind? — Weißt du, eigentlich hätten wir Vetter Franz heute einladen müſſen. Der wird mit den vier Semeſtern, die er dir über iſt, ſchöne Augen in ſeinem Würzburg machen. Von unſerem lieben Sohn Max will ich ſchon gar nicht reden. — Aber nun, Kinder, wollen wir uns wieder ſetzen. Karl hat Angſt um das Eis. Dazu ſind wir doch nur hereingekommen.

Allmählich fand jeder ſeinen Platz wieder.

Hilde ließ ihren Blick über die Tafelrunde ſchweifen. Sie kannte die meiſten. Beſonders ſympathiſch waren ihr nur wenige. Sie kannte die Triebfedern ihres Handelns. Ganz perſönlicher Ehrgeiz und viel Eitelkeit erfüllte faſt alle.

Sie wußte, daß für Trude der heutige Tag nur eine notwendige Formalität, ein Mittel zum Zwecke war. Auch darin fanden ſie ſich in ihrer Freundſchaft.

Hilde wußte, daß ſie mit ihrem Mangel an perſönlichem Ehrgeize wohl immer im Hintergrunde bleiben würde. Sie fühlte ſich nicht ſtark genug zum Kampfe, gegen die Vielen.

Wie ſie ſo ſtill daſaß und an ein Stückchen Natur dachte, das ſie vor ein paar Tagen draußen in einer Gärtnerei in Tempelhof geſehen hatte, ein Feld, begrenzt von bunt blühendem gefüllten Mohn, und deutlich den Ausſchnitt vor ſich ſah, wie ein Haus und ein Baum von ſelbſt den Rahmen dazu gaben, ſetzte ſich Frau Bartling leiſe zu ihr und flüſterte:

— So in Gedanken, Kind? Weißt du, Hilde, du müßteſt einmal heraus, völlig heraus aus dieſer drückenden Luft der Krankenſtube. Das wäre nicht nur dir, ſondern auch deinem Talente gut.

— Ich habe manchmal ſelbſt ſolche Sehnſucht, hinauszukommen. Ich möchte irgendwo ein Stückchen Natur finden, das mir zuſagt, um ganz dort zu leben und völlig darin aufzugehen. Alles, was ich bis jetzt geſehen und gemalt habe, iſt ja gar nicht das Richtige.

— Du müßteſt dich mal losreißen. Allmählich iſt doch deine Schweſter groß und verſtändig genug.

— Ach, Susi ist nicht zur Krankenpflegerin geschaffen; sie ist noch ein Kind, — und Papa selbst will auch nicht viel von ihr wissen. Sie lacht ihn nur aus und ulkt. Er will, daß man seine Krankheit furchtbar ernst nimmt. Susi tut das nicht. Die kann gar nicht begreifen, wie es einem anders als gut gehen kann. Und dann muß sie immer lärmen, immer laufen und singen. Und die Türen schlägt sie — das kann weder Mama noch Papa vertragen. Alle Tage kriegt sie ihre Strafpredigt.

— Ihr sprecht von Susi? — mischte Trude sich ein. Weshalb ist sie nicht mitgekommen? —

— Nein, Trude, das geht nicht — eine von uns muß zu Hause bleiben. Mama will morgen mit Susi zu dir kommen. Bist du um ein Uhr zu Hause? —

— Gewiß, aber vorher komme ich erst zu euch. Ich habe jetzt noch ein paar Tage für mich, gar nichts zu tun, in Erwartung, daß ich bald recht viel zu tun kriege.

Sie erhoben sich und gingen nach vorn in die Gesellschaftsräume, wo jetzt alle elektrischen Flammen aufglühten.

Hilde sah sich um, und zum ersten Male stieg der Wunsch in ihr auf, daß sie es auch so haben möchte.

Sie lebten ja ganz behaglich, mußten sich aber doch manches versagen. So hatte sie kein Atelier, sondern mußte sich mit einem Zimmer der Wohnung begnügen, das rechte Licht hatte sie nicht, und die Ruhe zur Arbeit fehlte auch.

Etwas wie Neid keimte in ihr auf, aber sie unterdrückte die Regung.

Der alte Diener sagte ihr leise, daß ihr Mädchen

gekommen ſei. Es war noch früh, aber ſie mußte gehen.

Der Vater beſtand darauf, daß ſie ſich abholen ließ. Und ſie wollte nicht das Geld für eine Droſchke ausgeben, ging auch gern des Abends durch die ſtillen Straßen, weil ſie nach einer Geſellſchaft ſonſt nicht einſchlafen konnte.

So verabſchiedete ſie ſich von den alten Bartlings, die ſie hinausbegleiteten, und verſchwand, ohne daß ſonſt wer ihr Fortgehen merkte.

II.

Es hatte geregnet, und der Aſphalt war feucht, daß der Schein der vereinzelten Laternen ſich hell darin widerſpiegelte.

Nebel hing in der Luft, aber er verſchleierte nicht, ſchien nur zwiſchen den Bäumen zu ſtehen, ſo daß alles ein weiches und verſchwommenes Ausſehen bekam; die lange ſchmale Privatſtraße war menſchenleer; die Häuſer traten mit tiefen Einbuchtungen immer wieder zurück, und das Trottoir bildete eine Schlangenlinie, während der Fahrdamm durch die weinbewachſene Mauer begrenzt wurde, die den Garten der Muſikhochſchule abſchloß.

Weit vor ſich, an dem Gitter, das die Straße des Nachts von der Außenwelt abſchloß, ſahen ſie die elektriſchen Wagen vorbeiſauſen.

Der Pförtner öffnete ihnen das kleine Türchen in dem großen ſchmiedeeiſernen Torbogen, und ſie traten auf die Potsdamer Straße hinaus, aus der Einſamkeit in das nächtliche Leben.

Aus den Reſtaurants und Cafés fiel helles Licht auf die regenfeuchte Straße, und von der Brücke her leuchtete es von den hohen Lichtmaſten taghell über das Holzpflaſter.

Obgleich es ein Umweg war, gingen ſie dem Kanale zu, wo eine angenehme Nachtkühle unter den dichtbelaubten Bäumen hing.

Schweigend ging das alte Mädchen neben Hilde.

Als ſie am Ufer waren, wo das Waſſer ſchwarz lag, fragte Hilde zum erſten Male nach den Dingen zu Haus.

Der Vater war eingeſchlafen, und alles ſtill und in Ordnung geweſen.

— Aber, fügte Liſing hinzu, Fräulein Hilde, der Herr Oberſt gefällt mir gar nicht. Die andern ſehen das wohl nicht ſo. — Gar nicht gefallen will er mir.

— Wieſo denn?

— Sehn Sie, Fräulein, der Herr hat nicht mehr das rechte Intereſſe; er ſieht ſo über die Dinge weg, die ihn früher geärgert haben.

— Aber Liſing, da ſollten wir doch froh ſein, daß er auch mal etwas nicht ſieht. Er erſpart ſich den Ärger und uns viel Aufregung.

— Nein, das Rechte iſt dies nicht; ſo wie jetzt iſt er noch nie geweſen, ſelbſt als es ihm ſo furchtbar ſchlecht ging. Und dann gefällt mir die gnädige Frau auch nicht.

— Aber, Liſing.

— Ja ja, Fräulein, da müſſen wir beſſer aufpaſſen. Da iſt wieder was nicht in Ordnung. Wenn ich bloß wüßte, woher ſie das wieder haben kann.

— Das hätteſt du mir gleich ſagen ſollen.

— Ich? Ist mir ja erst gestern aufgefallen, und heute abend, als ich fortging, habe ich gemerkt, daß die Mama es wieder genommen hat.

Hilde schwieg, aber ihr Herz klopfte stärker.

Der Vater war seit dem Schlaganfalle im Sommer nicht wieder der Alte geworden.

Allen Ärger, den er sonst in der Kaserne hatte abladen können, mußten sie jetzt daheim über sich ergehen lassen. In alles mischte er sich ein, und selbst die alte Lising mußte sich alles mögliche sagen lassen. Er fand, daß dieses so, jenes aber so gemacht werden müsse, und nie war es ihm sauber genug.

Dann war plötzlich die Mutter so sonderbar geworden, klagte über allerhand eingebildete Leiden, und eines Tages war sie so seltsam, daß Hilde den Stabsarzt Dr. Biedekarken holte, der dahinterkam, was mit ihr war.

Gegen ihre eingebildeten Schmerzen hatte sie angefangen Morphium zu nehmen. Ihr linker Oberarm zeigte die Spuren, zahllose Pünktchen dicht nebeneinander.

Das gab einen gewaltigen Schrecken bei allen, denn niemand hatte eine Ahnung gehabt.

— So scheu geht die Mutter wieder herum, ganz wie damals, sagte Lising jetzt.

— Wenn nur das andere nicht auch wiederkommt.

— Ach, Fräulein Hilde, heute mittag war es ja schon; ich habe nur bloß noch nichts gesagt, weil ich Fräulein nicht die Freude zu heut' abend verderben wollte, aber drei ganz große Teppiche sind heute früh gekommen.

— Aber, Liſing, wie iſt das denn möglich, ſie iſt doch gar nicht fortgeweſen.

— Doch, Fräulein Hilde, ſie war mit Fräulein Suſi in der Stadt einkaufen.

— Hat Suſi ſie denn allein gelaſſen.

— Ja! — Sie ſagt, ſie hat die Mutter in die Elektriſche geſetzt, aber da muß ſie dann wohl zurückgefahren ſein. Denken Sie nur, Fräulein, für neunhundert Mark Teppiche, und ſo ſchwere, die Leute haben ordentlich gekeucht, als ſie damit heraufkamen.

— Haſt du ihnen auch ein anſtändiges Trinkgeld gegeben? Und haſt du die Firma dir notiert?

— Ja, Fräulein, eine Mark, und ich habe es mir aufſchreiben laſſen, weil es zwei Namen waren. Der eine Mann hat es aufgeſchrieben; es war ſo'n netter Menſch, der immer nur den Kopf geſchüttelt hat und geſagt: Nee, ſo wat! nee aber ſo wat! ...

— Für neunhundert Mark!

— Ach, und nun wollen Fräulein wohl wieder hin und ſich entſchuldigen?

— Ja, Liſing, was ſollen denn die Leute von uns denken. Sie halten uns am Ende für Betrüger. Bis jetzt ſind noch alle immer ſo nett zu mir geweſen, manchmal ſo, daß ich hätte weinen können, wenn ſie verſucht haben, mich zu tröſten. Weißt du, Liſing, das iſt das ſchrecklichſte, wenn man ſich bemitleiden laſſen muß.

— Aber, Fräulein, da meinen es die Leute doch gut.

— Mir wäre es viel lieber, ſie wären böſe und ärgerlich, denn dazu haben ſie ein Recht.

— Die Leute ſind freilich immer anſtändig ge-

weſen, bis auf den Einen; wiſſen Sie noch? Der behauptete, die Sachen wären gekauft, und wir müßten ſie nehmen. Dreißig Mark hat die Geſchichte damals gekoſtet.

— Ja, Liſing, das war freilich böſe. Wenn es noch was geweſen, was wir gebrauchen konnten, aber Gaskronen waren es, und nun wieder Teppiche. Immer ſo große Stücke, und die Leute freuen ſich doch gewiß, wenn ſie ſo was für verkauft halten, und dann der Ärger, wenn ſie es wieder zurückkriegen.

— Wir dürfen die Mutter gar nicht aus den Augen laſſen. Neulich wollte ſie allein fort, da habe ich geſagt, die Stiefel ſeien beim Schuhmacher, und den Schlüſſel zum Spind hatten Fräulein ja auch mitgenommen. Wenn aber Fräulein Suſi nicht gerade nach Hauſe gekommen wäre, hätte ich die gnädige Frau nicht halten können; ſie wäre einfach in Pantoffeln und dem alten Hauskleide fortgegangen, wie ſie ging und ſtand.

— Ach, Liſing, manchmal wünſchte ich, wir wären in einer kleinen Stadt; da könnten es alle Menſchen gern wiſſen und würden gewiß alle ſo zu ihr tun, als ob ſie ihr die Sachen verkauften, und brauchten ſie nicht erſt zu ſchicken. Da hätte ſie doch ihre Freude dran. Und du meinſt, ſie hat wieder was von dem Gifte?

— Ja, Fräulein Hilde, ich habe ſchon überall geſucht, in allen Ecken und Winkeln. Wenn man nur einmal dazu käme; aber das iſt noch nie geweſen. Laſſen ſich Fräulein aber man ja nichts merken, auch nicht um die Teppiche, ſonſt finden wir gewiß nichts.

Sie waren vor dem Hauſe angekommen, und

Liſing ſchloß auf. Leiſe gingen ſie die Treppe hinauf, und noch leiſer durch die Wohnung.

Suſi war noch wach. Sie machte gleich Licht, als die ältere Schweſter nach Hauſe kam. Mit ihren dunklen offenen Haaren ſaß ſie im Bett auf. Ihr ſonſt ſo keckes Geſicht war ganz verweint, und ſie hatte gar nicht einſchlafen können. Sie traute ſich gar nicht zu fragen, wie es bei Bartlings geweſen war, ſo hatte die neue Geſchichte der Mutter ſie erſchreckt, und ſie hatte es gar nicht erwarten können, daß Hilde endlich nach Haus kam.

Lange ſaßen ſie auf und ſprachen über die Eltern, aber dann ward Suſi müde und ſchlief ein, und als Hilde ihr noch etwas ſagen wollte, daß der alte Herr Bartling ihr ſo zugeredet hatte, doch auszuſtellen, bekam ſie keine Antwort mehr, und ſo löſchte ſie das Licht, um auch einzuſchlafen.

III.

Der Schnee lag draußen auf allen Straßen. Über Nacht war es Winter geworden. Nun war alles weiß. Der Himmel aber war wieder klar, und die Sonne ſchien kalt und hart.

Von ihrem Fenſter aus konnte Hilde dieſe ganze Schneepracht überſehen, die im hellen Vormittagsſcheine die Augen blendete.

Ein häßliches, grelles Licht fiel in ihre Atelierſtube, wo ein großes Schneebild auf der Staffelei ſtand, neben einer kleinen Winterſkizze, die ſie tags zuvor mit erſtarrten Fingern feſtgehalten hatte.

Wenn nur die Sonne nicht geweſen. Die ließ heute gar keine Stimmung aufkommen.

Und dabei erwartete Hilde Beſuch, einen bedeutungsvollen Beſuch.

Mit bangem Herzen hatte ſie vor einiger Zeit zwei Bilder durch Verwendung ihres früheren Lehrers der Öffentlichkeit übergeben. Als ſie in der Ausſtellung hingen, traute ſie ſich gar nicht hin; bis das erſte Urteil in der Zeitung ſtand — Trude Bartling brachte ihr das Blatt, und ſie lebte in ſteter Angſt, der Vater könne etwas davon erfahren —, da ſtieg in ihr der Wunſch auf, ihre Werke in der fremden Umrahmung zu ſehen. Sie hing gut, und die beiden Sachen machten ſich wirklich nicht ſchlecht. Die Heideſtimmung mit der untergehenden Sonne war ſogar ſehr gut getroffen, das kleinere Bild etwas nichtsſagend.

Sie blieb mit Trude Bartling davor ſtehen und horchte, was die Leute ſagten. Sie hörte Urteile wie: Sehr hübſch! — Sieh mal, wie nett die Heide iſt! — Sehr fein in der Stimmung!

Als Erſter hatte Max Lamberg über ſie geſchrieben: ihr Bild eine überzeugende Talentprobe genannt, und darauf aufmerkſam gemacht.

Dann war ſie ihrem Kritiker auf einer Geſellſchaft begegnet. Er hatte anfangs, ohne ſie zu kennen, mit ihr geplaudert, bis ſie ſagte:

— Ich muß Ihnen übrigens noch danken für die liebenswürdigen Worte neulich über mich.

Ganz erſtaunt fragte er:

— Liebenswürdige Worte? — Über Sie, mein gnädiges Fräulein? Ich entſinne mich nicht, — ich ... Verzeihen Sie, aber beim Vorſtellen hört man

natürlich keinen Namen, und ich habe, offen gestanden, keine Ahnung, mit wem ich die Ehre — Wollen Sie mir nicht, bitte, helfen, — wann, — wieso, — und vor allem mit wem habe ich so nett geplaudert?

Sie errötete und sagte dann rasch:

— Ich heiße Hilde Vangerow.

— Ah!... Sieh mal an.

Er trat einen Schritt zurück und sah sie von oben bis unten an, daß sie ganz verlegen wurde.

— Geben Sie mir Ihre Hand, sagte er dann.

Und als sie es zögernd tat, schüttelte er sie wie einen Kameraden und sagte:

— Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Zukunft. Donnerwetter noch mal, Sie können was! — Nein, wahrhaftig! — Jedes Wort habe ich mir zweimal überlegt und bin sehr vorsichtig gewesen, denn man kann sich zu leicht blamieren, wenn man falsch prophezeit — aber nun, unter vier Augen, kann ich Ihnen nur wiederholen: das Bild hat mir imponiert. — Es hat so blitzwenig Frauenzimmerliches und Zimperliches an sich, dafür eine gesunde, derbe Naturauffassung, wie ich sie liebe. Sie können was, mein Fräulein; das beweist dieses einzige Bild, das ich bis jetzt von Ihnen gesehen habe. Sagen Sie doch, haben Sie noch andere, die Sie dem an die Seite setzen können, oder ist das Ihr Bestes?

— O nein, meiner Empfindung nach habe ich schon Besseres geleistet.

— Ihrer Empfindung nach, ist sehr gut. Dann glaube ich daran — aber ich möchte nicht nur glauben, ich muß sehen. Kann und darf ich das?

— Aber gewiß.

— Alſo, ſagen Sie mir, wann und wo; es eilt ja nicht, wenn ich auch brennend gern mich überführen möchte, ob ich recht hatte, ſo raſch zu urteilen.

— Paßt Ihnen übermorgen? — Elf Uhr?

— Gern! Und nun wo, bitte.

— Derfflingerſtraße 7; aber ein Atelier habe ich nicht. Dazu hat es noch nicht gereicht.

— Das tut nichts. Wer was kann, wird ſich auch unter ungünſtigen Bedingungen durchſetzen, und vielleicht iſt es gar beſſer, ein Bild, das wir nachher doch in eins von unſeren gewöhnlichen Zimmern hängen, auch bei gleichem Lichte zu malen, damit es nachher ſeine volle Wirkung erzielen kann. —

Sie wurden unterbrochen; aber als ſie fortging, erinnerte Lamberg ſie daran, daß er am Montag kommen würde, um ſich ihre Sachen anzuſehen. —

Voller Erwartung ſah Hilde von Zeit zu Zeit nach der Uhr. Der Zeiger wollte gar nicht vorrücken.

Sie ging im Zimmer umher und rückte an allen Gegenſtänden. Die ungerahmten Skizzen, die ſie zahlreicher als ſonſt an die Wände gehängt und geſtellt hatte, richtete ſie gerade, ſtellte die Staffeleien bald ſo, bald ſo, wiſchte hier ein Stäubchen Paſtellkreide fort, ſchob dort eine Vaſe etwas vor oder zurück.

Unruhig ſah ſie auf die Straße, bis es mit einem Male hinter ihr klingelte. Dann hörte ſie die Korridortür gehen, und ihr eben noch ſo wild ſchlagendes Herz ebbte, und ſie ward ganz ruhig.

Im gleichen Augenblicke verſchwand die Sonne hinter den Wolken, und nun herrſchte in dem Zimmer ein gleichmäßiges, angenehmes Licht, das all den Bil-

dern und Skizzen wieder ihre richtigen Farben gab, so daß sie den Wunsch hatte, diese Beleuchtung möchte eine Zeitlang vorhalten.

Max Lamberg trat ein, und sie ging ihm entgegen.

Er hatte Hut und Stock in der Hand und küßte ihr die Hand, die sie ihm entgegenstreckte.

Lächelnd sagte er, sich den blonden Schnurrbart streichend:

— Das gilt der Dame, — nun rasch zur Künstlerin, ehe ich mich wieder mit Ihnen verplaudere. Das sage ich Ihnen gleich: ehrlich will ich gegen Sie sein, denn das verdienen Sie.

— Wollen Sie nicht ablegen? —

— Gewiß. Wissen Sie, Ihr Ofen meint es gut.

— Soll ich das Fenster öffnen?

— Nein — nein, ich werde mich schon dran gewöhnen, also nun mal an die Arbeit!

Er trat vor die große Winterlandschaft und ging von rechts nach links, trat etwas zurück, als Hilde sagte:

— Bitte, von hier!

— Nein, nein, wehrte er ab, nicht helfen! — Der richtige Standpunkt muß im Bilde liegen, den muß der Beschauer selbst finden; wer hilft denn, wenn das Bild in der Ausstellung hängt; nicht wahr? — Sie wollen natürlich, ich soll Ihre Werke von der günstigsten Seite sehen; aber ich will das gar nicht. Lassen Sie mich nur ganz in Ruh'. Wenn Sie was zu tun haben, nicht stören lassen. Wenn ich was wissen will, frage ich schon. —

Sie sah ihn etwas verwundert an, denn manches kam ziemlich brüsk heraus; aber es verletzte sie nicht.

Dazu empfand ſie zu ſehr als Künſtlerin und verſtand ihn mit ſeinen Abſichten.

So ſetzte ſie ſich denn auf einen Hocker und ſah ihre in einer Vaſe ſteckenden Pinſel durch, während Max Lamberg eingehend jedes Bild im Atelier betrachtete.

Zuweilen nur fragte er:

— Woher iſt dies?

— Aus Bornholm.

— Lohnt ſich, nicht wahr? — Ich wollte vorigen Sommer hin, aber es ließ ſich nicht machen. Ein andermal! Dies iſt aus dem Spreewald?

— Ja — aber das liegt mir nicht. Es war auch zu ſchlechtes Wetter. Ich habe das Bild faſt ganz aus der Erinnerung gemalt, da iſt es nichts.

— Das dürfen Sie auch nicht. Sie müſſen ſich an die Natur halten, ganz ſtreng.

Sie ließ ihn gewähren, wie er jetzt einige Pappen, die an der Wand lehnten, umdrehte und ſie von ſich hielt.

— Allerhand alte Skizzen, ſagte ſie.

— Ja, daraus kann man am beſten erſehen, was einer wirklich in ſich hat.

Dann ſah er wieder die aufgeſtellten Bilder an, ſo ruhig, als ob Hilde gar nicht im Zimmer ſei. —

— So, ſagte er, und nun kommen Sie einmal her. Ich kann Ihnen natürlich nicht gleich alles ſo ſagen, nur einige Einzelheiten. Was mir nicht gefallen hat, das müſſen wir vorweg nehmen; das Lob kommt ganz am Ende, als ſüße Nachſpeiſe. — Sehen Sie gleich mal hier: da haben Sie experimentiert; die ganze Partie wirkt nicht. Wie eine graue Sauce breitet ſich das aus, und ich glaube im

Leben nicht, daß das Unterholz je so aussehen kann, da muß Luft und Licht hinein. Und hier der Baumschlag mit den flimmernden Sonnenflecken, das sieht aus, als ob Kalkflecke auf dem Bilde seien. — Sonne ist das nicht, — die wirkt ganz anders. Das hier ist wohl vom Heiligendamm — nicht? — Eine Partie aus dem Gespensterwald: die Buchenstämme aber sind da entschieden grauer — sie sind zu silbern. — Da haben sie gewiß nicht genug Studien gemacht.

— Allerdings nicht, ich war nur vier Tage dort.

— Was mir dagegen rückhaltslos gefällt, das sind Ihre wenigen Dünenstücke. Die Behandlung der Sandhügel, das fahle Grün des Strandhafers mit den blauen Stranddisteln und ihren silbernen Blättern finde ich ganz vortrefflich. Dies Stück Natur sollten sie eifriger kultivieren.

— Es interessiert mich auch sehr.

— Na also — vor allem immer in der Kunst das tun, was einem selbst Freude macht. Nur nicht hinhorchen, was Mode ist, gar nicht dran denken, daß ein anderer Mensch die Dinge überhaupt zu Gesicht bekommt. Einzig so kann man was Gutes schaffen. Schließlich ist alle Kunst etwas durchaus Individuelles, nichts anderes als Persönlichkeit, die sich manifestiert, deshalb nur arbeiten, was einem selbst Vergnügen macht. Das höchste menschliche Vergnügen ist die Kunst, wenn sie ernsthaft betrieben wird, und daß Sie keine Dilettantin sind, sondern berufen, das sagen mir alle diese Arbeiten. Nur sich nicht beirren lassen, auch nicht durch das, was ich Ihnen sage. Hören Sie sich alles ruhig an, denken Sie über das ein oder andere

nach, und Sie werden ſchon das Rechte finden. Nun aber haben wir genug von der Kunſt geſchwatzt, jetzt muß ich von Ihnen ſelbſt was wiſſen. Alſo geboren — na, darauf kommt es nicht an.

— Aber weshalb nicht?

— Sie wollen mir ſagen, wann Sie geboren ſind?

— Aber gewiß, wenn es Sie intereſſiert.

— Das iſt merkwürdig.

— Am 2. September 1870. Sie ſehen, das Datum kann man nicht gut verſchleiern.

— Freilich, dann ſind Sie alſo ... gut! aber nun wo? — Das intereſſiert mich mehr.

— In Magdeburg, bei den Großeltern, wohin meine Mutter gereiſt war. Der Vater war mit in Frankreich.

— Was war doch Ihr Herr Vater? Ich vergaß, ich weiß ja, Oberſt.

— Ja, er war Offizier, und ich bin geboren, während er im Felde ſtand. Die erſten zwei Jahre bin ich mit Mama ganz bei den Großeltern geweſen. Dann haben wir ein paar Jahre in Görlitz gelebt, und als Vater dann ſeinen Abſchied nehmen mußte, ſind wir nach Berlin gezogen. Zuerſt haben wir in Halenſee gewohnt, aber da war es doch zu einſam; das iſt eigentlich alles, was ich Ihnen über mein Leben ſagen kann. Es iſt nicht viel, nicht wahr?

— Viel nicht, aber genug.

— Papa wollte nie viel von meiner Malerei wiſſen. Er darf gar nicht wiſſen, daß ich ſchon ausgeſtellt habe. Bei den Großeltern auf dem Gute habe ich zum erſten Male einen Maler geſehen, und wie der dann ſeine Staffelei aufſtellte und ſeine

Farben miſchte und langſam auf dem Bilde das Häuschen entſtand, in dem wir wohnten, mit allem, was drum und dran war, und als gar meine weiße Ziege auf der grünen Wieſe lebendig vor mir ſtand, da war ich vor Begeiſterung ganz weg, und hatte nur den einen Wunſch, auch ſo zaubern zu können; denn ich hielt das Malen damals noch für Zauberei.

— Erlauben ſie mal, das iſt es auch: eine holde Täuſchung, ſo daß wir Wirklichkeit zu ſehen glauben, während es nur richtig geſetzte Ölfarbenflecke ſind. Der wahre Künſtler iſt und bleibt ein Hexenmeiſter.

— Wenn das nur wahr wäre. Und nicht ſo viel Arbeit dabei, Arbeit, daß man oft ganz entmutigt iſt.

— Nun, gnädiges Fräulein, Sie dürfen ſich jetzt nicht mehr vor der Öffentlichkeit verſchließen, Sie müſſen ans Tageslicht, damit Sie lernen, damit Sie die Wirkung ſehen, die Ihre Arbeiten auf die Menge ausüben.

— Ich habe nicht den rechten Mut dazu.

— Sie haben jemand nötig, der Sie ein wenig treibt, einen guten Freund, der unnachſichtlich gegen Ihre Fehler iſt — aber es auch verſteht, das Treffliche in Ihnen zu entwickeln. Ich wollte, ich könnte Ihr Freund ſein.

— Und weshalb können Sie es nicht?

— Wären Sie damit einverſtanden?

— Ich habe niemanden, der mir zur Seite ſteht, in ehrlicher Weiſe mir zur Seite ſteht.

— Alſo wollen wir ein Schutz- und Trutzbündnis ſchließen?

— Ja, da ſchlage ich gern ein. Hier meine Hand.

Sie ſah nicht das leichte Aufblitzen in ſeinen Augen, als er nach ihrer Hand griff. Mit zufriedenem Lächeln betrachtete er ſie, die jetzt mit leicht geröteten Wangen vor ihm ſtand.

Schlank und anmutig lehnte ſie ſich an eine Staffelei und ſagte:

— Mir iſt zumute, als könne ich einer ganzen Welt Trotz bieten, und eben war ich noch ſo kleinmütig, daß ich an mir und meinem Können verzagen wollte. Man iſt doch ein ſchrecklicher Stimmungsmenſch.

— Ich darf alſo als Freund und Berater zu Ihnen kommen?

— Und wenn ich in meiner Arbeit für niemanden ſonſt zu ſehen bin, Sie dürfen nicht nur, Sie müſſen zu mir kommen, denn von nun an ſind Sie mitverantwortlich für das, was ich tue und treibe.

— Darauf gehe ich ein. Und nun: quod bonum, faustum felixque sit.

— So viel Latein kann ich auch noch.

Er beugte ſich über ihre Hand, die ſie ihm entziehen wollte, aber er hatte ſie ſchon geküßt.

— Nein! ſagte ſie, das ſollte der Freund und Berater nicht.

— Weshalb nicht, fragte er keck, und ſah ſie an.

— Ich weiß nicht.

— Alſo, dann ganz ſchlicht, auf Wiederſehen!

Und mit einem zufriedenen Lächeln nahm er ſeinen Hut und ging.

Sie ſtand allein im Atelier und preßte die Hände gegen die Bruſt. Ihr war ein wenig ſeltſam zu-

mute. Ihre Wangen glühten, und sie sah ihre Zukunft in einem freundlicheren Lichte als jemals.

Dann schalt sie sich eine Törin, daß sie sich so vom Augenblicke packen ließ.

Nur weil ein ihr bis dahin ganz fremder Herr sich ihrer ein wenig annehmen wollte, weil ein Kritiker glaubte, daß sie einmal etwas erreichen könne, fühlte sie sich wie gehoben!

Ganz vergnügt rief sie ihre Schwester herein, stellte sie mitten in die Stube und indem sie auf ihre Bilder zeigte, sagte sie:

— Sieh hier, Susi, die Jugendwerke einer dereinst weltberühmten Meisterin der Malerei. Spaß beiseite, Max Lamberg hat mir eine g r o ß e Zukunft prophezeit.

— Gott gebe es. Im übrigen mag ich deinen Herrn Lamberg nicht.

— Du magst ihn nicht? — Kennst du ihn denn?

— Gewiß, von Dittmers her. Ich halte ihn nicht für ehrlich.

— Aber, Susi?

— Na ja, er macht auf mich nun 'mal den Eindruck. Nicht was er da kritisch von sich gibt, — das wird ja hoffentlich seine Meinung sein —, aber ich finde ihn als Menschen nicht sympathisch.

— Erlaube 'mal, er sieht aus wie ein ehemaliger Offizier.

— Siehst du, da hast du es. — Er sieht so aus, aber ob er es war? — Schließlich stellt es sich heraus, Landsturm ohne Waffe. Nein, mein Geschmack ist er nicht.

— Das braucht er ja auch gar nicht zu sein. Auf den Geschmack hin habe ich ihn nicht geprüft.

Von Malerei aber verſteht er was, und da wird er mir nützlich ſein. Und ich will es zu was bringen, unter allen Umſtänden! Das geht ſo nicht weiter. Ich kann was, und will heraus.

— Du, wenn Lamberg das bewirkt hat, dann iſt es gut, dann gefällt er mir auch. Aber, Kind, das predige ich dir ja ſeit ix Jahren.

— Suſi, ſag nicht immer Kind zu mir. Das paßt ſich nicht, ich bin fünf Jahre älter als du.

— Um Gottes willen, verehrte Meiſterin, — oder muß man ſchon Altmeiſter zu dir ſagen? Na, weißt du, dir iſt dein zukünftiger Ruhm ja ſchon mächtig in die Naſe geſtiegen. Ich danke!

— Nun, ſei nicht albern, Suſi, und ärgere mich nicht. Ich bin in guter Laune, daß du Kindskopf ſie mir nicht verderben ſollſt.

— Das will ich auch nicht. Und nun Hilde, ſei friedlich, und werde meinetwegen die größte Malerin des Jahrhunderts. Aber ich glaube, es iſt jetzt Eſſenszeit, und Papa iſt heut' ſchrecklich brummig aufgelegt. Dabei wahre dein Geheimnis nur im Buſen, denn du könnteſt ſonſt ſchlimm bei ihm anlaufen, wenn er von deinen Abſichten hört. — Sag' ich es nicht, da klopft Liſing ſchon. Raſch die Hände gewaſchen und zu Tiſch! —

IV.

Die helle Morgenſonne fiel durch das breite Fenſter in die Berliner Stube, daß der Dompfaff in ſeinem Bauer ganz aufgeregt war und beſtändig von einer Stange zur andern hüpfte.

Die altmodiſche Einrichtung des Eßzimmers ſah in dem hellen Lichte noch abgenutzter aus, und nur das ſtattliche Büfett und ein paar alte Teller an den Wänden gaben dem Raume eine etwas abweichende Note.

Als Hilde mit Suſi zu Tiſch kam, hatte der Vater ſich bereits geſetzt.

Ungeduldig klopfte er mit dem Stocke auf den Boden.

Lachend und unbekümmert eilte Suſi auf den Vater zu und küßte ihn, ſo daß ſein Schelten in ein unverſtändliches Brummen überging.

Als der Vater die Serviette faltete, ſagte Hilde:

— Übrigens, was ich euch mitteilen wollte, ich habe mich entſchloſſen, auszuſtellen.

— Was iſt los? ... Was willſt du tun? ... Bilder ausſtellen? — Daß dich der ... Gibt's nicht! Baſta!

— Bitte, Papa, ſchilt nicht, es wird dir doch nichts helfen. Bei Bartlings haben mir neulich alle Mut gemacht, und ich ſelbſt will es auch.

— Schöne Sachen, dies Mädchen, das Doktor wird und nachher Männern, die im Bett liegen müſſen, Beſuche macht.

Hilde zuckte die Schultern und lachte:

— Vorläufig behandelt ſie nur Frauen und Kinder. Hör mich mal an, Väterchen. Ich habe nun eine ganze Menge Geld und Zeit an meine Malerei gewandt, und ich will wiſſen, woran ich bin.

— Du willſt vielleicht gar Bilder verkaufen!

— Und weshalb ſollte ſie das nicht, Papa? rief Suſi.

— Ja, zum Teufel nochmal . . .

— Ereifere dich nicht, Papa. Wenn jemand mir ein Bild abkaufen will, ſo werde ich das künftig genau ſo tun, wie das früher ſchon geſchehen iſt.

Er ſah ſie groß an, während die Mutter krampfhafte Zeichen machte, daß ſie aufhören ſollte.

— Nein, Mama, ich will keine Geheimniſſe mehr haben. Gewiß, ich habe ſchon ſeit Jahren kleine Landſchaften für eine Bilderhandlung gemalt und, ohne meinen Namen natürlich, verkauft. Ich dächte, es brauchte ſich niemand ſeiner Arbeit zu ſchämen. Reg dich nicht auf, Papa; es wird dir nicht gelingen, mich von meinem Entſchluſſe abzubringen. Ich will nichts anderes als ſo viele Mädchen heutzutage, — will verſuchen, für mich ſelber zu ſorgen.

— Das brauchſt du nicht. Dafür ſind deine Eltern da.

— Und ſpäter?

— Was ſpäter?

— Nun, wenn ihr einmal nicht mehr ſeid?

— Aber Kind, Kind! jammerte die Mutter.

— Was denn Mama? — Wir können doch nicht ewig Papas Penſion haben.

— Über ſo etwas ſpricht man nicht! warf jetzt der Vater hart ein. Ein Kind ſoll ſo vom Tode ſeiner Eltern ſprechen! — Das habe ich denn doch noch nicht gehört.

Aber Hilde blieb ganz ruhig und ſagte:

— Ich dächte, Papa, du hätteſt doch dein ganzes Leben nichts anderes getan, als dich und andere darauf vorzubereiten, dem Tode ins Auge zu ſehen.

Ein Augenblick tiefſter Stille herrſchte am Tiſche. Dann ſagte der Alte ruhiger:

— Haſt recht, Mädel! Das habe ich. — Eine verfluchte Zucht, wie viel geſcheiter ihr jetzt alle ſeid. Da kann man nicht gegen an. Haſt aber recht!

— Alſo laß uns mal davon ſprechen.

— Gut, wenn wir nicht mehr ſind, wird eben dein Mann ...

— Mein Mann? — Ich habe doch keinen. — Wer wird einen denn gleich heiraten. Ein Offizier, wie du das gerne möchteſt? ...

— Ja, Kind, du haſt auch darin recht. Da ſieht es freilich ſchlecht beſtellt aus. Reichtümer haben wir nicht ſammeln können.

— Siehſt du. Ich möchte nicht ſo ganz abhängig ſein. Soll ich Gouvernante werden, oder ...

— Nein, Kind!

— Und Suſi, die auch gern vorwärts kommen möchte? Alſo laß uns. Ich ſchicke ein paar Bilder zu Schulte. Es waren ſchon zwei ausgeſtellt, und beide ſind verkauft.

— Na, da wirſt du ja was erleben. Tu das nur! Dann wird dich irgend ſo ein grüner kritiſcher Jüngling ja tüchtig vermöbeln; vielleicht iſt es der beſte Weg, dich zu kurieren.

— Gott ſei Dank. Nun ſiehſt du die Geſchichte doch im richtigen Lichte. Alſo, das mit dem Vermöbeltwerden laß nur meine Sorge ſein.

— Und willſt du das unter deinem Namen?

— Gewiß, Papa. Hab keine Sorge. So ſchlecht ſind die Sachen nicht, daß dir daraus Schande erwachſen konnte.

— Wer hat dir das alles eingeredet? — Wohl hauptsächlich dieser Herr Lamberg?

— Es ist niemandem eingefallen. Aber sieh mal, von Trudes Freundinnen ist eigentlich jede etwas, und sie hat mich neulich vorgestellt als: eine unserer begabtesten Landschafterinen. Mit diesem Neckworte laufe ich nun schon lange herum und fühle die Verpflichtung in mir, das entweder zu beweisen oder aber auf solche halb scherzhaft, halb ernst gemeinte Bezeichnung endgültig zu verzichten.

— Aber ausstellen. So vor aller Welt ...

Der Oberst trommelte mit dem Löffel auf dem Tischtuche.

— Sieh mal, Papa, was du getan und gelernt hast, ist doch auch immer geprüft und zensiert worden.

— Weiß der Himmel, und nicht immer erfreulich.

— Und da sollte ich, deine Tochter, zurückschrecken, und mich dem nicht auszusetzen wagen?

— Du verstehst einen in die Enge zu treiben. Man kann wahrhaftig nichts dagegen sagen.

— Weiter will ich nichts, als daß du nichts sagst. Also abgemacht. Hilde Vangerow stellt sich und ihre Arbeiten zur öffentlichen Kritik aus, um zu ersehen, ob sie ihre Pinsel auswaschen und zum Fenster hinauswerfen, soll oder zu neuem Schaffen schwingen darf. —

— Kind, Kind, wie du mit deinem Vater umspringst, sagte die Mutter bewundernd, als Hilde sich zum Ausgehen fertig gemacht hatte. Mich hat er bei so was einfach angefahren, als sei ich einer seiner Rekruten, und dann fand ich kein Wort mehr.

— Ja, Mamachen, das ist eben die Überlegenheit der modernen Frau.

— Wenn es nur gut ausgeht, Kind. Bedenke, wenn daraus für Papa Ärger entstehen würde.

— Na, da wäre ich doch diejenige, die es ausbaden müßte. Und nun, Muttchen, mach dir keine Sorgen; den Kopf kostet es nicht, und das bißchen, was ich mir verdient habe, ist uns doch immer sehr gelegen gekommen.

Hilde war durch den Tiergarten gegangen und schritt nun durch das Brandenburger Tor. Ihre Siegesgewißheit sank ein wenig, wenn sie sich vorstellte, daß eines Tages ihre Bekannten, vor allem aber ganz fremde Menschen denselben Weg gehen würden, um nach ein paar flüchtigen Blicken auf die von ihr bemalte Leinwand über sie und ihr Können abzuurteilen.

Die ersten beiden Bilder waren noch untergegangen. Diesmal sollte es Ernst werden.

Aber mutig trat sie, heute nicht in die Ausstellungsräume, sondern in das Kontor, wo sie mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen wurde, die merklich kühler wurde, als sie statt der erwarteten Käuferin sich als Malerin herausstellte. Sie empfand diese kleine Nuance sehr wohl, aber nahm es ruhig hin, als sie die Zusicherung hatte, daß sich einer der Herren bei ihr einfinden würde, um ein oder das andere Bild, auszuwählen.

Das drückte sie ein wenig herab, denn sie hatte damit gerechnet, wenigstens fünf oder sechs Arbeiten ausstellen zu können.

Leichteren Herzens beſah ſie ſich ein paar Minuten die Ausſtellung, und ſtellte ſich vor, wo ihre Bilder wohl zu hängen kämen. Vielleicht in eine dunkle Ecke, wo niemand ſie recht ſah, vielleicht aber in den Oberlichtſaal, wo ſie ſich gewiß gut repräſentierten.

Dann ſchalt ſie ſich ſelbſt eine Närrin, und ging die Beſorgungen machen, die ihr von der Mutter aufgetragen waren.

*

In der nächſten Woche ſtellte ſich ein Herr bei ihr ein, der ſich ihre Sachen zeigen ließ. Sie hatte mit Max Lamberg ſchon ausgeſucht, was in Betracht kommen konnte.

Der Herr beſah ſich wortlos die auf Staffeleien und an allerhand Gegenſtänden lehnenden Bilder, erſt einmal, dann noch einmal, und wie er ſo gar nichts ſagte, wurde ihr ganz bänglich zumute, es gefalle ihm vielleicht nichts davon.

Schließlich meinte ſie:

— Ich hatte gedacht, dieſer Buchenwald und, wenn es etwa ginge, noch dieſes Heidebild dazu.

Der Herr ſtrich ſich den Bart, machte ein ſehr ernſtes Geſicht und ſagte dann endlich:

— Mein ſehr verehrtes gnädiges Fräulein, das geht nicht. Sehen Sie dieſe beiden Bilder, — nein, da müſſen Sie mir ſchon erlauben, daß ich noch einige dazu wähle. Das wäre ſchade, wenn Sie nur mit den beiden Stücken vertreten wären.

Ihr war erſt eiskalt geworden bei ſeinen erſten Worten; und nun wieder glaubte ſie, ihn nicht recht

verſtanden zu haben, als er ſich mit den beiden allein nicht begnügen wollte.

— Nun laſſen Sie mich mal ſehen, was ſich für eine kleine Kollektivausſtellung eignen würde. Alſo erſt mal dieſe beiden, von Ihnen beſtimmten, und dazu dieſes Strandſtück, hier das Dünenhaus und dort die Wieſe. Nun wollen wir mal weiterſehen.

— Sie wollen wirklich ...

— Natürlich will ich. Zwei Bilder, die wären zu verloren. Dazu ſind Sie nicht einſeitig genug. Das wäre ja ſchade. Alſo ſehen wir einmal weiter.

Er hatte allmählich vierzehn Bilder vor ſich ſtehen, aber nun zog er die Stirn in Falten und ſagte:

— Das iſt wieder zuviel. Wir müſſen für ſpäter auch noch was behalten. Die Hälfte wird genügen.

Und ſo wurde denn eine Stunde gewählt und ſortiert, bis er ſich endlich für acht Bilder entſchied.

— So, das wird ein ganz treffendes Bild von Ihrem Können liefern. Der Name klingt auch gut: Hilde Vangerow. Ihr Anfang bei uns war ja überaus vielverſprechend. Ich habe großes Vertrauen. Wir werden die Sachen ſehr hübſch hängen. Das laſſen Sie nur meine Sorge ſein.

— Wenn Sie das wollten.

— Und nun müſſen wir einmal die Preiſe feſtſetzen. Wir dürfen uns das Geſchäft nicht verderben, das liegt in unſer beiderſeitigem Intereſſe. Ich dachte mir ungefähr ſo.

Und indem er ein Notizheft herauszog, ſchrieb er die verſchiedenen Preiſe ein.

— Ungefähr ſo, — aber das kann ſich ja variieren, je nach dem Käufer und der Nachfrage.

— Das überlaſſe ich ganz Ihrem Ermeſſen.

— Alſo ſchönen Dank, und halten Sie die acht Bilder zum Abholen bereit.

Damit empfahl ſich der Herr, und kaum daß er die Tür hinter ſich geſchloſſen hatte, konnte ſich Hilde vor Freude nicht laſſen.

Dann ſtürzte ſie hinaus und rief:

— Muttchen! Muttchen!... Suſi!...

Die Mutter kam angſtvoll herbei, einen Augenblick ſpäter Suſi, die gerade beim Anziehen war.

Hilde ſtand mitten in ihrer Stube, wies auf die acht Bilder und ſagte:

— Dieſe acht Kunſtwerke Hilde Vangerows werden den Ruhm ihrer Schöpferin in alle Welt hinaustragen. — Ja, Suſi, du Schaf, deine Schweſter ſtellt dieſe ganze Kollektion vom nächſten Erſten ab auf vier Wochen der Mitwelt zur Schau!

— Ach, Hilde, ſagte die Mutter, glaubſt du denn, daß die Sachen andern gefallen könnten?

— Nun, was iſt denn hier für eine Volksverſammlung?

Der alte Oberſt war ins Zimmer getreten.

— So ſo, ausſtellen, und gleich acht Stück will der Mann haben. Nun, das gefällt mir von ihm.

— Ach, Rüdiger, wenn du nun mit deinen Befürchtungen recht behalten würdeſt, ſagte die Mutter mit ängſtlichem Geſicht.

— Ja, da ſollte doch!... Das möchte ich dem Mädel nicht geraten haben. Sei ruhig, Alte, der Kerl wird ſeine Sache doch verſtehen, ſonſt hol' ihn der Geier.

— Freuſt du dich denn ein wenig, Papa!

— Freuen? Nee!.. Wir wollen uns im nächsten Monat wieder sprechen, was wir da sagen.

— Ach, Väterchen, das ist mir nun ganz egal, was die andern sagen. Vorläufig bin ich unbändig stolz, daß ich überhaupt mit meinen Sachen an die Öffentlichkeit komme. Na, Muttel, was ist denn?

— Ach nichts, nichts, sagte sie und wischte sich mit der Schürze die Augen. Wer hätte das mal von der Hilde gedacht.

— Na weißte, die Hilde ist immer ein tapferer Kerl gewesen, und wenn die sich mal was in den Kopf setzt, dann ist es meistens das Rechte gewesen. Nicht immer, das möchte ich mir ausgebeten haben. — Also Kopf hoch! — Und du, werde mir nicht zu üppig, sonst wirst du sehen, wie sie dich ducken, und ich behalte zum Schlusse doch recht, was ich aber weder dir noch uns wünschen möchte.

V.

Ein langer Artikel über Hilde Vangerow von Max Lamberg war erschienen, in dem er neben vielfachem Lobe auch mit seinem Tadel nicht zurückhielt; aber diese wenigen rein kritischen Bemerkungen setzten das Lob erst in das richtige Licht.

Alle ihre Bekannten hatten den Aufsatz gelesen.

Von Kunsthändlern und Kunstfreunden kamen Anfragen an sie, und Bitten, ihr Atelier besichtigen zu dürfen. An den ersten Vormittagen ging es bei ihr ein und aus wie bei einem Ausverkauf, und in den ersten acht Tagen hatte sie drei Bilder verkauft.

Das alles infolge der drei Spalten, die Max Lamberg ihr gewidmet hatte, der nur den Anfang gemacht hatte; denn bald folgte eine ganze Reihe von Beſprechungen auch in anderen Blättern. Sie war von herzlicher Dankbarkeit gegen ihn erfüllt; aber lachend wehrte er ab und wollte nichts davon wiſſen.

Dafür ſtand er ihr mit Rat und Tat zur Seite. Zahlloſe Briefe flogen zwiſchen ihnen hin und her, und es verging kaum ein Tag, daß er nicht vorſprach, um eine Unklarheit oder eine Frage, die ihr gekommen war, mündlich zu erledigen.

Dadurch hatte ſich von ſelbſt eine Vertraulichkeit zwiſchen ihnen angebahnt, die ſie vorher für ganz unmöglich gehalten hätte.

In der erſten Zeit, als ſie ihn ſchon mehrmals geſehen hatte, wäre ſie nicht imſtande geweſen, ſein Äußeres zu beſchreiben.

Jetzt achtete ſie darauf; ſie wußte genau, wie er ſich anzog; ein klein wenig wie ein Offizier in Zivil. Er war entgegen Suſis Meinung wirklich Offizier geweſen, allerdings nur drei Jahre lang. Seinen Abſchied hatte er genommen, um ganz ſeinen künſtleriſchen Neigungen zu leben. Dem Vater gefiel er, und der Mutter war alles recht, was Hilde tat. Auch ſeine gelegentliche Derbheit behagte ihr, mit der er an alle Dinge des Lebens herantrat. Er nahm kein Blatt vor den Mund; nur ein wenig unruhig war er manchmal, leicht nervös, ſo daß er nicht lange an einem Flecke ſitzen konnte, immer in Bewegung. Daher auch ſein raſches Urteil, das meiſt mit einem glücklichen Worte das Richtige traf.

Sie ſah immer die Bewegung vor ſich, mit der

er ſich den blonden Schnurrbart ſtrich, langſam, erſt nach links und dann nach rechts. Das war bei ihm ein Zeichen, daß ihm behaglich zumute war.

Er war ſonſt ziemlich kühl und ließ ſich nicht leicht hinreißen; allein vor Hilde hatte er Reſpekt, ſowohl vor der Frau als vor der Künſtlerin.

Suſi verharrte auf ihrem ruhig ablehnenden Standpunkte und konnte ſich für ihn nicht erwärmen.

Er ſei entſchieden ein höchſt egoiſtiſcher Charakter, meinte ſie. Seine Augen gefielen ihr nicht.

— Ach, das ſagſt du nur, weil er dich gar nicht beachtet hat; aber du haſt es dir ſelber zuzuſchreiben. Du wollteſt ja nicht, daß ich ihm was davon ſagte, daß du ihn ſchon von Dittmers her kennſt.

— Ich kenne ihn doch gar nicht.

— Nein, du kennſt ihn nicht, aber du machſt ihn trotzdem ohne Grund ſchlecht.

— Ich? ... Aber, Hilde, du ereiferſt dich ja und wirſt ganz warm. Um Gottes willen, ſollte e r es ſein, der die Flammen in deinem reinen Buſen entfacht hat?

— Suſi, ich verbitte mir das! — Was denkſt du denn eigentlich von mir!

— Was ich von dir denke? — Nun: daß du ganz das Gegenteil von Herrn Lamberg biſt, gar nicht egoiſtiſch, ſondern voll uneigennütziger Nächſtenliebe, und auch den Sünder in chriſtlicher Demut liebevoll umfaſſeſt.

— Gott, Suſi, rede nicht ſo geſchwollen daher.

— Na, dann mal ehrlich, teure Schweſter. Intereſſierſt du dich für den kritiſchen Jüngling? Ich meine: mehr, als unbedingt nötig iſt. —

— Nein, nur ſoweit es nötig iſt.

— Wenn das die Wahrheit iſt, ſoll es mich freuen, denn ich trug ſchon Sorge um dich, die du doch die Stütze und der Stolz der ganzen Familie biſt. Aber er gefällt dir, der Herr Kritikus? Sei ehrlich!

— Das tut er.

— Ein ſchlimmes Zeichen! — Hilde, du biſt zu Beſſerem geboren, als die Frau eines ehemaligen Leutnants zu werden, der nun die Feder führt. Wenn es noch ein richtiger wäre, aber von dieſem iſt die bunte Farbe längſt abgekratzt. Es ſoll von dir nicht heißen: Sie war eine Malerin, und er hatte auch nichts. — Nein, das iſt eine zu traurige Ballade, die ich von dir nicht ſingen möchte.

— Was du dir denkſt. Ich weiß ganz genau, daß ich entweder erſt was Großes werden muß, oder aber nur reich heiraten kann, am liebſten garnicht.

— Und ich ein Dito mit Spucke.

— Suſi, ſchäm dich!

— Fällt mir gar nicht ein, mich zu ſchämen. Das Wort ſpucken ſteht jetzt groß in jeder Elektriſchen; das iſt ſalonfähig, — natürlich mit der Verneinung, um dich zu beruhigen. Alſo das mit Maxe wäre vorläufig nichts. Na, Gott ſei Dank! ich hab' ſchon ſolche Angſt gehabt. Alſo davon Schluß! Nun ſag mal, was macht eigentlich dein Fräulein Doktor?

— Trude geht's gut.

— Das iſt hübſch. Die Alten ſind ja ganz närriſch. Die reden von ihr immer nur als von ihrem Doktor, daß man gar nicht weiß, wen ſie eigentlich meinen. Es laufen ſo viel dumme Männer mit dem Titel herum, und da tut ihr alle, als ob es ein Weltwunder

ſei, wenn eine geſcheite Frau es auch ſo weit gebracht hat. Das iſt doch wahrhaftig keine Großtat. Ich kann dir ſagen, wenn ich ein bißchen Geld hätte, nur für drei oder vier Jahre, da hätte ich den Mut und ſtudierte Chemie. Darin bin ich immer groß geweſen.

— Suſi, kannſt du das denn nicht laſſen, noch immer ſo herumzuexperimentieren.

— Nee, liebes Kind, — ich fange erſt an.

— Das ganze Haus wird noch mal in die Luft fliegen bei deinen Stänkereien.

— Na, als ob das ſchade wäre, weder um den alten Kaſten noch um die, die drinnen ſind, mit einziger Ausnahme von uns Vangerows. Aber du brauchſt keine Angſt zu haben, Hildchen. Dir paſſiert ſchon nichts. Sieh mal, eigentlich iſt es doch eine rechte Frauenbeſchäftigung, dieſes Miſchen und Pantſchen und Kochen und Filtrieren. Das ſollten die Männer wirklich uns überlaſſen. Ich möchte zu gern Chemie ſtudieren, nicht weil es jetzt Mode iſt, daß unſereins auch was wird, nein, weil ich mich für die Sache ſelbſt intereſſiere. Egoiſtiſche Triebe wirken bei mir nicht mit; ich will mit keinem Titel prunken, hinter dem nichts ſteckt. Ich ſehe auch keine Befreiung meiner ſogenannten Mitſchweſtern darin, daß ich was lerne; es iſt lediglich die Luſt am Experimentieren. Wenn die Geſchichte ſo brodelt und die Dämpfe ſteigen! Bei einem rechten Hexenmeiſter möchte ich in die Lehre gehen.

— Ach, Suſi, das wird kaum gehen.

— Da muß ich mir alſo privatim meine Gläschen und Röhren und Tiegel erſtehen, und dir gelegentlich das Zimmer verräuchern. Sag mal, Hilde, ich habe

eine Idee, ſoll ich nicht doch den Mut haben, mich an Tante Erneſtine zu wenden? —

— Um Gottes willen, Kind. Das würde dir Papa nie verzeihen.

— Aber es iſt doch meine Tante.

— Wenn auch! Papa will nicht, daß der Name vor ihm ausgeſprochen wird. Er iſt nun mal böſe mit ihr, und hält ſie für das überſpannteſte Frauenzimmer von der Welt.

— Weißt du, Hilde, ich glaube, wir beide würden ganz gut mit ihr auskommen?

— Das glaube ich gern.

— Iſt es denn nicht eigentlich eine Schande, daß ich meine Tante, meine leibliche Tante gar nicht kenne?

— Eigentlich wohl, aber was hilft es. Wir beide können es nicht ändern.

— Weißt du denn, wie das gekommen iſt?

— Nein, ſo recht nicht; ich glaube, ſie verlangte, ich ſolle Erneſtine heißen; aber davon wollte der Vater gottlob nichts wiſſen, und da haben ſie ſich allerhand Liebenswürdigkeiten geſagt, bis die Tante erklärt hat, ſie werde die Schwelle unſeres Hauſes nicht mehr überſchreiten. Da hat der Vater ihr nachgerufen: er wünſche ſich nichts Beſſeres. Sie hat gehalten, was ſie verſprochen, und nie wieder ein Wort von ſich hören laſſen, auch nicht, als ihr deine Geburt angezeigt iſt.

— So eine Rabentante. Sie kennt uns doch gar nicht. Vielleicht iſt das ſogar ein Vorteil. Ich wollte nur, Hilde, du würdeſt recht berühmt, und der Name Hildegard Vangerow käme in aller Leute Mund,

damit ſich Tante Erneſtine furchtbar ärgern würde, daß ſie ihre große Nichte gar nicht kennt.

— Ich denke, Suſi, man ſoll alles einzig um der Wiſſenſchaft oder der Kunſt willen tun, und nun möchteſt du mir ſolch häßliche Dinge unterſchieben.

— Ich meinte das ja nur ſo nebenher.

— Willſt du mit mir kommen?

— Wohin, Hilde?

— Zu meinem Rahmenfritzen.

— Ach, dem Herrn Wimmer.

— Spotte nicht, Suſe. Der Mann verſteht von Kunſt mehr als du, wenn er auch nur Glaſer iſt, und in einem Keller wohnt; es iſt ein höchſt intelligenter Menſch, auf den ich was gebe.

— Dann muß ich ihn kennen lernen.

— Der hat einen Blick für Bilder! Er ſagt nicht viel, aber wenn, dann hat es Hand und Fuß. So mit einem Blicke kann er einem ein ganzes Bild verekeln. Zwei von meinen Sachen habe ich mal raſch beiſeitegeſtellt und niemandem mehr gezeigt; ſo hat er die angeſehen, und nichts dazu geſagt. Er wollte nur einen ganz billigen Rahmen drum machen, und als ich was Beſſeres ſuchte, ſagte er — ganz trocken:

— Aber Fräulein! nee, das lohnt ſich dafür denn doch nicht.

— Na weißte, Hilde, laß mich doch erſt mal ſehn.

— Nein, Suſi, iſt gar nicht nötig. Der Mann hat abſolut recht gehabt. Die verſchwinden.

— War dein kritiſcher Freund der gleichen Anſicht?

— Den habe ich nicht darum gefragt. Da bin ich mir ſelbſt Richter.

— Den Mannesmut lobe ich mir, Hilde. Fahre

ſo fort, meine Tochter, und ewiger Ruhm wird ſich auf dein Haupt ſenken.

VI.

— Iſt das gnädige Fräulein zu ſprechen?

Liſing ſtand verwirrt und ratlos vor ihm.

Max Lamberg wiederholte lächelnd:

— Fragen Sie nur einmal an. Gnädiges Fräulein wird mich erwarten.

— Einen Augenblick! Ach, treten Sie, bitte, einen Augenblick hier ein.

Damit öffnete ſie ihm die Tür zum Salon.

Komiſch, dachte er, was hat die nur heute? Sie ſtarrte ihn an, als ob ſie ihn nicht erkannte, und war ganz verbieſtert.

Was war denn los? Es ſchien, als ſei er heute ungelegen gekommen; aber da hätte Hilde ihm ja abſchreiben können.

Er ging im Salon auf und ab, trat ans Fenſter, dann kam er wieder zurück und nahm eine Photographie in die Hand, die Hilde darſtellte. Er konnte ſich nicht vorſtellen, daß ſie als Backfiſch je ſo ausgeſehen haben ſollte. Schade, daß ſie nur eine arme Offizierstochter war, ſehr ſchade!

Die Tür öffnete ſich, und Hilde trat herein.

Er wollte auf ſie zugehen, aber ſtockte, denn ſie hatte verweinte Augen, und dann ſah er, daß ſie ſchwarz gekleidet war.

— Mein liebes Fräulein, ich ſehe, ich komme Ihnen ungelegen. Iſt denn irgendwer ...?

— Ja, ſagte ſie, und ſtreckte ihm die Hand hin. Papa ...

— Wenn ich hätte ahnen können ... Vergeben Sie mir, daß ich nicht gewußt habe. Aber wie iſt das denn gekommen?

Sie fuhr ſich über die Augen und, ſich beherrſchend, ſagte ſie:

— Aber, bitte, ſetzen Sie ſich doch. Sie haben ihn doch am Dienstag noch geſehen; geſtern mittag bei Tiſch ...

— Liebes gnädiges Fräulein, bitte, ſprechen Sie nicht davon, wenn es Sie ſo angreift.

— Doch, laſſen Sie nur! Ein Schlaganfall; und Doktor Biedekarken iſt verreiſt. Wir wußten ja gar nicht, was wir anfangen ſollten. Mama iſt ganz faſſungslos. Da muß ich mich beherrſchen. Geſtern abend war es zu Ende.

— Liebes Fräulein, ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, wie ſehr ich mit Ihnen fühle; aber kann ich es Ihnen nicht beweiſen? Ich kann Ihnen doch gewiß behilflich ſein. Haben Sie Verwandte hier?

— Wir haben ja keinen Menſchen, der uns naheſteht.

— Alſo dann erlauben Sie mir, daß ich Ihnen abnehme, was irgend in meinen Kräften ſteht. Ich bin doch ein Freund Ihres Hauſes, und da der Zufall mich heute zu Ihnen geführt hat ...

— Ich weiß allerdings nicht, was ich anfangen ſoll, mit Mama und Suſi iſt gar nicht zu ſprechen.

— Nun alſo! — Laſſen ſie mich mal mit Ihrer Frau Mama reden, ob ſie mir vertrauen will.

— Ich will es ihr ſagen. Ach, wir ſind uns ja

ſo verlaſſen vorgekommen. An Tante Erneſtine haben wir telegraphiert, aber ehe die kommt. Es muß ſo viel beſtimmt und erledigt werden. Alſo ich rufe Mama. Sie hat ja ſolches Zutrauen zu Ihnen.

Die Frau Oberſt war ganz gebrochen, und unfähig, irgend eine Verfügung zu treffen, aber die ruhige Art des jungen Mannes, der ſich ihnen ſo hilfsbereit zur Verfügung ſtellte, ſeine ſachlichen Fragen zwangen ſie dazu, ihm Antwort zu geben, und ihre Gedanken zu ſammeln. Sie mußte Papiere hervorſuchen, mußte entſcheiden, wie dies und jenes gehalten werden ſollte.

Darüber trat ihr Schmerz in den Hintergrund, und als Max Lamberg nach ein paar Stunden, in denen er das Wichtigſte erledigt hatte, zurückkam, fand er alle ſchon bei weitem ruhiger.

Am Abend behielten ſie ihn zum Eſſen da. Zwar erklärten alle, daß ſie keinen Biſſen zu ſich nehmen könnten, aber der Magen machte doch ſeine Rechte geltend, und ſie ſprachen ſchon wieder von anderem als nur von dem Toten.

Als Max endlich gehen mußte, nahm er den Dank der drei Frauen mit, und hinterließ das Verſprechen, daß er ſich ihnen auch für die folgenden Tage vollſtändig zur Verfügung ſtellte. —

Lange ſaßen Hilde und Suſi mit der Mutter noch auf, ſprachen von dem Vater, aber auch von dem neuen Freunde, der ſich in dieſen Tagen der Sorge ſo vortrefflich bewährte.

Auch am folgenden Tage gab es noch viel für ihn zu tun. Er ging wie ein Bruder im Hauſe ein

und aus; und erſt als am Abend Tante Erneſtine eintraf, wurde er ein wenig entlaſtet. —

Gegen Abend war Frau von Malzern plötzlich angelangt, groß und kräftig wie ihr Bruder, hatte erſt die Schwägerin umarmt und geküßt, und ſich dann die beiden Mädchen genau angeſehen.

— So! da wären wir, ſagte ſie. Nun komm ich alſo doch noch mal über dieſe Schwelle. Es iſt zwar eine andere als vor dreiundzwanzig Jahren, aber dem Starrkopf wäre das wohl gleich geweſen. Heute wird er ja wohl nichts dagegen einzuwenden haben, daß ich ihn wiederſehe; zeigt mir mal, wo er iſt, und dann laßt mich mit ihm eine Weile allein. Ich muß mich mit ihm vertragen, wenn er es auch leider mit mir nicht mehr kann. —

Als ſie wiederkam, ſagte ſie lange kein Wort. Dann endlich nahm ſie Suſi und Hilde bei der Hand und ſagte:

— Euren Vater kann ich euch nicht wiedergeben, aber dafür nehmt mich hin. Ich werde euch auch zunutze ſein können, wenn ihr nur wollt. So, darauf gebt mir mal einen Kuß.

Sie ließ ſich berichten und billigte alles, was Max Lamberg bisher angeordnet hatte.

Das ſchien wirklich ein ausgezeichneter junger Mann, wie man ihn ſo leicht nicht wiederfand. Der gefiel ihr. Das hatte alles Hand und Fuß. Sie konnten von Glück ſagen, daß der ſich ihrer in ihrer Hilfloſigkeit ſo angenommen hatte. Da blieb ihr ſelber ja kaum mehr was zu tun.

Es gab auch nach der Beiſetzung des alten Oberſt noch vielerlei für ihn, noch ſo mancher Gang war zu

tun, der nicht für eine Frau war, so daß sie seine Hilfe noch mehrfach in Anspruch nehmen mußten.

Durch den Wegfall der Pension mußten sie nun ihre Lebensführung ändern, und alle waren sich einig, daß sie die Wohnung mit dem Herbst aufgeben wollten.

Aber da kam die Tante mit ihren Vorschlägen:

— Ihr braucht euch keine Sorgen zu machen, ich bin auch noch da. Und im übrigen hättet ihr nun, da Hilde ja schon mitverdient, gewiß auch ohne mich genug, um anständig, wenn auch bescheiden zu leben. Aber das reicht nicht. Was ich für euch tun kann, soll außerdem geschehen. Die Kleine will studieren, gut, mag sie das tun. Ich habe so eine Art Vetter hier, der eine große chemische Fabrik in Charlottenburg hat. An den werden wir uns mal wenden, was da geschehen muß, und ob er was davon hält. Am besten ist's, ihr zieht mit ihr fort. Nicht in dem ekligen Berlin studieren. Erst mal hinaus. Und Hilde kommt mit zu mir. Und du, Martha, findest später auch dein Plätzchen in meinem Hause, du für immer, und die Susanne in den Ferien, nur daß sie mir mit ihren chemischen Stänkereien nicht die gute Luft verdirbt.

— Du hast ein Haus, Tante?

— Gewiß, Kinder, habe ich. Schon im vorigen Herbst gekauft. Man nur 'ne kleine Hütte an der Ostsee, in Sandhoop, wo früher mal ein Maler drin gehaust hat, und die zu verkaufen war. Mir hat das Ding gefallen, und diesen Sommer will ich wieder da zubringen, genau wie vorigen Sommer. Da hab' ich nämlich drin in Pension gewohnt. Oben

iſt noch ein großes Atelier. Da kann Hilde arbeiten ſo viel ſie will. Denn zu Malen gibt's in dem Orte. Eine ganze Malerkolonie hauſt da.

— Iſt es wahr, Tante?

— Na, was denn ſonſt? Du wirſt Augen machen. Ich verſtehe nicht viel davon, aber die anderen ſind ja ganz verrückt, wie ſchön das ſein ſoll. Mir gefällt es bloß, weil es da ſtill iſt und nicht der große Badetrubel, wie anderswo. Was ſoll ich viel erzählen, ihr werdet es bald ſelber ſehen.

— Ich bin ſchon ſo neugierig, Tante, und ein Atelier iſt dabei?

— Und was für eins, ein ſchrecklich großer, unnützer Raum. Deshalb wollte ich das Haus erſt gar nicht kaufen; aber ich dachte, die oberen Räume könnte man vielleicht vermieten an einen, der malt. Ich habe den Kaſten gekauft mit allem, was drin lag und ſtand, und da iſt manches ſehr hübſch. Wirſt deine Freude dran haben, Kindchen. Ein Garten iſt auch dabei; nur wächſt nicht viel drin. Vielleicht machen wir was draus, wenn wir ihn tüchtig pflegen und begießen. —

*

Drei Tage ſpäter kam Dr. Biedekarken von der Reiſe zurück, untröſtlich, daß er nicht dageweſen war. Nun hatte er ſeinen Patienten und Freund nicht einmal mehr geſehen. Daß es aber auch gerade in den paar Tagen geſchehen mußte, wo er zufällig auf kurze Zeit abweſend war.

Hilde empfing ihn. Sie war nun ſchon wieder ſehr ruhig geworden und begriff die Aufgeregtheit und Anklagen des Doktors nicht recht.

— Wie gern hätte ich Ihnen zur Seite geſtanden, wie ſehr hätte ich Ihnen helfen können. Sie haben doch gewiß nicht gewußt, wie Sie das alles anfangen ſollten.

— Doch! wir hatten einen guten Freund, Herrn Max Lamberg, dem wir nun zu großem Danke verpflichtet ſind.

— So, ſo! ſagte der Doktor, und erhob ſich. Aber wenn ich noch in irgend etwas ... Sie wiſſen, Fräulein Hilde, wie ich Ihren Herrn Vater geſchätzt und, ich möchte faſt ſagen, geliebt habe. Sie wiſſen, wie ich in den Jahren Ihrer ganzen Familie zugetan war; verfügen Sie ganz über mich. Ich habe keinen ſehnlicheren Wunſch, als Ihnen allen behilflich ſein zu können.

— Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Ich weiß, wie gut Sie zu Papa waren, und wie aufrichtig Sie es meinen.

Er ergriff ihre Hand und drückte ſie länger und eifriger, als es notwendig war. —

Als er fort war, beſah Hilde ſich ihre Finger, die noch den kräftigen Druck zeigten, mit dem er ihr den einen Ring eingepreßt hatte.

Das bedeutet doch entſchieden etwas, dieſe auffallende Wärme. Und ſie täuſchte ſich nicht. Schon vierzehn Tage ſpäter machte der Doktor allerlei Anſpielungen, wie: Jetzt ſei zwar noch nicht die Zeit dazu, aber vielleicht käme einmal der Tag, wo er auch von ſich reden dürfe. Und er erzählte von ſeiner Stellung, ſeinem guten Einkommen, und wie er ſich ſehnte, einen eigenen Hausſtand zu gründen. Er ſprach von der Aufrichtigkeit der Empfindungen,

die er der Familie Vangerow entgegenbrachte, vom erſten Tage ab, da er die Ehre gehabt hatte, dieſe ihm ſo überaus wertvolle Bekanntſchaft zu machen.

Hilde hatte das alles ohne ein Wort der Gegenrede angehört, und doch war ihr bange, daß er mehr ſagen würde.

Sie wußte, welch große Stücke die Mutter auf den Doktor hielt, da ſie ſelbſt ſchon einmal ſolch eine Andeutung gemacht hatte, und ihr nun gewiß zureden würde.

Aber, wie ſehr ſie den Doktor auch ſchätzte und achtete, — nun, wo die Tante ihr half, wo ſie ihrer Kunſt leben konnte, trat der Gedanke an eine Heirat ganz zurück.

Sie hatte nie damit gerechnet, ſich zu verheiraten. Suſi in ihrer lebhaften Art hatte ihr oft den Vorwurf gemacht, daß ſie für keinen Mann Intereſſe hatte, wenn ſie auch zugab, daß man ſich für den guten Doktor nur ſchwer begeiſtern konnte.

Sein breiter blonder Bart, durch den er ſich wohlgefällig ſtrich, die etwas ſteife Pedanterie, mit der er alles behandelte, widerſtrebten ihr.

Hilde hätte ihn gern gebeten, daß er mal ſeine goldne Brille ablegen ſollte, wie er dann ausſah. Denn ſie wußte, wie ſo etwas den Menſchen veränderte. Suſi war ſogar mit dem Gedanken umgegangen, ob es nicht möglich ſei, ihm einmal die Brillengläſer auf irgendeine Art zu beſpritzen oder zu beſchmutzen, damit er das goldene Ding abnehmen und ſäubern mußte. —

Und wie ſorgſam er ſich ſeine Handſchuhe aus- und anzog, mit einer nervös machenden Umſtändlichkeit. Nein, das ertrug ſie auf die Dauer nicht.

Vor allem ſtörte ſie der Bart. Vielleicht weil ſie es vom Vater ſo anders gewöhnt war, der ſich alle Morgen friſch raſierte.

Sie konnte ihn ſich nicht vorſtellen, daß er etwa einmal Rad fuhr, oder gar auf ein Pferd ſtieg. Jede haſtige Bewegung war ihm fremd; alles an ihm war abgemeſſen und bedacht. Und in ihr lag der Trieb, einmal luſtig über die Stränge zu ſchlagen und herumzutollen, wenn ſie es auch nie tat.

Vor den Blicken des Doktors war ihr immer wie einſt in der Jugend dem alten Geheimrat gegenüber; ſie war das kranke Kind, das vor dem Onkel Doktor ſaß.

Sie dachte daran, mit Tante Erneſtine zu ſprechen, damit die ihr beiſtehen ſollte, wenn der Doktor Ernſt machen würde.

Allein, ſo raſch würde es zu einer Erklärung nicht kommen, und wenn ſie erſt mit der Tante fort war, ergab ſich ſchon die Gelegenheit, einmal darüber zu plaudern.

Sie traute es ſich zu, den Herrn ſo lange von ſich fernzuhalten.

Vorläufig freute ſie ſich, mit Tante Erneſtine allein fortzukommen. Denn die Mutter ſollte auf ärztliche Anordnung in ein ſüddeutſches Bad, und Suſi ſollte ſie begleiten. Der Aufenthalt an der See war ihr verboten.

— Weißt du, das iſt mir gar nicht ſo unlieb, ſagte Tante Erneſtine in ihrer geraden Art. So vier Frauenzimmer in einem neuen Hauſe, das iſt nichts. — Vorläufig wollen wir erſt mal ſehen, wie wir beiden zuſammen in dem Neſte miteinander fertig werden. —

Zweiter Teil

VII.

Der kleine Dampfer Svanhilde ſtampfte über den Bodden, der unfreundlich unter dem grauen Himmel ausſah und ſeine gelben Wellen klatſchend gegen den Bug des kleinen Fahrzeuges warf.

Zuweilen ſchlug ein Spritzer bis herauf, wo Hilde neben Frau von Malzern in ein Plaid gehüllt ſaß und in die fahle Nachmittagsbeleuchtung ſah.

Die kleine Stadt, die ſie eben vom Bahnhofe bis zum Hafen auf ſchlechteſtem Pflaſter in einem rumpelnden Omnibuſſe durchfahren hatten, blieb hinter ihnen mit ihren roten Ziegeltürmen und dem hohen Mauerwerk des Stiftskloſters. Ein großes Segelſchiff, ſchwer mit Fracht beladen, war vor ihnen abgefahren, und zwei kleine Motorboote flitzten über die Wellen des Sees, während ſie mit ihrem alten grüngeſtrichenen Dampfer, der den Anſchein erweckte, als könne er jeden Augenblick auseinanderbrechen, wenn eine ſtärkere Welle ihn traf, nur langſam gegen Wind und Wetter ankämpften.

Das Waſſer in der Nähe des Hafens roch nach Tang und ſtehendem Moor; aber jetzt bogen ſie um eine Landzunge, und hier war der Bodden breiter und die Luft reiner.

Tanzende Beſen und ſchwarze Bojen wieſen dem Fahrzeuge den Weg. Sie kamen dicht an einem rieſigen Bagger vorbei, der die Gegend mit ſeinem ſchwarzen Qualm wie mit einem Schleier bedeckte. Um die Fahrrinne in dem flachen Gewäſſer zu vertiefen, holte er den moorigen Grund in ſeinen Eimern hervor und ſchüttete die braune Maſſe in die daneben verankerten Fahrzeuge.

Ein paar Fiſcherboote mit dunkelbraunen Segeln kreuzten ihren Weg und glitten lautlos vorbei, ohne daß der Mann am Steuer auch nur einmal aufſah.

Am Ufer warfen ein paar Windmühlen ihre Flügel wie raſend in der Luft herum, und in der Ferne ſtand eine Mühle ſtill, nur der eine Flügel ragte ſteil in die Luft.

Eine Möwe flog dicht an Hilde vorbei, warf ſich plötzlich herum und verſchwand, als dunkler Rauch aus dem Dampferſchornſtein in die Luft ſtieg.

Manchmal ſchwoll der Wind an, riß an dem Plaid, an ihren Kleidern und den Haaren; und die Paſſagiere zogen fröſtelnd die Schultern ein, und keiner tat den Mund auf, weil man ja doch nicht verſtehen konnte, was der andere geſagt hätte.

Ein Kirchturm und enggedrängte Häuſer tauchten auf: es war Roſtrow; dahinter, jenſeits des ſchmalen Landſtreifens, lag das eigentliche Meer, heller als das Boddenwaſſer, wie ein mattes Grau.

Es ſchien, als ſei der Kurs direkt auf die Kirche zu; dann aber bog er ſcharf nach rechts, und wieder war ringsum nichts zu ſehen als bräunliches Waſſer, in dem die weißen Wellenkämme ſofort wieder untertauchten; und in der Ferne ſtand ein eintöniger Land-

ſtreifen, der den Horizont abſchloß, in einer gleichmäßigen Linie, die nichts beſagte.

Auf der linken Seite, als man nach zweiſtündiger Fahrt dem Ufer wieder näherkam, war allmählich einzelnes zu unterſcheiden. Häuſer tauchten zwiſchen den Bäumen auf, niedrige Häuſer mit einem rotbraunen Anſtrich und mit ſchwärzlichen Strohdächern, und ganz weit ein Hügel mit einem großen roten Steinviereck, auf dem eine Flagge wehte, daneben zwei kleine weiße Gebäude, wie Stallungen.

— Das iſt das Hotel, ſagte Tante Erneſtine. Gott ſei Dank, das einzige im ganzen Ort, der Boleslaw, nach den Pommernherzögen, die hier mal gehauſt haben.

Im Schutze des Ufers faßte auch der Wind jetzt nicht mehr ſo ſtark, und alles atmete auf, löſte ſich ein wenig aus den Mänteln und Decken, und aus der einzigen Kajüte, von wo zuweilen Kindergequarr getönt, tauchten Köpfe auf, mit ängſtlichen Augen, die ausſchauten, ob man noch nicht bald anlangte.

Noch eine Viertelſtunde! wurde ihnen zur Beruhigung geſagt. Einen Blick warfen ſie zum Himmel, der mit ſchweren ſchwarzen Wolken verhangen war, als müſſe er jeden Augenblick losbrechen mit ſtrömendem Regen. Aber kein Tropfen fiel, und alles atmete auf, daß die zwei Stunden vorbei waren, die man auf dem ſchwankenden Kaſten hatte zubringen müſſen.

Nun ſah man die Häuſer ſäuberlich nebeneinander ſtehen, ganz in Grün gebettet; vereinzelte Boote und Fiſcherkähne lagen verankert, und mittenhindurch führte die Straße des Dampfers.

— Das iſt hier erſt Seehagen; — Sandhoop liegt auf der andern Seite, am Meere.

Auf einem einfachen Bollwerke ſtanden drei Wagen, die Farben der Pferde waren deutlich zu erkennen, und nun ſah man auch ein paar Leute ſtehen, und Taſchentücher winkten. Aber auf dem Dampfer hatte noch niemand Auge dafür. Das Deck war voller Menſchen, die ihre Handſachen zuſammenſuchten und unter den Bänken hervorholten.

Vertrauenerweckend ſah das alles am Ufer nicht aus, und Hilde ward es ein wenig bange ums Herz, wohin ſie komme.

Der Dampfer legte an. Taue wurden hinüber geworfen und feſtgemacht, ein Brett gelegt, und nun drängten ſich alle zuſammen, als hätten ſie die größte Eile, an Land zu kommen.

Einige der Paſſagiere wurden begrüßt, andere ſtanden rat- und hilflos da und wußten nichts mit ſich anzufangen. Die Kutſcher boten ihre Wagen an. Ein paar Schiebkarren für Gepäck ſtanden auch bereit.

Der Hotelomnibus war im Augenblicke beſetzt.

Frau von Malzern ließ die andern ſich ruhig drängen und ſchieben. Über das Gitter des Dampfers weg reichte ſie ihre Handtaſche und die Plaids einem Manne zu, der ſofort herbeigeſprungen war, und den ſie Paulſen nannte. Dann zeigte ſie ihm Hildes Koffer, der ganz unten im Laderaum ſtand und jetzt von den Schiffsleuten mit einem Schwung auf das Bollwerk geworfen wurde. Die andern beiden Koffer kannte der Kutſcher von früher.

Ein paar Minuten ſpäter ſaßen ſie, wenn auch beengt und im Kampfe mit dem Gepäck, auf einem kleinen gelben Jagdwagen, der durch die ratlos ſtehenden Menſchen hindurchfuhr, einen ausgefahrenen

Sandweg hinauf, wo der Wagen faſt umkippte. An roten, ſtrohbedeckten Schifferhäuſern vorbei ging es einen Feldweg entlang, der mit ſeinen tiefen Gleiſen das Fuhrwerk bedenklich ins Schwanken brachte.

Nach fünf Minuten über Wieſen und Feldern kamen ſie an ein weißgeſtrichenes Häuschen, das rechts am Wege ſtand.

— Hier iſt die Grenze, ſagte die Tante und wies auf einen Weg, der nach beiden Seiten ſich hinzog, nach rechts auf einen Erdwall mit merkwürdig verzweigten Bäumen zu, — Weißdorn, der in Blüte ſtand, — während nach links ſich Häuschen an Häuschen reihte. Dann öffnete ſich eine breitere Allee, die wie eine alte verlaſſene Dorfaue ausſah, mit vier Reihen Pappelweiden. Zu beiden Seiten lief an Hecken und Zäunen vorbei ein Fußweg, in der Mitte ein gut chauſſierter Fahrweg, und daneben ſich hinziehend eine mit dichtem Gras bewachſene Breite.

— Die Kuhpromenade von Sandhoop, ſagte Tante Erneſtine.

Im Vorüberfahren ſah Hilde nicht viel von den Häuſern, nur daß ſie vielfach bunt bemalt waren, mit großen Glasfenſtern, breiten Veranden und allerhand niederen Türmchen.

Vor einer der letzten Villen auf der linken Seite hielten ſie, und ein großer langzottiger Hund erhob ein lautes, luſtiges Gebell, während in der Tür der Gartenpforte ein altes Mädchen erſchien, das ihnen beiden die Hand zum Willkommen bot.

— Das iſt Frau Reimers! — Sei ſtill, Flock, ſei ſtill! Wirſt du Ruhe geben, ſchalt Tante Erneſtine.

Es ist ja nicht zum aushalten. Sieh dir diese hier an, das ist unsere Hilde, die nun bei uns wohnen wird.

Sie sagte das zu dem Hunde, der plötzlich still wurde, und an Hilde herankam und vorsichtig seine Nase hochhielt.

— Hilde! nicht anrühren!

Sie hatte den Hund anfassen und streicheln wollen, aber die Tante trat rasch dazu.

— Du, sei vorsichtig. Erst muß er dich kennen. Er läßt sich nicht anfassen, er hätte gewiß zugebissen.

Frau Reimers hatte ihn auch schon am Halsbande gefaßt und drängte ihn nun in den Garten, während sie das Handgepäck nahm und Paulsen voran ging, der die Koffer ablud.

Das Haus mit seinem Türmchen war ganz mit Holz verkleidet, mit rotgestrichenen Fensterläden, und mit Wein und Clematis bewachsen. Der Garten war verwildert, die Wege aber waren sauber geharkt. — Überwältigend war der Eindruck nicht, eher traurig.

Das war die erste Empfindung, die Hilde gewann, ehe sie über die Fliesen in die große Hausdiele trat.

Aber hier hatte sie gleich eine Überraschung:

Durch bunte Scheiben brach helles Licht in den Raum, der ganz hell getäfelt war, und um dessen Wände sich eine breite Bank hinzog, so daß in der Ecke unter der Treppe eine Art Trinkstube gebildet war.

Der Fußboden war mit gelben Matten belegt, an den Wänden hingen Bilder, Teller und allerhand Dekorationsgegenstände.

Dunkelrote Türen hoben sich von der Naturfarbe der Holzwände ab, und eine leicht geschwungene Treppe führte zum oberen Stockwerke.

— Ich werde dir erſt dein Zimmer zeigen, ſagte Tante Erneſtine und ſchritt ihr die Treppe hinauf voraus.

— Aber ſieht man denn gar nichts vom Meere hier? Wo iſt das denn?

Die Tante ſchwieg und Hilde ging ſtill hinter ihr her.

Oben öffnete ſie eine Tür, und Hilde trat in ihr Zimmer ein. Im nächſten Augenblicke war ſie am Fenſter und dann hinausgeeilt auf den Balkon, zu dem die Tür aufgeſtanden.

— Da iſt es ja! — Da iſt es! — Oh, wie ſchön!..

Und dann ſtand ſie ſtumm und ſah über den Kamm der Dünen hin, die ſich vom Hintergarten ab bis hinunter zum tiefgelegenen Strande dehnten, die weite Fläche des Meeres vor ſich.

Die Wolken waren zerriſſen, und die Sonne brach durch, überſchüttete das Meer, das tiefblau mit ſeinen weißen Schaumkronen heranſtürmte und ſich am Strande brauſend brach, mit ſeinem ſilbernen Lichte. In der Ferne ſtand ein großer Dreimaſter, der alle Segel geſetzt hatte und wie ein altes Kriegsſchiff über die Wogen zu ziehen ſchien.

Hie und da ein Dampfer oder ein Laſtſchiff.

Nach links hob ſich das Ufer aus der Dünenkette empor, zu einer hohen grasbewachſenen Klippe; nach rechts aber zog es ſich an ein paar Villen und an dem hochgelegenen Hotel vorbei bis zu einem fernen Walde. Vom Walde begrenzt, bildete das breitſandige Ufer hier einen wundervollen Bogen, eine ſanfte Bucht bis zu einem Leuchtturm, der in weiter Ferne über die Bäume hervorragte. Eine kleine ſandige Landſpitze war noch zu ſehen, dann wieder das unendlich ſcheinende Meer.

Und dieſe Bucht, die meilenweit entfernt zu liegen ſchien, war erfüllt von den weißen Schaumſtreifen der Wellenkämme, deren Linien alle die feine Biegung des Strandes mitmachten.

Das tiefe Grünblau des Waſſers, das Weiß des ſchimmernden Sandes, das helle Grün der feinbegraſten Dünen, das ſattere der Wieſen dahinter, und die dunkle Kontur des fernen Waldes, das gab mit dem Himmel, an dem die Wolken ſich bald teilten, bald wieder zuſammenſchloſſen, ſo daß die Sonne und die Wolkenſchatten ſtändig wechſelten, ein ſo wunderbares Bild, daß ſie ſich gar nicht davon losreißen konnte. —

Als ſie ſich nach einer ganzen Weile umwandte, war die Tante ſtill gegangen und hatte ſie allein gelaſſen. Nun trat ſie in ihr Zimmer ein und konnte erſt nichts erkennen. Das helle Licht von draußen lag noch in ihren Augen, aber raſch hatte ſie ſich gewöhnt, und nun nahm ſie erſt eine genaue Inſpektion ihres Raumes vor.

Es war nur ein kleines Gemach, alles hell gehalten: die weißen Möbel, die hellen Muſſelinegardinen, das weiße eiſerne Bett. Aber Raum genug war, daß ſie ſich frei bewegen konnte; und mit dem geöffneten Balkon ſchien es ihr ſogar üppig groß.

Sie hatte ſich vom Reiſeſtaube gereinigt, war aber immer wieder an das Fenſter geeilt, von wo ſie nur durch die Zweige der Bäume das Meer ſehen konnte. Erſt wenn ſie auf den Balkon trat, hatte ſie einen ganz freien Blick.

Dann trat ſie auf den kleinen Korridor hinaus

und wollte die Treppe hinunter, aber da lag der Hund und richtete sich knurrend auf; allein im nächsten Augenblicke erkannte Flock sie und beruhigte sich, und dann öffnete sich die gegenüberliegende Tür, und Tante Erneſtine erſchien auf der Schwelle.

— Brauchſt dich nicht zu fürchten. Flock tut dir nichts mehr. Komm nur herein. Nun, wie gefällt dir dein Zimmer?

— Ach, Tante, das iſt ja herrlich. So wunderbar ſchön hätte ich es mir doch nicht gedacht.

— Ich hab dir auch die hübſcheſte Ausſicht gegeben. Aber auch hier iſt es nicht häßlich.

Sie zeigte auf das Fenſter, von dem aus man über die Gärten und Dünen ins Innenland ſah, bis zu dem hohen Ufer, wo ein Gerüſt ſich gegen den Himmel in der Ferne zeigte, ein Triangulierungszeichen auf der höchſten Erhebung des ſchmalen Landſtreifens. Links tauchte über den Bäumen eine Windmühle auf, immer nur die raſch wieder verſchwindenden Flügel. Hier ſah man weniger von dem Meere, vor allem nichts vom Strande, ſo daß das Landſchaftliche mehr hervortrat und das Bild hier einen ruhigeren Eindruck machte.

Es war alles grün, als ſei man weitab von der See; nur wenn man hinhorchte, hörte man das Rauſchen der Brandung.

— Aber nun komm zum Kaffeetrinken. Nach der Kälte auf dem Bodden wird es uns gut tun.

Sie ſtiegen die Treppe hinunter; in dem großen dunkelbraun getäfelten Eßzimmer hatte Frau Reimers den Tiſch gedeckt.

— Hier iſt es ja wunderbar gemütlich. Hier

möchte ich gar nicht wieder fort, ſagte Hilde und legte ſich in den Stuhl zurück, indem ſie die Hände hinter dem Kopfe verſchränkte.

— Ich bin ja ſo froh, daß es dir gefällt, Kleine.

— Nun möchte ich aber auch das Atelier ſehen.

— Heute nicht. Das wollen wir für morgen laſſen. Ich habe meine Gründe dafür. Und du ſollſt es auch nicht ſo in der Dämmerung ſehen, ſondern bei richtiger Beleuchtung, obgleich es bis gegen neun Uhr Morgenſonne hat, und das darf es doch eigentlich nicht, aber es ging wohl nicht anders, wegen der See. Ich habe mir ſo was ähnliches ſagen laſſen.

— Dann wird es nichts ſchaden, Tantchen.

— Hilft auch nichts. Wenn du dafür jetzt mit hinunter an den Strand kommen willſt, ſoll mir's recht ſein.

— Aber gewiß. Nur, was ſetzt man ſich auf? Ich habe eine alte Radfahrmütze mit. Ich glaube, das iſt das geſcheiteſte.

— Wird es wohl ſein. Das iſt das ſchlimme hier, dieſer ewige Kampf mit dem Winde. Aber man gewöhnt ſich bald daran.

— Kommt Flock mit?

— Gewiß, es iſt ja ſein einziges Vergnügen. —

Der Wind hatte nicht nachgelaſſen, er kam vom Meere her und fegte über die Dünen herüber, die ſie durch ein Hinterpförtchen des Gartens erkletterten, um zu einem Übergang zu kommen, wo auf den Sand ein paar Bretter gelegt waren, damit man leichter vorwärts konnte.

— Sieh dich erſt einmal um, das große Fenſter gehört zum Atelier, das kann ganz verhängt werden,

damit alles Licht von oben durch das Glasdach fallen kann.

— Das muß ja wunderhübsch sein; und die Herrlichkeit darf ich erst morgen sehen?

— Ja, dafür hast du nun heute dies hier.

Und sie wies auf den Strand, der sich am Fuße der Dünenkette nach beiden Seiten in schneeiger Weiße hinzog.

Nach links schoben sich zwei Stege in das Wasser hinein, und auf hohen Pfählen im Sande standen die Badehütten. Dicht vor ihnen die Damenbadeanstalt, weiter hinauf das Herrenbad.

Vor ihnen lagen vier Fischerboote im Sande, allerhand Ruder und Anker; und an Stangen, die nahe der Düne im Erdboden steckten, flatterten feinmaschige braune Netze im Winde, und ein paar Frauen waren beschäftigt, die Schäden an dem Garn auszubessern. Sie stiegen die Treppe hinunter, und ihre Füße versanken in dem weichen Sande, der erst wieder nahe am Wasser fester wurde, wo die Wellen sich verliefen und den Strand fest schlugen.

Sie gingen am Strande hin, und Flock jagte in das Wasser hinein, und wenn Hilde einen Stock hineinwarf, versuchte er über die sich brechenden Schaumstreifen hinwegzuspringen und schwamm, bis er den Knüppel erfaßt hatte, mit dem er dann jedesmal wie toll die Dünen hinaufjagte.

Sie kamen in die Nähe des Hotels, wo eine schmale Landungsbrücke in das Meer hinaus gebaut war, mit ein paar Bänken auf dem Brückenkopfe.

Neben dem Stege lagen, aufs Land heraufgezogen, zwei weißgestrichene Segelboote, und ein

Dutzend Strandkörbe waren verteilt zwiſchen allerhand Gräben und Feſtungswerken, die Kinder hier gebaut hatten.

Bei einem der Segelboote, wo ein paar Kinder zuſchauten, war ein Mann beſchäftigt, den Vorderſteven wieder zurechtzumachen. Neben ihm ſtand ein anderer, der in ſeinem blauen Jackett und der Mütze wie ein Kapitän ausſah — ein geſundes rotes Geſicht, mit einem ſchon etwas ergrauenden Schnurrbart —, und der ſie jetzt freundlich grüßte.

— Wer iſt das, Tante?

— Das iſt der Beſitzer des Hotels Boleslaw, Herr Franz Morching. Der hat ſchon viel unternommen, den Ort hochzubringen. Erſt hat er hier an der Schwedenſchanze — denn hier haben früher mal die Schweden gehauſt und einen Wachtpoſten gehabt — das Hotel gebaut; aber dabei hat ihm ſcheint's ein tücht'ger Baumeiſter gefehlt, die Anlage iſt nicht ſo glücklich wie die prachtvolle Lage. In dem großen Speiſeſaale haben alle die Maler, die damals hier ſchon hauſten, die Wände mit Anſichten von Sandhoop, Seehagen und Roſtrow und dem Dvarſer Walde bemalt; ſehr hübſche Sachen. Die ſind eine Sehenswürdigkeit der Gegend und werden auch viel beachtet — aber ſpäter haben ſich dann Gegenſätze herausgeſtellt zwiſchen den Intereſſen des Wirtes, der natürlich gern viele Menſchen bei ſich ſähe, und den Malern, die ihren Ort gern für ſich allein hätten; und Kämpfe ſind entbrannt und allerlei Unfrieden iſt entſtanden. Aber jetzt hat die Zeit auch da beſänftigend gewirkt.

— Wir müſſen uns das einmal anſehen.

— Gewiß, Kind, und einen prachtvollen Blick hat man oben vom Hotel, wie von wenigen Punkten an der Küste. Am Abend zum Sonnenuntergang ſetzen wir uns dort mal hin. Der Herr Morching iſt übrigens ein ganz intereſſanter Menſch, deſſen Bekanntſchaft ſich lohnt. War früher Steuermann, hat ſich in aller Welt herumgetrieben und alles mögliche verſucht. Du kannſt dich in allen Sprachen mit ihm unterhalten. Jetzt quält er ſich mit dem Hauſe hier und lebt im Kampf mit ſeinem alle Jahre wechſelnden Pächter.

— Da muß man alſo ſeine Bekanntſchaft machen?

— Freilich, Kind, das wirſt du ſchon. Bei erſter Gelegenheit wollen wir mal hinaufgehen, und dann kannſt du platt mit ihm ſprechen, oder franzöſiſch, engliſch oder ſpaniſch, wenn das auch wohl mehr für Schiffer verſtändlich iſt als für uns. Aber für heute komm! Wir wollen weitergehen, da kannſt du den großen Weideplatz noch ſehen, der ſich von hier bis zum Dvarſer Walde erſtreckt. —

— Wo wollen denn die Pferde hin?

— Die fahren mit der großen Tonne ins Waſſer. Siehſt du, die Wellen ſchlagen ihnen immer über den Rücken; die ſind das gewöhnt, und nun ſchöpft der Kutſcher Seewaſſer für die Warmbäder.

— Aber die werden ja alle ganz naß, das iſt ja ſchrecklich.

— Ja, Kind, hier iſt alles primitiv. Glaubſt du, dem Wirt erlaubt die Regierung, hier ein Rohr zu ziehen? Gott bewahre, kaum daß man uns einen Übergang über die Düne geſtattet. Das ſind hier alles vorſintflutliche Verhältniſſe, obgleich, wie ich

glaube, die Leute damals tun und laſſen konnten, was ſie wollten, während uns heute alles zu unſerem wohlerwogenen Beſten verboten wird.

Eine Stunde weit zog ſich der Strand nun hin, bis zum fernen Dvarſer Walde. Ein Stück gingen ſie noch hinunter, begegneten auch einzelnen Spaziergängern, die ſie neugierig muſterten, dann kehrten ſie um; aber nun gingen ſie nicht den gleichen Weg zurück, ſondern an einem Übergange überſchritten ſie die Dünen und gingen die Dorfſtraße zurück, wo Flock ſich in einen Zank mit einem Barſoi einlaſſen wollte, den aber Tante Erneſtine ſofort verhinderte, indem ſie ihren Hund an die Leine nahm.

— Er fängt immer gleich Krakehl an; da muß man mächtig aufpaſſen. Einfach ein paar Derbe übergezogen, das iſt ſchon das beſte Mittel. Jawohl, mein Hundchen; dieſer jungen Dame hier wirſt du bald genau ſo gehorchen wie mir, ſonſt ſetzt es gehörig was.

— Dazu werde ich nie den Mut haben.

— Das glaubſt du jetzt. Sollſt mal ſehen, in drei Tagen kennt er dich, und dann kommt das ganz von ſelbſt. Dann weiß er, was er zu gewärtigen hat, und läßt ſich ohne einen Mucks ſchlagen.

— Na, Flock, ich glaube, davor wirſt du wohl bewahrt bleiben. Das werde ich mich nicht trauen.

— Wir werden ja ſehen. Aber nun wollen wir mal in dies Häuschen; das iſt ein Stück Kneipe und zugleich auch Kaufmannsgeſchäft. Das größere liegt am anderen Ende. Heut' müſſen wir hier mal einkaufen. Du, Flock, bleibſt hier im Garten liegen und rührſt dich nicht. Auch nicht, wenn ein Hund kommt.

Drinnen, wo es nach Petroleum und Seife roch,

hantierte ein Jüngling mit einem wunderbaren Gelock, das er mit viel glänzendem Öl gebändigt hatte, und verkaufte ein paar Mädchen, die sich dabei mit allerhand Klatsch unterhielten, Salz und verschiedene Hülsenfrüchte.

Tante Erneſtine ſetzte ſich, bis der Jüngling frei war, und dann nahmen ſie ihren Kauf gleich mit, denn ihre Villa lag nur ein paar Schritte weiter.

— Weißt du, ſagte Tante Erneſtine, ich laſſe mir ſonſt alles aus Berlin ſchicken, aber für die erſten Tage fehlt doch einzelnes; ſonſt rate ich dir nicht dazu, dir hier im Orte etwas zu kaufen, mit Ausnahme von Anſichtskarten, die die Maler gezeichnet haben; aber ſelbſt die riechen nach dem Laden, und das iſt nicht gerade angenehm. Die Leute ſind hier alle ſehr komiſch. Aber das wirſt du ja noch lernen. —

Als ſie auf die Straße hinaustraten, kamen die Kühe von der Weide und gingen einzeln in die offenen Garteneingänge. Sie traten zur Seite und ließen ſie vorbei. Ganz zuletzt der Bulle, der die beiden Frauen einen Augenblick anglotzte, dann aber ſchwer mit dem Kopfe nickend weiterging.

Der Hirt kam erſt in der Ferne und bog mit ſeinem Hunde in die Dünen ab. —

Zu Hauſe räumte Hilde noch ihre Sachen ein wenig ein. Dann, nach dem Abendbrote, ſaßen ſie lange in dem behaglichen Eßzimmer und plauderten wie zwei alte gute Freunde miteinander.

Sie würden ſich ſchon vertragen, das fühlten ſie beide, und ſahen vergnügt den Wochen entgegen, die ſie hier in dem ſo künſtleriſch eingerichteten Häuschen verbringen würden. —

In ihrem Zimmer ſtand Hilde lange am Fenſter und ſah auf das Meer hinaus. Dann legte ſie ſich hin, aber zum ſchlafen kam ſie vorläufig nicht, denn das Rauſchen des Waſſers ſtörte ſie und regte ſie auf.

Und der Wind pfiff um das Haus. Mit der Nacht war er wieder ſtärker geworden. Zuweilen klapperte ein Laden; die Zweige der Bäume raſchelten bald laut, bald leiſer, wie der Sturm anſchwoll und wieder abebbte.

Allein ſie fühlte ſich ſo geborgen und ſicher in ihrem Bette, und lauſchte mit Behagen auf all die ungewohnten Töne, die hier die Nacht erfüllten, bis die Strapazen der Reiſe ſich endlich doch geltend machten und ſie einſchlief. —

VIII.

Als ſie erwachte, war das Zimmer von hellſtem Lichte erfüllt; die Bäume ſtanden ſtill vor den Fenſtern, und in der Ruhe des Morgens hörte man den gleichmäßigen, ſchweren Pulsſchlag des Meeres gegen den Strand.

Ein paar Vögel lärmten jetzt auf und jagten ſich durch den Garten, und ein klarer Himmel mit wenigen weißen Wölkchen überſät, ſpannte ſich über das grünblaue Waſſer, das ſich ohne eine Schaumkrone hob und ſenkte, und nur dicht am Strande ſchwache weiße Linien zog.

Sie ſtieß das Fenſter auf, und ließ die kühle, friſche Morgenluft hereinſtrömen. Sie fühlte den feinen Salzgeſchmack auf ihren Lippen, und atmete tief und voller Wohlbehagen.

Auf dem Kaffeetiſche lag ein Brief von Suſi, die in ihrer luſtigen Art von ihrem Badeleben plauderte, getreulich erzählte, wie ſie wohnten, verpflegt wurden und ihren Tag hinbrachten. Sie arbeite fleißig für ihr Examen bis in die Nacht hinein.

Der Mutter ging es gut, und ſie war ſehr begierig, wie Hilde ſich an der See fühlen würde, und ob es dort was für ſie zu arbeiten gab. Sie ſollte nur ſofort ſchreiben, vor allem, wie ſie angekommen waren, und wie es ihnen gefiel. Sie ſelber lebten ganz ſtill für ſich und hatten noch keinen Menſchen, mit dem ſie auch nur ein Wort ſprechen konnten.

Hilde wußte, daß es der Mutter heimlicher Wunſch war, daß Suſi ſich verheiraten möchte, je früher, je beſſer. Sie war durchaus nicht damit einverſtanden, daß ſie ſtudieren wollte, aber Tante Erneſtine beſtärkte leider das Kind in ſeinen Abſichten. Das ſollte Hilde ihr doch ausreden, hatte die Mutter ihr beim Abſchied noch auf die Seele gebunden.

— Ich weiß nicht, was Mama hat. Ich bin ſo froh, daß ich was gelernt habe und mir zur Not ſelber durchhelfen könnte. Weshalb ſoll Suſi das nicht? Gewiß, wenn ſie einen netten Mann findet, ſoll ſie ruhig heiraten; aber jetzt laſſen wir ſie erſt mal ſtudieren; nicht wahr, Tante? Vor allem, wo ſie doch Ausſicht hat, einmal in deines Vetters Fabrik unterzukommen. Sie hat doch entſchiedenes Talent für ihre chemiſchen Schmutzereien und Stänkereien. Sieh mal, Tante, darin biſt du nun viel moderner.

— Weil ich eben nur eure Tante und nicht die Mutter ſelbſt bin.

— Mama iſt darin ſo merkwürdig.

— Wäre ich vielleicht auch, wenn ihr meine Kinder wäret.

— Gott bewahre Tante.

— Ich glaube doch.

— Nein Tante, du biſt ja viel moderner als wir alle zuſammen.

— Modern? — Was ſagt das Wort? Ich habe mich bloß nicht feſtgelegt. Aber nun komm mit hinauf, ich will dir endlich zeigen, wo du dich betätigen kannſt.

Sie ſtiegen die Treppe hinauf, und traten in das Atelier ein, das nahezu die Hälfte des oberen Stockwerkes einnahm.

An den Wänden hingen verſchiedene Bilder und Skizzen.

— Der frühere Beſitzer hat ſie noch hiergelaſſen und will ſie erſt zum Herbſt abholen, damit es nicht gar ſo kahl ausſieht, und weil er auf ſeiner Reiſe nichts damit anfangen kann. Und dann ſollſt du mir mal raten, ob ich das eine und andere nicht für das Haus erwerben ſoll. In einer Bodenkammer ſteht noch allerhand, und vielerlei Malgerät. Hier die Staffeleien gehören mir auch nicht, aber du kannſt ſie benutzen, wenn du willſt.

Hilde war mitten im Atelier ſtehen geblieben. Noch lag das helle Morgenlicht auf dem großen Seitenfenſter, das durch Vorhänge ganz abgeblendet war.

— Aber das iſt ja ein wunderbarer Raum. Und dieſe Lichtfülle, die doch nicht ſtört. Hier werde ich mich ja gar nicht trauen, auch nur einen Pinſelſtrich zu machen.

— Es gefällt dir alſo?

— Gefallen, Tante? — In meinen kühnſten Träumen hätte ich mir das nie vorgeſtellt. Eine ſolche Raumverſchwendung iſt ja entzückend, aber was ſoll ich damit? Hier müßte einer großmächtige Hiſtorienbilder malen, ſo Reklameſchinken für den Ehrenſaal. Ich traue mich ja über einen Meter überhaupt nicht hinaus.

— Das wird auch noch kommen.

— Wollen es nicht hoffen, Tante. Kann ja auch ſonſt kein Menſch in ſein Zimmer hängen. Aber morgen früh fange ich gleich an. Nicht hier.

— Warum nicht, Kind?

— Nein, Tante, vor der Natur. Ich werde hier doch keine alten Sachen vorkramen. Ich habe da vorhin an den Dünen eine Ziege graſen ſehen; ich denke, an die werde ich mich zuerſt mal machen.

— So, ſo! Na denn man zu.

— Ja, ich kann nämlich dabei in unſerem Garten bleiben und dort meine Staffelei aufſtellen, ohne daß mich wer beläſtigt.

— Daran wirſt du dich gewöhnen. Und außerdem gehört es hier eigentlich dazu, daß man malt. Das Gegenteil fällt viel eher auf. Brauchſt heute vormittag nur mal auszugehen, und wo du hintrittſt, wirſt du einen Jüngling oder eine Jungfrau an der Staffelei ſehen, wo man es gar nicht vermuten ſollte.

— Das muß ja lieblich ſein.

— Wirſt die Witze noch alle hören, die hier über die Malhühner und die numerierten Motive gemacht werden. Denn hier hat jedes Motiv ſeine Nummer, die Mühle Nr. 12, der alte Schweinekoben Nr. 64. Ja, lach nur!

— Heute werde ich mich erſt mal in unſerem Garten niederlaſſen. —

Eine Stunde ſpäter hatte ſie ihre Staffelei hergerichtet und war eifrig bei der Arbeit. Die Sonne ſtand ihr im Rücken, und kein Menſch war in den Dünen zu ſehen.

An den Pfählen hingen auch hier Netze zum Trocknen, und die Inſekten ſummten in der warmen Sonnenglut.

Zuweilen meckerte die Ziege leiſe auf, wenn ſie die Gefährten ſah, die eine Strecke davon gleich ihr angekettet waren, und vergebens nach einem friſchen Halme ſich umſahen.

Manchmal lief ſie im Kreiſe herum. Dann wieder nahm ſie ihre alte Stellung ein, den Kopf vorgeſtreckt, als ob ſie jemand erwarte, und ſo bot ſie ihr ein ausgezeichnetes Modell, ſo daß ſie einen charakteriſtiſchen Mittelpunkt für die Dünenlandſchaft gab. Links ſtand eine verfallene Schilfhütte, deren braunes Dach und ausgebleichte Rohrwände gleichfalls ein wenig Leben in die Öde brachten.

Sehr vergnügt kam Hilde am Mittag ins Haus. Die Skizze war fertig und wurde als erſte auf eine der Staffeleien im Atelier aufgeſtellt. —

Am Nachmittage, als ſie ein Stündchen geruht hatten, machten ſie einen Spaziergang durch das Dorf; aber bei jedem Hauſe, jedem Eingang blieb Hilde ſtehen.

— Ach, Tante, du wirſt mich wohl für närriſch halten; aber am liebſten liefe ich nach Hauſe und ſetzte mich hier irgendwo hin, um zu arbeiten. Es iſt ja ganz gleich, wo das iſt.

In zwei von den Häuſern gingen ſie hinein; einmal war es eine Küche, die wohl ſchon hundertmal auf Bildern verewigt war, mit den roten Steinen des Fußbodens und dem alten Geſchirr.

Dann eine Fiſcherſtube mit weißen Dielen, auf die der Sand geſtreut war, alles blitzſauber.

— Na, Tante, ſagte Hilde, du wirſt ja was erleben an mir.

— Um Gottes willen, du wirſt doch nicht ſo werden wie all die andern? Ich ſag's ja, epidemiſche Malwut!

— Das ſehe ich ſchon, eine wahre Fundgrube der prächtigſten Motive iſt hier, da kann man ja ein ganzes Leben dran arbeiten.

IX.

Am folgenden Vormittage traute ſie ſich ſchon hinaus, einen kleinen Feldſtuhl und eine leichte Staffelei in der Hand.

Dort, wo der Weg zur Mühle abging und ein breiter Schutzdamm gegen das Waſſer ſich durch das Schilf zog, das ſich bis zum Bodden dehnte, hatte ſie ein Motiv gefunden, das ihr gefiel. Von ihrem erhöhten Platze aus ſah ſie ein paar Schuppen vor ſich, die ganz von Weidenbüſchen umgeben waren; dieſe Schuppen mit ihren ſchwarzen Teerpappedächern und gelben Lehmwänden hatten es ihr angetan.

Und dann war es hier einſam, und niemand war gekommen, als ſie ſich den Fleck ausgeſucht hatte.

Hinter ihr lag der bewachſene Graben, dann folgten naſſe Wieſen, auf denen Leute in hohen Waſſerſtiefeln

das erſte Gras mähten, dieſes ſcharfkantige Schilfgras, das ſchwerlich gutes Futter gab.

Weit hinten über den Feldern ſah ſie das rote Viereck des Hotels, das die ganze Gegend beherrſchte.

Ganz in ihrer Nähe drehten ſich die Flügel der Windmühle ſo langſam, daß man dabei einſchlafen konnte.

Das kleine Stückchen, das Hilde ſich vorgenommen hatte, mit dem Felde großer Bohnen und dem im Bogen zum Deiche anſteigenden Fußpfade, dieſe wenigen Bäume und Büſche, aus denen die Gebäude kaum erkenntlich hervorlugten, das reizte ſie, und ſie ſaß eifrig über ihrer Arbeit und hatte ſchon die Untermalung fertig.

Sie ſah nicht links und rechts, und merkte nicht, daß auf dem Damme vom Bodden her jemand gekommen war, der ſchon eine ganze Weile ſtillſtand und aus der Ferne ihr Bild betrachtete, auf dem noch nicht viel zu ſehen war.

Jetzt ſah ſie ſich um, und der Herr nahm ſeinen Hut ab und grüßte ſie.

Es war ein kleiner Herr, mit karierter Hoſe und einem offenen hellen Jackett. Auf dem Kopfe hatte er einen Strohhut mit rotem Bande.

Das fiel ihr zuerſt auf. Dann ſah ſie einen hellen Schnurrbart, der wie ungepflegt herunterhing, und wäſſerige Augen hinter einer goldenen Brille, deren Gläſer ihr zu groß ſchienen für die Augen.

Als er jetzt nähertrat und wieder den Strohhut lüftete, ſah ſie wohlgeſcheiteltes blondes Haar, und dann erkannte ſie, daß der Schnurrbart wohl mit Abſicht ſo wild nach beiden Seiten flatterte, um dem pausbäckigen Geſichte etwas geniales zu geben.

— Entſchuldigen Sie, wenn ich ſtöre, mein Name iſt Steinfort; ich überlegte eben, wie ich am beſten hier vom Deiche kommen ſollte, ohne Sie zu ſtören, aber, wie Sie ſehen, iſt hier ein Graben, und dort iſt es auch ſumpfig. Und dann intereſſierte mich auch, was für ein Motiv jemand von hier aus ſich wohl gewählt haben könnte.

— Bitte ſehr, ſagte Hilde und trat zur Seite, um ihm den Weg freizugeben.

Aber er ging nicht vorbei, ſondern pflanzte ſich vor ihrem angefangenen Bilde auf, und nachdem er es lange angeſehen, ſagte er:

— Ganz hübſch angelegt — aber das werden Sie wohl doch nicht herausbekommen, das Motiv gibt ja nichts her.

— Ebendarum wollte ich es verſuchen.

— Es gibt doch ſo viel dankbarere Aufgaben.

— Mich reizte dieſe hier, ſagte ſie lächelnd.

— Entſchuldigen Sie, daß ich mich einmiſche, aber ich bin auf der Tour, und im Korrigieren.

— Bitte.

— Darf ich mir ein Urteil erlauben?

— Gern!

— Sehen Sie, das hier iſt entſchieden nicht richtig angelegt. Damit werden Sie den Ton nie heraus-bekommen. Wollen Sie mir mal erlauben?

Sie wollte ihn erſt abfallen laſſen, aber dann amüſierte ſie ſein lehrerhaftes Gebaren, und ſie ließ ſich Palette und Pinſel fortnehmen.

O — o, dachte ſie, und nachdem er ein paar-mal geſagt hatte: So! und dieſes ſo! . . . bekam ſie es doch mit der Angſt und meinte raſch:

— Ich glaube, das wäre aber nun genug. Sie ſind ſehr liebenswürdig.

Und ſie ſtreckte die Hand aus, voller Sorge um ihr Bild, daß er ihr alles verderben könnte. So gab er ihr zögernd das Handwerkszeug wieder, aber mit dem Finger fuhr er auf dem Bilde herum und meinte, dies müſſe ſie ſo, jenes ſo machen.

Als ſie ſehr ſtill blieb, fiel es ihm endlich auf, und er begriff, daß er nicht eine ſeiner Schülerinnen vor ſich hatte.

— Entſchuldigen Sie, bitte, aber es reißt einen manchmal ſo hin. Nun muß ich aber nach meinen Damen ſehen.

Er zog den Hut, und nach einem letzten Blicke auf das Bild ging er weiter, den Deich entlang, und verſchwand an der Biegung.

Dann beſah ſie ſich ihr Bild.

Im erſten Augenblicke wollte ſie einen dicken Strich darüber machen, aber dann ging ſie daran, den alten Zuſtand wiederherzuſtellen, was gar nicht ſo einfach war.

Nicht ein einziges Mal hatte der Mann ſich die Natur richtig angeſehen, ſondern immer nur auf der Leinwand herumgefuhrwerkt, ohne zu ahnen, wie ſie ſich das gedacht hatte.

Sie war wütend über dieſe Keckheit, und zugleich amüſierte ſie die Geſchichte, vor allem, nachdem ſie all ſeine Farbenflecke beſeitigt hatte.

Mit um ſo größerem Eifer verſenkte ſie ſich jetzt in ihre Arbeit, ehe das Licht ihr ein Weiterarbeiten unmöglich machte, und ſchaffte eine ganze Menge.

Wie hieß der Malermeiſter? — Seinen Namen

hatte sie natürlich nicht verstanden. Als ob sie eine Anfängerin sei, die sich zum ersten Male versuchte, so hatte er sich in seiner lehrerhaften Anmaßung benommen.

Nun machte sie es gerade ganz anders.

Das Bild kehrte sie an die Wand, und nahm es erst am folgenden Morgen wieder mit hinaus.

Es war nichts mehr von den sogenannten Korrekturen zu sehen.

Heute sah sie sich verschiedentlich um. Mit Absicht hatte sie gerade das verstärkt, was der Herr ihr als Fehler hatte aufmutzen wollen. Sie war überzeugt, daß er sich heute wieder einstellen würde.

Sie hatte ihn schon früh am Hause vorbeigehen sehen, ohne daß er sie aber bemerkt hatte. An den Plätzen, die ihr tags zuvor schon aufgefallen waren, saßen auch heute wieder alte und junge Mädchen und quälten sich mit ihren Malversuchen.

In den Gängen zu den Häusern, mitten auf der Dorfstraße, vor einem halb verfallenen Schweinestalle, überall hockten sie, und heute saßen nicht allzuweit von ihr auf dem Damme zwei Mädchen und stierten die Mühle an, deren Flügel sich lustig drehten.

Über ihre Reißbretter gebückt saßen sie da, und die Köpfe mit den großen Hüten hoben und senkten sich, und richteten sich dann wieder auf.

Hilde hatte etwa Dreiviertelstunden gesessen, da sah sie den weißen Strohhut über die Wiesen kommen.

Nun blickte sie sich nicht mehr um; sie hörte, wie er mit den beiden Mühlenmädchen sprach. Er setzte sich hin, und zeichnete ihnen offenbar die ganze Geschichte auf.

Hilde ſetzte ein paar recht kräftige Töne in ihr Bild; ſie unterſtrich all das, was er ihr hatte wegkorrigieren wollen, daß es ſchärfer, als notwendig war, herauskam.

Nach einer Weile fühlte ſie, daß er hinter ihr ſtand; dann kam er näher und zog ſeinen Hut.

Sie grüßte freundlich und ließ ſich in ihrer Arbeit nicht ſtören. Er ſah offenbar auf den erſten Blick, wie ſie jeden Eingriff von ihm wieder getilgt hatte, denn er ſchüttelte mißbilligend den Kopf, aber dann ſiegte doch wieder der Lehrer, und er konnte ſich nicht enthalten zu ſagen:

— Ich würde das Grün hier doch vertiefen.

Sie ſah gehorſam auf das Bild, dann auf das Stück Natur vor ſich und fragte:

— Sehen Sie das ſo? — Ich glaube, ich habe den ganz richtigen Ton getroffen, genau, wie ich es vor mir ſehe.

— Das mag ja ſein.

Er blickte flüchtig von dem Bilde auf, und fuhr fort:

— Auf dem Bilde muß es vertieft werden. Sehen Sie nur, wie das zueinander ſteht.

— Das ſchadet doch nicht, wenn es nur richtig iſt.

— Das iſt es eben, es iſt nicht richtig; vor allem iſt es nicht ſchön.

— Aber charakteriſtiſch, ſagte ſie beſcheiden.

Er blieb eine Weile ſtill. Dann ſagte er:

— Ich weiß nicht, mein gnädiges Fräulein, ob Sie meinen Namen geſtern verſtanden haben: Fritz Steinfort.

Sie neigte nur den Kopf. Er wollte offenbar wiſſen, wer ſie ſei, aber ſie ging nicht darauf ein.

Alſo Steinfort war es? Sie kannte Sachen von ihm. Dem konnte ihre Art Arbeit freilich nicht imponieren.

Dann fragte er:

— Darf man wiſſen, bei wem das gnädige Fräulein bisher Unterricht gehabt hat. Mir ſcheint da Brachtſcher Einfluß erkennbar zu ſein.

Sie ſagte ihm, wie ſie bei Skarbina angefangen, und ſpäter mit Max Uth einmal an der See geweſen war mit einer ganzen Schar von Bekannten.

— Ja, ja, das ſieht man.

Er ſchien das nicht beſonders vorteilhaft zu finden.

Sie hatte das Gefühl, als hätte er ihr zu gern den Pinſel wieder aus der Hand genommen; aber diesmal hielt ſie ihr Malgerät krampfhaft feſt, und hätte es ihm einfach verweigert.

— Ich gebe hier Unterricht, ſagte er, bald bei mir im Atelier, vor allem draußen vor der lebendigen Natur. Zwei meiner Schülerinnen dort drüben.

Er wies auf die beiden Damen hin.

— Jawohl, ich habe es geſehen, ſagte Hilde.

— Sehr eigenartig, fing er wieder an. Ausgeſprochenes Talent. Ihre Technik, mein gnädiges Fräulein, iſt bewunderungswürdig, aber manches will mir nicht gefallen. Das würde ich anders machen.

Als ſie nicht darauf reagierte, druckſte er noch eine Weile herum und entfernte ſich dann:

— Ich muß noch nach meinen anderen Schülerinnen ſehen, auf Wiederſehen! ſagte er, indem er ihr die Hand gab.

Nun machte ſie ſich Vorwürfe, daß ſie kein Wort

gesagt, daß sein Name ihr natürlich bekannt sei, und sie auch Bilder von ihm gesehen hatte.

Sie waren sogar in Rezensionen gleichzeitig genannt worden, weil er einmal zur selben Zeit wie sie ausgestellt hatte.

Tüchtige Verkaufsbilder hieß es von seinen Sachen, ohne künstlerischen Ehrgeiz geschaffen. Salonbilder ohne besondere eigene Note, lautete das stets wiederkehrende Urteil über seine Arbeiten, die wirklich nichts Aufregendes hatten.

Sie hörte mit arbeiten auf, und saß noch lange vor der Staffelei und verglich, denn heute sollte im Atelier aus der Naturaufnahme ein fertiges Bild werden.

Und den ganzen Tag arbeitete sie daran, wollte es sich am andern Tage früh an ihren Platz schaffen lassen, allein das Wetter war trübe; erst am folgenden Morgen war der Himmel wieder klar.

Nun galt es, noch die letzte Hand anzulegen, und nun sah sie nicht links und rechts. Die beiden Fräuleins versuchten, ihre Arbeit zu Gesicht zu bekommen, ehe sie sich wieder vor die Mühle setzten. Heute störte es sie nicht. Jetzt konnten sie kommen, sie hatte ja was zu zeigen.

Und zum dritten Male stellte Steinfort sich ein; aber dieses Mal war er still, und erst nach einer ganzen Weile sagte er:

— Schau, schau! — Was gnädiges Fräulein doch daraus gemacht haben. Offen gestanden, das hätte ich nicht gedacht.

Sie stand lächelnd dabei, mit einem so ruhigen Gefühle, in der Sicherheit, daß es wirklich etwas geworden.

— Wie gesagt, ich hätte ja manches anders aufgefaßt, aber wie gesagt ...

Hilde tupfte noch ein wenig am Vordergrunde, dann tauchte sie den Pinsel in Rot, und in die rechte Ecke, mitten in den Grasweg, ohne daß es herausfiel, schrieb sie ihren Namen: Hilde Vangerow.

Fritz Steinfort stand hinter ihr, und als sie jetzt zurücktrat, kam er ein wenig näher, beugte sich vor, um genauer zu sehen, und als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht rot, und voller Verlegenheit riß er den Hut vom Kopfe, starrte sie an, und wiederholte noch voller Zweifel:

— Hilde Vangerow?

Dann streckte er ihr die Hand entgegen und sagte:

— Ach du mein Gott! — Was müssen Sie nur von mir gedacht haben? — Aber wie sollte ich auch darauf kommen? Und ich habe mir erlaubt, Ihnen in Ihr Bild hineinzukorrigieren.

— Es tut doch nichts. Ich bin für Belehrung immer zugänglich.

— Ich kann mir das nicht verzeihen, es ist ja zu dumm. Aber wie Sie das so angelegt hatten, da konnte ich mir natürlich nicht vorstellen, was Sie daraus machen würden.

— Aber ich bitte Sie. Es hat doch an mir gelegen. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen nicht gleich meinen Namen genannt habe. Aber ich muß Ihnen offen sagen, es hat mir Spaß gemacht, ein wenig Versteck zu spielen.

— Das ist ein grausames Spiel gewesen.

— Und dann kann man doch immer von einander lernen. Ich bin doch noch ein Neuling.

— O nein, nein! Ich weiß, was Sie können. Ich habe Ihre Ausstellung damals gesehen, und auch später verschiedenes zu Gesicht bekommen.

— Sie wollen mich beschämen.

— Ja, ja, jetzt sehe ich Ihre Hand. Aber wer konnte denn auch darauf kommen. Darf ich fragen, ob Sie schon längere Zeit hier sind?

Sie erzählte ihm, daß sie erst seit fünf Tagen hier sei und bei ihrer Tante wohne.

Er kannte Frau von Malzern vom sehen und wußte, daß sie das Rappsche Haus gekauft hatte.

Er hatte endlich seinen Hut wieder aufgesetzt, und plötzlich rief er:

— Meine Damen! Ach, bitte, meine Damen!

Die beiden jungen Mädchen eilten auf den Ruf des Lehrers sofort herbei.

— Ich möchte Sie Fräulein Vangerow vorstellen.

Und dann nannte er zwei Namen, die Hilde im nächsten Augenblicke vergessen hatte. Er aber zeigte den beiden andächtig Lauschenden Hildes Bild, die inzwischen ihre Pinsel säuberte, und machte sie auf die realistischen Feinheiten aufmerksam, wobei er einen ganz besonderen Ton immer auf das realistische der Auffassung legte. —

Dann empfahl er sich mit mehrfachen Komplimenten, nachdem er sich noch erboten hatte, das Bild nach Hause zu schaffen. Aber Hilde lehnte dankend ab. Sie ließ ihr Malgerät in dem nahen Wirtshaus. Das Bild trug sie selber; das war sie gewöhnt.

Auf dem Heimwege, wo jeder, der ihr begegnete, es versuchte, etwas von ihrer Malerei zu erhaschen, fragte sie sich, ob er wohl damals die Kritiken über

ſie beide geleſen hatte, in denen ſie ſo gut und er ſo ſchlecht weggekommen war.

Sie hatte nichts eiligeres zu tun, als der Tante die ganze Komödie zu erzählen.

Sie fand ſie in der Küche beſchäftigt, und als ſie ihre Erzählung angehört hatte, ſagte ſie, kopfſchüttelnd:

— Kind, Kind, halte die Leute nicht zum Narren, das vertragen ſie nicht, eines Tages rächen ſie ſich an dir, oft die gutmütigſten. Das mag keiner, wenn man ihn aufs Glatteis führt und er ausrutſcht.

— Aber, Tante, ich habe doch die Geſchichte nicht mit Abſicht eingefädelt.

— Das weiß ich. Aber du weißt auch, Lehrer ſind immer gekränkt und haben ſelten Humor, um ſo was zu verſtehen.

— Schließlich iſt es doch ein Künſtler, und ich werde von heute an furchtbar nett zu ihm ſein. Sag mal, iſt er verheiratet?

— Aber gewiß. Das große Haus mit dem rotgeſtrichenen Balkeneingang gehört ihm doch. Ich hab' dir erzählt. Er hat immer ſo zwanzig und mehr Schülerinnen, und verdient mehr damit als mit all ſeiner Malerei.

— Glaubſt du, daß er uns beſuchen wird? Mir ſchien, als erwartete er, daß ich ihn auffordern würde; aber ich ſah die Notwendigkeit nicht ein.

— Er wird ſich ſchon ſelbſt melden. Der iſt gar nicht ſo.

— Mir iſt's recht, denn er hat ſich immerhin nett aus der Affäre gezogen, und ich werde das kleine Abenteuer nicht weitererzählen. Ich glaube aber faſt, daß er ſelbſt es nicht für ſich behalten kann.

X.

Ein paar Tage ſpäter war Hilde in dem kleinen Vorgarten und wollte zwei Hühner daraus verjagen, die ſich dort eingedrängt hatten, als auf der Dorfſtraße ein Herr ſtehen blieb und ſie grüßte.

Sie ſah auf und erkannte Fritz Steinfort, und da er ſein: Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein! ſo bedeutungsvoll gerufen hatte und am Gitter ſtehen blieb, konnte ſie nicht anders als herangehen und ihn auffordern, näherzutreten.

Das tat er auch ſofort, und dann ſagte ſie, als ſie ſich die Hand gegeben:

— Kommen Sie einen Augenblick mit in den Hintergarten, ich werde Tante Beſcheid ſagen. Ich kann Sie nicht gut ins Haus bitten, das Mädchen iſt gerade dabei, den Flur und das Treppenhaus gründlich zu reinigen; da ſieht es nun etwas wüſt aus.

Sie verſchwand im Hauſe, um der Tante Mitteilung von dem Beſuche zu machen, und kam ſofort wieder heraus.

Ein paar aus Weidenzweigen gefertigte Stühle ſtanden um einen birkenen Tiſch in der Laube, die nur ſpärlich mit Wein bewachſen war. Dort ließen ſie ſich nieder, aber Tante Erneſtine blieb lange. Denn der Schlächter aus Roſtrow und die Gemüſefrau kamen, und ſie mußte mit ihnen verhandeln.

Inzwiſchen ging Hilde mit dem Beſuche im Garten auf und ab. Er wollte gern ihre Arbeiten ſehen, aber ſie vertröſtete ihn auf ſpäter. Jetzt hatte ſie noch nichts zu zeigen, nur die eine Skizze aus den Dünen und ein paar Bleiſtiftzeichnungen und Paſtelle.

Über den Schilfrohrzaun konnte man in das Nebengrundstück sehen, wo ein junger Mann beschäftigt war, seinen Garten zu begießen. Morgen für Morgen war er unermüdlich dabei, Wasser zu schleppen, um den Dünensand zu tränken. Der Garten gedieh denn auch in Üppigkeit und konnte sich mit keinem andern messen.

Mit alten Zementtonnen, die zum Bau der Villen hergeschafft waren, hatte er sein Dünenland befestigt, und mit allen nur erdenklichen Sträuchern und Pflanzen besetzt.

In Radelhosen, ein Tiroler Hütchen mit langer Hahnenfeder auf dem Kopfe, so sah man ihn von früh bis spät hantieren.

Mitten in dem großen Terrain stand das originellste Häuschen des Ortes, eine Art großer Halle, wie ein urgermanisches Haus, ein Altan davor, alles Gebälk rotgestrichen, und an den Giebelwänden bleiche Pferdeschädel befestigt, die den Eindruck des Altertümlichen verstärkten.

Die Schiebetüren, die vom Garten zum Atelier führten, standen den ganzen Tag offen. Aber man sah den Maler nie darin vor einem Bilde.

Hilde hatte Steinfort gefragt:

— Ist das Haus ebenso originell im Innern? —

— Aber viel origineller. So etwas gibt es ja nicht zum zweiten Male. In der Mitte das Atelier und ringsherum all die kleinen Räume zum Wohnen und Schlafen. Sie müssen es sich einmal ansehen.

— Das möchte ich ganz gern.

— Aber nichts leichter als das. Walter Prehm

würde es ſich zur größten Ehre anrechnen, wenn Sie ihn aufſuchen wollten.

Sie waren jetzt die Düne hinaufgegangen, von wo aus man die Rückſeite des Malerhauſes und den Nebengarten völlig überſehen konnte.

Prehm kam wieder mit Eimer und Gießkanne, ſah auf und erblickte den Kollegen. Er machte die Hand frei und grüßte hinauf.

— Sie, Prehm! rief Steinfort und winkte, ehe Hilde es hindern konnte.

Er kam ſofort an den Zaun heran, und Steinfort fragte:

— Stört man Sie, lieber Prehm?

— Aber niemals!

— Dann werde ich mal mit Fräulein Vangerow zu Ihnen kommen.

— Aber ich bitte dringend darum. Iſt mir eine hohe Ehre und Auszeichnung.

Sie ging alſo mit Steinfort vorn aus dem Garten hinaus zu dem Nebengrundſtück. Unterwegs fragte Steinfort:

— Haben Sie gehört, dieſes zuverſichtliche: Aber niemals? Man ſtört ihn wirklich nicht. Er hat ein ſo hübſches Talent, und iſt dabei faſt nur noch ſein eigner Gärtner.

— Einmal muß er doch auch damit fertig ſein.

— In dieſem Dünenſande iſt das leider nicht der Fall. Er wird wohl ſein Leben damit beſchließen, mit Gießkanne und Gartenſchere bewaffnet umherzulaufen, anſtatt mit Pinſel und Palette zu arbeiten.

— Ich denk', es iſt Ihr Freund?

— Deshalb habe ich ſchon alles bei ihm verſucht,

aber vergebens. Er puſſelt den ganzen Tag an ſeinem Hauſe herum, malt ſich alles in jedem Frühjahr neu, zimmert und tiſchlert, aber ſeine Farben trocknen dabei ein, und er kommt nicht vorwärts.

— Sie übertreiben gewiß.

— Leider nein. Er fängt immer alles voll Eifer an, aber bleibt im erſten Entwurfe ſtecken.

Sie waren auf der Straße die paar Schritt bis zum Nebenhauſe gegangen, wo Prehm an der Tür ſie empfing. Zwei ſchlanke junge Teckel balgten ſich zu ſeinen Füßen und ſchnupperten dann an Hilde herum, die Steinfort dem Kollegen vorſtellte.

An einem kleinen Teiche, in dem nur ſpärliches Waſſer ſtand, das einigen Hausenten zum Aufenthalte diente, vorbei, gingen ſie die vier Stufen hinauf, die zu dem geöffneten Atelier führten.

Das Innere ſah aus wie ein Schiffsraum, mit den Oberlichtfenſtern und den kojenartigen Abteilungen, die ſich zu beiden Seiten öffneten.

Der eine Raum enthielt eine kleine, offenbar ſehr viel benutzte Bibliothek; in einem andern war das Schlafzimmer untergebracht, auf der andern Seite ein Fremdenzimmer und daneben eine Niſche, die als Trinkecke geſtaltet war. Nach hinten zu war ein größerer Raum, der durch Schiebetüren mit dem Atelier zuſammenhing. Das war das Eß- und Wohnzimmer, das ganz mit Teppichen und geſchnitzten alten Möbeln ausgeſtattet war. Seltſame Beleuchtungskörper an den Wänden, und eine Lichterkrone aus Geweihen hing von der dunklen Balkendecke herab.

Das alles war ſo ſeltſam weich, faſt frauenhaft

intim; und mitten drin dieſer kleine, aber robuſte Herr, mit den roten Backen, dem kleinen kokett gepflegten Schnurrbarte, und den braunen Wadenſtrümpfen, die einen ganz reſpektabeln Inhalt umſchloſſen.

Wo nur ein freies Fleckchen geweſen, hing oder ſtand irgend ein Kunſtgegenſtand, ein bunter Schemel, ein Stück Teppich, ein getönter Gipsabguß. Und eine Fülle von Bildern, Dedikationen von Freunden, eigene Skizzen von früher und ein paar ältere Bilder in ſchwarzem Rahmen.

Im eigentlichen Atelier ſah es ebenſo künſtleriſch aus. Echte Teppiche am Boden, abgemeſſen verteilte Staffeleien, hohe franzöſiſche Strohſitze, die Pinſel tadellos in alten koſtbaren Töpfen und kein Farbenfleckchen zu ſehen.

Das Ganze ſah aus wie ein überaus geſchmackvolles Ausſtellungszimmer, nicht wie ein Arbeitsraum; und die eignen angefangenen Bilder des Inhabers wirkten wie überflüſſig. Sie ſtanden und hingen wie Dekorationsſtücke umher — gute Anläufe, denen man es anſah, wie plötzlich die Luſt daran erlahmt war und ſie ſtehen geblieben waren.

Es tat Hilde im Innerſten weh, das mit anſehen zu müſſen. Der Mann konnte doch was, nur war er verludert, und techniſch manchmal unbeholfen. Das ſah dann wie verſchwommen aus, und er hatte offenbar noch daran herumgemurkſt, als er längſt das Erinnerungsbild nicht mehr hatte, und mit ganz anderen Vorſtellungen beſchäftigt war.

Sie hätte ihm ſo gern etwas Freundliches über ſeine Bilder geſagt, aber brachte es nicht fertig, lobte

immer nur das entzückende Heim, das er ſich da aus eigner Kraft geſchaffen hatte, mit einer Arbeitsvergeudung, die er beſſer ſeiner Kunſt zugute kommen ließ.

Ja, Steinfort hatte ganz recht, daß er ihn nicht geſchont hatte; er hatte nicht übertrieben. Was ſie da vor ſich ſah, war noch viel bejammernswürdiger.

Und dabei ſprach er von ſeinen Bildern, erklärte ihr, wie dies werden ſollte, wie er ſich jenes gedacht hatte, voller Eifer, und ſie antwortete darauf, indem ſie es vermied, über den künſtleriſchen Wert der Arbeiten zu reden. Das merkte er gar nicht, kam auch ſchnell davon ab, um ihr voll Stolz zu weiſen, was er alles an ſeinem Häuschen neu hergerichtet hatte, und welche Verbeſſerungen er noch vornehmen wollte. —

Als ſie wieder daheim war, ſah ſie ſich in ihrem Atelier um, das ihr kahl vorkam; aber man ſah doch, daß drin gearbeitet wurde, und als ſie auf den Balkon hinaustrat, von wo aus ſie den Nachbargarten alle Tage vor Augen hatte, und ſah, wie Prehm dabei war, das Gitter um den künſtlichen Ententeich auszubeſſern, da überfiel ſie eine Traurigkeit, wie ein Menſch ſein Talent ſo vergeuden konnte, und feſtigte nur ihren Entſchluß, ihre letzte Kraft an ihre Kunſt zu wenden, für die ſie kämpfen und mit der ſie ſiegen wollte.

Eine überreiche Arbeit lag vor ihr; ſie fühlte ja, wie ſie manches anders ſah als jene, die ſchon gewöhnt waren an ihre Umgebung, ſie ſah charakteriſtiſches, wo die anderen vorübergingen und es für das Normale hielten und in ihrer Darſtellung nicht bewerteten.

Als Brehm ſie einmal mit Steinfort beſuchte, war er ganz beſchämt, und geſtand zu, daß er ſo viel in ſeinem ganzen Leben noch nicht zuſammengebracht habe.

— Iſt das kein Anreiz für Sie, es mir gleich zu tun?

— Ach, Gott, ſagte er, das wohl, aber wenn ich es recht bedenke, ſo habe ich ja gar nicht die Fähigkeit dazu, und wenn ich das ſo bei Ihnen ſehe, da muß man ſich doch ſagen, es hat ja gar keinen Zweck, daß man ſelbſt noch eine Leinwand verſchmiert, wenn das mal in der Welt iſt, wie Sie es machen.

— Aber Sie können doch dieſelben Motive ganz anders, Ihrer Eigenart entſprechend, wiedergeben.

— Nun mal im Ernſt, verehrteſtes Fräulein, glauben Sie denn, daß ich wirklich eine Eigenart habe? — Wiſſen Sie was? Ich hätte Kunſtgärtner werden ſollen, mithelfen, die Natur zu verſchönern; das wäre eine verdienſtlichere Tätigkeit geweſen, als die Natur nachzumalen und zu verhunzen.

— Warum tun Sie es nicht jetzt noch?

— Sehn Sie, wie Sie mich bewerten.

— Aber ſo war es doch nicht gemeint.

— Ach, laſſen Sie nur. Warum ich es nicht tue? — Weil ich nicht den Mut habe, mit meiner Vergangenheit zu brechen, weil ich gar nicht wüßte, wie ich als alter Kerl ſo was anpacken ſollte.

— Das iſt doch kein Hindernis.

— Und dann auch, weil ich das Fleckchen Erde und meine Hütte, die ich mir ſelbſt gebaut, zu lieb habe, und ſchließlich: Es geht ja auch ſo!... Es muß ja nicht jeder malen. Es iſt ja nur das Ver-

fluchte, daß meine Bekannten mich für einen Maler halten, weil ich mich vor allem den Behörden gegenüber, so ausgebe. Meine guten Freunde wollen nun die Beweiſe dafür verlangen, und da muß ich ſtreiken.

— Dürfen wir das nicht von Ihnen fordern?

— Dürfen, ja, aber lieber wäre es mir, wenn man mich in Ruhe damit ließe. Ich habe keinerlei Ehrgeiz ...

— Das muß man! Sonſt ſind Sie kein Künſtler.

— Habe ich das je behauptet? — Sie ſehen ja, auch Sie wollen es mir einreden.

— Aber Sie können doch nicht die Hände in den Schoß legen.

— Tue ich ja nicht! Ich bin den ganzen Tag tätig.

— Sehen Sie, gnädiges Fräulein, miſchte ſich Steinfort ein, der in den Ecken unter den an die Wand gelehnten Skizzen herumgeſucht hatte, ſo iſt er nun. Sie werden ihm ſo wenig beikommen, als es uns je gelungen iſt. Immer wenn unſereins mit einer größeren Arbeit fertig geworden iſt, und er es zu Geſicht bekommt, iſt gar nichts mit ihm anzufangen. Dann iſt er ganz niedergeſchlagen.

— I Gott bewahre, nicht niedergeſchlagen, nur voller Selbſterkenntnis. Da bin ich noch vernünftig genug zu.

— Und wiſſen Sie, was er dann gewöhnlich tut?

— Müſſen Sie denn alles ausplaudern, Steinfort.

— Ja! — Dann lädt er ſeine Freunde am Abend zu ſich ein und veranſtaltet ein Trinkgelage.

— Bei dem ihr alle immer ſehr luſtig ſeid.

— Ja, das ſtimmt.

— Und ich genau ſo luſtig wie jeder von euch.

— Das iſt auch richtig.

Hilde ſtand daneben und ſah die beiden an.

— Sie ſchütteln den Kopf, mein gnädiges Fräulein, über mich. Früher habe ich das auch manchmal getan. Heute aber will ich Ihnen nur ehrlich geſtehen, nach allem, was ich hier bei Ihnen geſehen habe, hätte ich Luſt, das üppigſte Feſt meines Lebens zu veranſtalten; denn ſo klar wie hier in dieſem Raume bin ich mir noch ſelten über mich geweſen. Es iſt ſehr ſchade, daß Sie mir abſchlagen werden, ſich daran zu beteiligen. Eine ſo große Künſtlerin Sie auch in Ihren Werken ſind, das werden Sie ja tun, und das iſt ſehr ſchade.

— Aber, lieber Herr Prehm, wie können Sie nur ſo reden? Was Sie da vorhaben, iſt ſicher nicht ſchön.

— Vielleicht haben Sie recht, und ich werde mich ſtill in meine Schiffskoje ſetzen und ſeit langer Zeit einmal gründlich über mich nachdenken, und eine Flaſche allein auf Ihr Wohl trinken. —

Er nahm Abſchied, und ſie drückte ihm feſt und freundſchaftlich die Hand.

Dann fiel ihr ein: Wenn der Mann heiratete und Frau und Kinder hätte? Ob das nicht ein Anſporn für ihn ſein könnte!

Ganz traurig hatte der ganze Vorgang ſie geſtimmt, und ſie mochte ihre Sachen nicht mehr ſehen, weil ſie einen andern traurig geſtimmt und aus ſeinem Brüten aufgerüttelt hatten, ohne daß es einen Zweck hatte.

Sie ſchloß das Atelier hinter ſich zu und mochte den ganzen Tag nichts anrühren.

Neugierig war ſie, ob er es wahr machen würde

und allein zu Hause sitzen, oder ob diese neue Erkenntnis die alten Folgeerscheinungen zeitigen würde.

Da es Vollmond war, veranlaßte sie Tante Erneſtine, daß ſie noch einen Spaziergang am Strande machten, wo ſie lange im Dunkel auf der Landungsbrücke ſaßen, während leiſes Geplauder aus den Strandkörben zu ihnen ſchallte und ſich mit dem Geplätſcher des Waſſers miſchte. Sie gingen am Waſſer auf und ab, bis es Schlafenszeit war, und dann ſchlugen ſie den Weg zum Dorfe ein.

Das Haus von Walter Prehm lag in völligem Dunkel, aber als ſie noch ein paar Schritte weiter zu der kleinen Bierkneipe kamen, die Malerübermut mit einem luſtigen Wirtshausſchilde verſehen hatte, und die nun nur noch „Zur quietſchvergnügten Spickflunder“ hieß, da ſcholl ihnen Geſang, Lärm und Toben entgegen, und durch die ſich öffnende Tür glaubte ſie im dichten Tabaksqualm, inmitten einer ausgelaſſenen Schar angeheiterter Menſchen, Walter Prehm zu erkennen; und ſehr ſtill ging ſie heim und mußte lange an den armen Kerl denken, der ihr heute mit ſeinen Reden faſt die Tränen in die Augen getrieben hatte.

XI.

Die großen Ferien waren gekommen, und im ganzen Orte war kein Plätzchen mehr unbeſetzt. In allen Häuſern wohnten Sommergäſte mit ihren Kindern; ſelbſt im Hotel war jede Dachkammer bezogen.

An den Badeanſtalten war ſchon morgens früh

ein großer Anſturm, da die wenigen Zellen nicht genügten, und allerhand Mißhelligkeiten entſtanden daraus, wer den Vortritt haben ſollte.

Ringsum lagerten ſie im Sande, oder ſtanden vor den Zellentüren, mit ihrem Badezeug bewaffnet.

Ein paar Amerikanerinnen machten das einfacher. Sie zogen ſich daheim aus, und nur mit dem Frottiermantel über dem Badeanzuge, in Sandalen, gingen ſie von ihrem nahen Hauſe zum Strande hinunter und ebenſo unbekümmert um neugierige Blicke wieder zurück. Aber das traute ſich keiner nachzumachen.

Eines Tages war Hildes Schulfreundin, Käthe Siebald, erſchienen, der ſie von ihrem Aufenthalte ſo viel vorgeſchwärmt hatte, und hatte ſich oben im Hotel niedergelaſſen, aber in aller Frühe kam ſie ſchon herunter und ſetzte ſich mit Hilde vor dasſelbe Motiv.

— Ich verſtehe von Landſchaft nicht viel, aber ich möchte dir abgucken, wie man die Sache anfaßt.

Hilde half ihr in der uneigennützigſten Weiſe.

— Brauchſt keine Angſt zu haben, daß ich dir Konkurrenz mache, ich bleibe ſchon bei meinen Männlein und Weiblein.

In den erſten Tagen hatte ſie ſich bereits mit allen Malern am Orte angefreundet, nicht eben zur Freude Hildes, die ſehr zurückhaltend war.

Käthe Siebald aber ſtrolchte mit ihnen allen herum, und war nach wenigen Tagen mit ihnen dick befreundet, kannte jedes Atelier in- und auswendig, und wo ſie ſich blicken ließ, waren die Männer hinter ihr her.

In ihrem weißen, fußfreien Strandkoſtüm, die

Mütze ſchief auf die dunklen Haare geſtülpt, ein zierliches Stöckchen in der Hand, ſo ſtiefelte ſie durch das Dorf und am Strande hin, wo ſie den kurzen Rock unnötigerweiſe noch höher hinaufzog, um ihre überſchlanke Figur zu zeigen.

Ein paarmal waren ſie beide mit Steinfort zuſammen in den fernen Wald gezogen. Ein Junge trug ihnen die Sachen, und ehe ſie über die Kuhweide fort in den Forſt eintraten, vermummten ſie ſich gegen die Mücken, die hier wie toll tanzten und ſtachen. Um Kopf und Nacken dichte Schleier, das Geſicht verhüllt, daß ſie wie Haremsweiber ausſahen, und die Hände in dicken Wildlederhandſchuhen mit Stulpen, ſo trotzten ſie ſtundenlang den Blutſaugern, die trotzdem Eingang fanden, ſo daß ſie jedesmal zerſtochen nach Hauſe kamen.

Aber es lohnte ſich, in dieſem Urwalde zu arbeiten, wo es Stellen gab, die nie ein Menſch betreten hatte, wo mit Ausnahme des einen Fahrwegs alle Seitenpfade und Schneiſen von der Forſtverwaltung verboten waren. Oft trafen ſie hier einen Kollegen, der, ſeine Staffelei auf den Rücken geſchnallt, täglich fleißig hinauszog. Mit ſeinem jugendlichen Geſichte und dem ſchon ganz weißen Haar und Barte fiel er ſofort auf. Seine ſtets vornehme Haltung hatte ihm den Beinamen Exzellenz eingetragen; ſonſt nannte ihn alle Welt nur den ſchönen Bach. Aber der zog tiefer in den Wald hinein und ließ ſich nicht in ſeine Bilder gucken. —

Das waren prächtige Stunden, und das netteſte mit war das Frühſtück. Denn ſie verproviantierten ſich tüchtig, weil ſie erſt am Nachmittage zurückkamen,

indem ſie meiſt warteten, bis ein Wagen, der durch den Wald fuhr, ſie wieder mit zurücknahm, damit ihr künſtleriſcher Gewinn ihnen auf dem langen Rückwege nicht verwiſcht wurde.

Ein einziges Mal kam Walter Prehm mit, aber da arbeitete er faſt gar nicht, ſah immer nur zu, wie ſie fleißig waren, ſtörte bei ihrer Arbeit, da er Käthe Siebald den Hof zu machen ſuchte, die ein Vergnügen darin zu finden ſchien, ihn zu beunruhigen; und da doch nichts dabei herauskam, er auch ungern ſo früh ſchon aufſtand, ließen ſie ihn in Ruh und quälten ihn nicht wieder.

Käthe intereſſierte ſich für ihn, und nur daß ſein Häuschen direkt neben Hildes lag, hielt ſie davon ab, daß ſie ſich öfters dort einfand. Sie wollte doch Frau von Malzern keine Veranlaſſung geben, ſich über ihr Betragen aufzuhalten.

Dafür ſaßen die Maler nun faſt alle Abend vor dem Hotel. Fritz Steinfort, Jobſt Horn, Franz Enderlein, der alle Tiere von Sandhoop malte, Paul Jolck und die andern alle. Der Weg hinauf war ihnen mit einem Male nicht mehr zu beſchwerlich, das Bier nicht zu teuer, und ſie ſaßen bis ſpät nachts in der Glashalle oder vor dem Hauſe, Käthe mitten unter ihnen neben noch ein paar Damen, die ſich eine Art Stammtiſch hier eingerichtet hatten.

Mit Hilde ſprach ſie nicht darüber, und die fragte auch nicht, gönnte ihr die freiere Auffaſſung vom Leben, und machte ſich manchmal Vorwürfe, daß ſie nicht den Mut hatte, aus ſich herauszukommen.

Zuweilen fühlte ſie eine gewiſſe Enge, ſelbſt der Tante gegenüber. Sie ſtellte ſich vor, wie das wohl

ſein mochte, wenn ſie ganz unabhängig ſei, und nach niemandem zu fragen brauchte, ob ſie nicht ihr Leben auch anders geſtalten würde.

Was hatte ſie denn von ihrem Leben: ihre Arbeit am Vormittage, und dann am Abend ihre Bücher und die netten Plauderſtündchen mit der alten Frau. Jetzt die Freundin, die mit einem Schlage einen andern Zug in alles brachte, etwas vorwärts Drängendes, einen ſtarken Pulsſchlag von da draußen, der hineinklang in das bisher friedfertige Tagesprogramm ihres Aufenthaltes an der Küſte.

Zuweilen wenn ſie die großen Dampfer in der Ferne vorüberziehen ſah, und ihnen durch das Fernrohr nachblickte, packte es ſie, daß ſie mit ihnen fahren wollte, hinaus in fremde Länder, wo niemand ſie an ihr Alltagsleben erinnerte, wo alles andere Farben hatte.

Dann kam ſie ſich wie verlaſſen vor, als ſitze ſie geſtrandet auf einer einſamen Inſel, und die große Fahrſtraße des Weltverkehrs ginge an ihr vorüber, und ſie wurde nie mitgenommen, ſondern mußte verſchmachten auf dem öden Fleckchen, von dem es kein Entrinnen gab.

Sie glaubte, ſie könne dieſe melancholiſchen Anwandlungen von der Mutter geerbt haben, und hatte dann Furcht vor ſich ſelbſt. Es ſtieg wie ein leiſes Angſtgefühl in ihr auf.

Aber wenn ſie dann die ruhige Stimme von Tante Erneſtine hörte, wenn ſie bei ihr ſaß, ohne doch den Mut zu haben, ſich ihr anzuvertrauen, dann war alles wieder gut, und ſie mußte über ſich und ihre Einſamkeitsgedanken lächeln.

In dieſe Stimmung kam gegen Ende des Sommers ein Brief von Max Lamberg, in dem er ſchrieb, er habe ſchon ſo viel von Sandhoop gehört, und ein Bekannter von ihm, Jobſt Horn, der auch ein Bauernhaus dort hatte, habe ihn eingeladen, bei ihm zu wohnen, daß er große Luſt verſpüre, den Ausflug einmal zu wagen, allerdings ohne irgend jemandes Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen zu wollen. Er bat um die Adreſſe des beſten Hotels und fragte an, ob er darauf rechnen könnte, Hilde noch anzutreffen.

Als ſie den Brief zeigte, war die Tante herzlich erfreut:

— Schreib ihm ſofort, und wir würden uns ſehr freuen, und einen ganz ſpeziellen Gruß von mir. Das iſt doch wirklich ein netter Menſch.

— Aber, Tante, du wirſt ja ordentlich eifrig!

— Ja, der junge Mann hat ſo viel Tatkraft und ſicheren Blick gezeigt in Dingen, von denen ich doch auch was verſtehe und die ich beurteilen kann, daß ich mich freue, ihn einmal wiederzuſehen.

— Aufopfernd iſt er geweſen, das iſt wahr.

— Und deshalb kannſt du ihm auch einen Brief ſchreiben der netter iſt, als eine gewöhnliche Höflichkeitsphraſe: daß wir ... und ſo weiter.

— Schön, Tante, wenn ich dir einen Gefallen damit erweiſe.

— Dir ſelber auch. Denn ich verſpreche dir, dann werde ich auch ein bißchen mehr aus meinem Bau herauskommen.

— Das würde mich nun wieder freuen.

Aber auch Hilde freute ſich auf den Beſuch Lambergs, der umgehend den Tag bezeichnete, an dem

er eintreffen werde, mit der Bitte, Herrn Horn nichts zu verraten, da er ſich nicht binden wollte.

Frau von Malzern war dafür, daß ſie zum Hafen hinuntergingen, aber dazu wollte Hilde ſich nicht verſtehen; das ſah doch zu entgegenkommend aus, und dann war es immer etwas unangenehmes, wenn man jemand, der voller Reiſeſtaub war, in Empfang nahm, um ihn entweder ſofort wieder freizugeben, damit er mit dem Wagen fortkam, oder ihn zu zwingen den langen, ſtaubigen Weg vom Hafen zum Hotel zu Fuß zurückzulegen.

Aber im Garten ſtanden ſie, als die Wagen zurückkamen, und als Tante Erneſtine winkte, erkannte Max ſie, und ohne halten zu laſſen, ſprang er herab, um ſie zu begrüßen.

Auf den Zuruf der andern Paſſagiere hielt der Kutſcher. Max wollte ihm winken, weiterzufahren, aber Hilde bat ihn, ſich jetzt nicht aufhalten zu laſſen. Vielleicht kam er nachher wieder herunter, wenn er ſich nach ſeinem Unterkommen umgeſehen hatte.

So drückte er ihnen denn noch raſch die Hand, verſprach, ſo bald als möglich zu erſcheinen, und eilte dem haltenden Wagen zu, von dem aus er den beiden Damen lebhaft zuwinkte.

Hilde war ärgerlich auf ſich, weil dieſe Begegnung ſie doch ein wenig aufgeregt hatte. Sie war nicht ganz Herrin ihrer ſelbſt geweſen, weil dieſe Begrüßung etwas ſo Unerwartetes war, ſo wenig vorhergeſehen. Alles Plötzliche erſchreckte ſie und war ihr nicht angenehm.

Sie war gewiß rot geworden, und darüber ärgerte ſie ſich nun, daß ſie ganz wütend auf ſich war, und

auch auf Tante Erneſtine, die ſie veranlaßt hatte, mit herauszukommen und ſich vor dem Hauſe aufzuſtellen.

Als Max Lamberg ſich daher einfand, wurde ſie wieder ein wenig verlegen, und es war nur gut, daß die Tante die Unterhaltung führte und der Beſuch ſelbſt viel von ſeiner Reiſe nach Norwegen zu erzählen hatte, ſo daß ſie über ihre Befangenheit ganz gut hinwegkam.

Dann wurde es ſehr nett, und es tat ihr leid, als er ſchon vor dem Abendeſſen ging, weil er ſich bei Jobſt Horn ſehen laſſen mußte, der ihm ſonſt gewiß die Freundſchaft kündigen würde, wenn er ſich nicht bald blicken ließ, nachdem er ſchon nicht bei ihm eingekehrt war.

Am andern Morgen ſaß ſie in einem Gehöfte von Seehagen, in dem Hauſe, das von der Landſtraße wie ein altes Hünengrab ausſah, da ein Erdwall davor lag, mit den Jahrhunderte alten, knorrigen Weißdornbäumen. Ein alter Ziehbrunnen war dort, und die Scheunen zeigten ſo ſeltſam geformte Dächer, daß dieſer Hof in der Buntheit der Hauswände und dem pompejaniſchen Rot zum Blaßgrün der kleinen Gebäude, ein beliebter Vorwurf war. Sie war ganz in ihre Arbeit vertieft, als über der aus Findlingen errichteten Mauer die Köpfe von Lamberg und Horn auftauchten.

— Haben wir Sie doch entdeckt! Horn meinte, hier in der Gegend müßten Sie ſein.

Sie ſtellte ſich vor die Staffelei.

— Nein, nein, Sie dürfen nicht näherkommen, jetzt noch nicht.

— Aber weshalb denn nicht?

— Nein, erſt ſollen Sie meine anderen Sachen ſehen, nicht dieſe angefangene Geſchichte.

— Wenn Sie durchaus wollen.

— Ja, das will ich. Und dann müſſen Sie auch zuerſt eine Ahnung von der Gegend haben, ehe Sie ein Wort ſagen dürfen.

— Gut, zeigen Sie ſie mir.

— Schön, nur einen Augenblick.

Sie packte ihre Sachen zuſammen und ſtellte ſie in dem Hauſe ein, deren Bewohner ſie ſchon gut kannte, band ihre große Malſchürze ab und trat zu ihnen, die ſich inzwiſchen den Hof, wo ſich kleine Ferkel herumtrieben und ein paar junge Katzen ſich balgten, von allen Geſichtspunkten aus betrachteten.

— Hier komm' ich auch einmal her, das gibt eine famoſe Kohlenzeichnung, ſagte Max Lamberg. Ja, ja, ſehen Sie mich nur an, mein Fräulein, ich habe Ihnen auch was aus Norwegen mitgebracht, ein paar Fjordbilder, wie ſie nur ein eingeſeſſener Norweger je bei uns ausſtellt, ſo bunt, daß Sie ihre Freude dran haben werden. Und hier werde ich den Frevel fortſetzen, denn ich habe mich mit einem Male wieder entdeckt.

— Wirklich?

— Ja! — Möchten Sie mich nicht als Schüler annehmen. Edler Meiſter, Sie müſſen verzeihen, daß ich Sie nicht damit beläſtige. Sie ſind doch mehr was für Damen.

— Aber erlauben Sie mal.

— Na ja, die beiden Jünglinge, die Sie mir da vorhin gezeigt haben, rechne ich nicht mit. Als gereifter Mann kann ich mich unmöglich unter Ihre

Penſionäre miſchen. Da ſuche ich mir lieber eine Lehrerin.

— Lernen können Sie da allerdings mehr als bei uns. Na, Sie werden ja ſehen, wie Fräulein Vangerow ſich entwickelt hat. Entſchuldigen Sie, ich muß meine Rundreiſe fortſetzen.

Hilde blieb mit Lamberg allein, der faſt vor einem jeden dieſer altertümlichen, gleichmäßig rotgeſtrichenen und mit Stroh bedachten Häuſern ſtehen blieb. Sie bogen jetzt zwiſchen zwei Häuſern durch auf die Wieſe. Hier war der Weg ſo eng, daß ſie hintereinander gehen mußten.

Ein alter Fiſcher, der ein wenig hinkte, begegnete ihnen und grüßte.

— Das iſt der Bruder unſerer Wirtſchafterin, der alte Reimers, ſagte Hilde.

Üppig hoch ſtand hier das Gras auf dem feuchten Grunde; gelbe, blaue, rote und violette Blumen miſchten ſich mit Millionen von bunten Punkten und Tupfen in das helle Grün.

Der Bodden in ſeiner ganzen Länge breitete ſich vor ihnen aus. Deutlich hoben ſich auf dem gegenüberliegenden Ufer die Bäume einer Chauſſee ſo winzig wie aus einer Spielzeugſchachtel nebeneinandergeſtellt gegen den klaren Himmel ab.

Ein paar Segelboote ſchoſſen über die leicht gekräuſelte Fläche, und ſie blieben ſtehen, um einer Schar von Möwen zuzuſehen, die auf einer Rohrinſel ſich herumzankten und ihr häßliches Geſchrei ertönen ließen.

Breite und ſchmale Kanäle durchzogen hier das Wieſengelände, auf denen mit flachbodigen ſchwarzen

Kähnen die Waren vom Bodden und Hafen bis an die Häuſer gebracht wurden. Das Waſſer darin war heute klar, aber bis an die Oberfläche erfüllt von phantaſtiſchen Waſſerpflanzen, zwiſchen denen große Fiſche hinflitzten, deren heller Bauch manchmal ſilbern aufleuchtete in der bräunlichen Tiefe. Sie ſchritten an einem dieſer Kanäle hin, mußten vom Wege ab in die Wieſe, und er gab ihr die Hand, damit ſie über ſumpfige Stellen fortkam; denn das Waſſer, das vom Winde gegen das Land getrieben war, ſtand heute höher als ſonſt. Blaue Libellen zitterten über den Waſſerläufen, die hier ſchnurgerade gezogen waren, und Schmetterlinge in allen Arten und Farben taumelten darüber hin, tanzten über dem hochragenden Röhricht, das die Grenze des Boddens umſäumte. Hier und da lag eine Kuh ausgeſtreckt, und einmal klang das langgezogene Muhen einer vereinſamten durch die mittägliche Stille, daß es ſie faſt erſchreckte in ſeinen ungewohnten Tönen.

Jetzt mußten ſie den Deich hinauf, der ſich zum Schutze der Gemüſegärten an der Hinterſeite der dicht beieinanderſtehenden Häuſer hinzog.

Heute ſah das Bild hier ganz anders aus als an dem Tage, da ſie hier angekommen war. Wenige Schritte noch und ſie kamen an den Hafendamm, wo ein Kohlenſchiff lag, aus dem Preßkohlen ans Land getragen wurden.

Weiterhin das Fährſchiff, ein altes weitbauchiges Segelboot, mit dem alle einfachen Frachten alltäglich von Reibwitz herüberkamen, und mit dem die Fiſcher und Bauern fuhren, denen der Dampfer zu teuer

und auch wohl zu neumodiſch war, und die bei ihren Sachen bleiben wollten.

Der junge Klaus Reimers ſtand daneben, die Pfeife im Munde, und wartete, daß ſein Matroſe einem Jungen ein paar Kaſten Bier auf den kleinen Handwagen lud.

Zwei Jungens ſaßen mit baumelnden Füßen und angelten, und auf der andern Seite des Hafens, wo der alte, jetzt eingeſunkene Steindamm ſich zog, lag ein Segelboot halb ſchiefgelegt, und der alte Reimers war dabei, es zu teeren, daß der ſcharfe Geruch die Luft erfüllte. Ein paar andere Segelboote lagen im Waſſer verſenkt, daß das Oberdeck unter dem Waſſerſpiegel lag, als ſeien es untergegangene Wracks.

Auf einer Bank, unter zwei uralten knorrigen Weiden, ließen ſie ſich nieder, und träumten vor ſich hin. Ein paar Ziegen weideten an der Böſchung des Dammes, und aus einem Stalle hinter ihnen hörten ſie ein Schwein grunzen und ſchmatzen.

Sie hatten ſich nichts zu ſagen, ſondern träumten in die warme Mittagsruhe hinein, bis ſie den Dampfer ſahen, der um zwölf hier ankam. Dann tauchte er auf, und wenige Minuten ſpäter legte er an. Nur drei Eingeſeſſene ſtiegen aus.

Dann erhoben auch ſie ſich, und gingen denſelben Weg durch die feuchten Wieſen zurück, in einem Gefühle wunſchloſer Behaglichkeit, ſprachen nur über das nächſtliegendſte, über den Ort und ſeine Umgebung; und vor dem Hauſe trennte er ſich von ihr, und ſie blieb einen Augenblick ſtehen und ſah ihm nach, um raſch ins Haus zu ſchlüpfen, als er ſich noch einmal umdrehte.

XII.

Der Wagen ſtand vor der Tür, der ſie hinausbringen ſollte nach dem Forſthauſe.

Die Sonne brannte, und Hilde hatte ein ganz leichtes Kleid angelegt, das für einen gewöhnlichen Spaziergang zu ſchade geweſen wäre. Sie hatte ſich gleich einverſtanden erklärt, als Max gemeint hatte, ob es nicht beſſer ſei zu fahren, da Frau von Malzern den weiten Weg bei der prallen Sonne gewiß nicht machen konnte.

— Aber, Kind, Kind, das gute Kleid.

— Tante, es iſt nicht mehr viel damit los. Ich habe es im vorigen Winter auf einem ſogenannten Feſt an der Riviera angehabt, und da haben ſie es mir ſchön zugerichtet. Durch den Wald wollen wir ja doch nicht ſtreifen; alſo kann ich es ruhig riskieren. Ich muß aus den ewigen Malbluſen einmal heraus.

— Du ſiehſt am netteſten drin aus.

— Mag ſein, aber die kurzen Röcke ſieht man ſich auch mal über. Ich möchte mal wieder Dame ſein.

— Und alles das für Herrn Lamberg?

— Ein wenig, Tante. Wenn er mich nett findet, dann kann er nicht ſo arg auf meine Bilder ſchimpfen, und dann werden auch noch einige andere Herren da ſein, und auch ein paar Badedamen, und da will man nicht als ewiges Aſchenputtel herumlaufen.

— Mein Kindchen ſoll ſich auch fein machen. Sag mal, Kind, hat der Herr eigentlich was?

— Wer? Der Herr mit dem unterſchlagenen M, wie Suſi ihn immer nennt? Ich glaube kaum. Ach, Tante, was du dir denkſt, iſt nicht.

— Aber, Hilde, man muß immer denken.

— Nein, Tantchen, man muß nie. Das iſt viel geſcheiter. Sieh mal, vorläufig bin ich in jeder Beziehung noch ein ganz unfertiges Weſen, ſowohl als Menſch wie vor allem als Künſtler.

— Das glaubſt du ja ſelber nicht.

— Gewiß, ich mache mir nichts vor. Heiraten bleibt einem immer noch; vorläufig wenigſtens hat das noch gut ſechs bis acht Jahre Zeit. Bis dahin werde ich gewiß noch nicht ganz eingetrocknet ſein.

— Das iſt ja richtig. — Alſo ganz ausgeſchloſſen?

— Absolument, madame! Du brauchſt alſo nicht Anſtandsdame zu ſpielen. Und ich glaube, der junge Mann denkt auch gar nicht daran, ſich bei mir einen Korb zu holen. Ich hoffe ſtark, er ſieht in mir mehr die gute Malerin als die Frau. Nur dürfen wir die Frau nicht ganz aus dem Spiele laſſen, und darum eben heute dieſe duftige Robe.

— Ein bißchen die Cour machen tut er aber doch.

— Das iſt nicht verboten, Tantchen. Im Gegenteile ebenſo erlaubt wie uns ſelber angenehm und erfreulich. Ich glaube, ich höre den Wilden ſchon an der Mauer.

— Du biſt ja heute ſo ausgelaſſen!

— Darf ich nicht, Herzenstante?

— Doch, Kind, ich freue mich ja. Wenn du mit ſo ernſtem Geſichte an deinen Malereien ſtehſt, dann kommſt du mir manchmal ganz fremd vor. Ich habe die alte Hilde lieber, die auch mal übermütig ſein kann. Gott erhalte dir dieſe Gabe, liebes Kind. Wenn die alten Knochen nicht manchmal verſagten,

dann ſollteſt du mich mal ſehen. Aber nun komm, wir wollen den Herrn nicht warten laſſen.

— Haben wir alles? — Die Mäntel ſind ja ſchon unten.

— Ja, die nehmen wir mit. Bei der Hitze kann man nicht wiſſen. Ein Gewitter iſt bald heraufgezogen.

Drunten fanden ſie Max Lamberg neben den Pferden ſtehen, denen er den Hals klopfte.

— Ah! ſagte er, bewunderungswürdig pünktlich, und dieſes entzückende Kleid mir zu Ehren.

— Ein wenig, aber mehr für den ſchönen Sonnentag.

Die Sonnenſchirme wurden aufgeſpannt, und die Pferde zogen an, flott auf der Chauſſee, dann langſam in den ausgefahrenen Gleiſen der Kuhweide, wo die Räder den feinen Dünenſand mahlten und der Wagen bedenklich bald nach rechts, bald nach links ſchwankte, ſo daß ſie ſich an der Lehne des Jagdwagens halten mußten.

Max ſaß vor ihnen neben dem Kutſcher, aber er kehrte ſich beſtändig zu ihnen um und plauderte.

Auf alles, was ſich ihnen im Laufe der Fahrt bot, lenkte er ihre Aufmerkſamkeit; das Hotel mit ſeinem roten Ziegelbau lag hinter ihnen; an dem kleinen Wäldchen vorbei, fuhren ſie nun über die Weide, hart an der Kuhherde hin.

Der Hirt war nicht zu ſehen. Nur der Hund ſaß an einem Haſelbuſch und ſah zu ihnen herüber. Wahrſcheinlich hatte der Hirt ſich in den Schatten eines Strauches gelegt.

Zu beiden Seiten ſahen ſie jetzt Waſſer, links

das Meer mit ſeinem unruhigen Wellenſchlage, rechts die Buchten des ſtillen Boddenwaſſers, wo im Schilf und Röhricht lange Streifen weißen Schaumes hingen.

Dann kamen ſie in den Wald, anfangs nur niederes Geſtrüpp und verkrüppelte Bäumchen, die alle vom Sturm nach der Landſeite hinübergebogen waren, mit ganz zerfetzten Blättern, dann durch mannshohe Farne in den eigentlichen Wald mit ſeinen rieſigen Föhrenſtämmen. Dazwiſchen uralte knorrige Eichen, und an den ſumpfigen Stellen Erlen und Weidenbüſche.

Mitten im Walde ſollten uralte Eibenbäume ſtehen, aber ſie hatten ſie noch nicht entdecken können.

Manchmal öffneten ſich klare Waldwieſen, wo die Sonne über dem feuchten Graſe zitterte, das hoch und üppig aufgeſchoſſen ſtand.

Eifrig ſahen ſie ſich um, ob ſie nicht Wild erblickten, das hier nur ganz verkrüppeltes Gehörn aufſetzen ſollte, ſeltſam geformt. Aber der Wald ſchien wie ausgeſtorben, kein Vogel war zu ſehen oder zu hören. Nur einmal von einer Lichtung aus ſahen ſie, wie eine Weihe langſam abſtrich und dann hinter den Bäumen verſchwand.

Es war wie in einem Märchenwalde, ſo phantaſtiſche Äſte hatten die Bäume. Wenn ſie nur nicht im beſtändigen Kampfe mit den Mücken gelegen hätten. Die waren heute unerträglich. Die Pferde nickten mit den Köpfen und ſchlugen ſich die Weichen mit den Schwänzen, und ſie ſelbſt wehten beſtändig mit den Taſchentüchern vor den Geſichtern herum, und fuhren nach dem Nacken, um die Blutgierigen zu verſcheuchen, die ſo lautlos und unbemerkt ſich feſtſogen.

Nur der Kutſcher ſaß unbekümmert. Der fühlte nichts, der ſchien gefeit zu ſein, während ſie ſich nicht retten konnten und ganz nervös wurden.

Der Wagen bog jetzt ſeitlich in eine Schneiſe, und auf dem weichen Mooswege unter den alten Föhren hatten ſie ein wenig mehr Ruhe.

Vor ihnen tauchte ein Holzgitter gleichſam als Abſchluß des Weges auf, dahinter eine Art Holzſchuppen, und in der Ferne auf einer Koppel weideten ein paar Kühe und ein Pferd. Ein Teckel kam mit Gekläff ihnen entgegengeſprungen, und das Forſthaus lag vor ihnen.

Scharf ſchnitt der Waldrand ab. Dann kamen Felder und Moor, und über jungen Tannenſchonungen ſah man in der Ferne ein paar Buchten des Boddens, deſſen Waſſerſpiegel in der Sonne wie Silber glänzte.

Auf das Gekläff des Hundes trat eine junge Frau aus der Tür, von der ein paar Stufen in den Obſt und Gemüſegarten führten. Unter zwei dunklen breitſchattenden Nußbäumen ſtand ein Tiſch mit einer Bank und ein paar grüngeſtrichenen Stühlen, um die ein paar junge Katzen ſich jagten.

Die Förſtersfrau kam langſam bis an die Gartentür, noch ungewiß, welcher Art der Wagen und ſeine Inſaſſen wohl ſein mochten, als ſie in Hilde das junge Mädchen erkannte, das ſchon ein paarmal dageweſen war, und mit der ſie ſich ſo gut unterhalten hatte.

Raſch trat ſie aus der Pforte auf den Weg hinaus, um ihr beim abſteigen behilflich zu ſein; aber ſchon war Hilde herabgeſprungen und ſtreckte ihr die Hand entgegen. Dann halfen ſie der Tante herab, noch ehe Max Lamberg herbeikommen konnte.

Dem Kutſcher wurde der Stall gezeigt, und ein Mädchen öffnete das Gatter, damit der Wagen auf den Hof fahren konnte, wo die Pferde ſo lange in den Stall kamen.

Während Frau von Malzern mit Max Lamberg ſich auf der Bank vorm Hauſe niederließen, und die beiden Kätzchen mit ihren ſeltſamen Sprüngen ihnen die Zeit vertrieben, verſchwand Hilde mit der jungen Frau im Hauſe, von wo bald das Geräuſch einer Kaffeemühle ertönte und Tellergeklapper.

Das Mädchen kam, um den Tiſch unter den Nußbäumen zu decken, und auch ein Dackel ſtellte ſich ein und ſah ungehalten den Kätzchen zu, die an einem Obſtbaume ihre Kletterverſuche machten.

Bald erſchien auch Hilde wieder, und hinter ihr die Förſtersfrau mit dem Mädchen, die den Kaffee trugen, einen Topf Honig und ſchwarzes Landbrot und Butter.

Ein leiſes weinen, wie von einem Kätzchen, ließ ſich hören. Die Förſterin, die abſeits auf den Stufen der Steintreppe geſeſſen hatte, ſtand ſchnell auf und eilte auf einen Wagen zu, der im Schatten des andern Nußbaumes ſtand.

— Biſt du aufgewacht, mein Liebling?

Hilde trat auch herzu, um das Kind zu bewundern, das ſie nun ganz ſtill mit den großen blauen Augen anſtarrte.

— Ja, das Kindchen hat Beſuch gekriegt. Die feine junge Dame, die du doch kennſt, die gute Tante.

Hilde lächelte dem Kinde zu, das ſein Geſichtchen verzog. Die Förſtersfrau aber ſagte:

— Wenn ich den Jungen nicht hätte, dann hielte ich es hier in der Einöde nicht aus. So aber weiß man gar nicht, wie die Zeit hinfliegt, so viel gibt es da zu tun.

Frau von Malzern kam nun auch heran, um das kleine Menschlein zu bewundern, das die Mutter Hilde auf den Arm gegeben hatte, die nicht recht wußte, wie sie das Dingchen halten sollte, ohne ihm weh zu tun.

— Steht Ihnen aber ausgezeichnet, gnädiges Fräulein, warf Max Lamberg ein, ganz vorzüglich. Nein, in allem Ernst.

— Das Fräulein wird auch gewiß einmal eine gute Mutter werden, sagte die Försterin.

Hilde errötete, denn sie hatte den fragenden Blick gesehen, mit dem sie dabei den jungen Mann bedacht hatte, der nun wiederholte:

— Ausgesprochenes Talent ist vorhanden.

— Vorläufig wollen wir das noch auf die Malerei verwenden, erwiderte Hilde mit leichtem Erröten, indem sie das Baby, das unruhig wurde, der Mutter zurückgab.

Sie gingen den schmalen Weg zwischen den Gemüsebeeten entlang bis zu den Himbeersträuchern, neben denen unter einem Schutzdache drei Etagen mit Bienenkörben sich befanden. Die Bienen summten, flogen hinaus auf die Heide und drängten sich an den winzigen Eingangspforten, um in den Körben zu verschwinden.

Als sie sich umwandte, sah sie die Försterfrau noch bei der Tante stehen, wie sie offenbar von ihnen sprachen, wobei Tante Ernestine sehr energisch den Kopf schüttelte.

O nein, ſie fühlte nicht das geringſte Verlangen, ſolch einen Kinderwagen mit ſeinem gewiß ſchätzenswerten Inhalte ihr eigen zu nennen. Vor allem gehörte doch ein Mann als Vorbedingung dazu. Und da konnte ſie ſich noch einen andern ausſuchen als gerade den, der neben ihr ſtand und dem Ausſchwärmen der Bienen zuſah.

Sie ſah ihn ſich noch einmal darauf hin an. Die Leute behaupteten alle, er ſei ein hübſcher Mann. In Uniform mußte er ganz ſtattlich ausgeſehen haben. Er hielt ſich vorzüglich, kleidete ſich elegant, nach der letzten Mode, und es war eigentlich nichts gegen ihn einzuwenden.

Er mochte den meiſten Mädchen entſchieden gefallen — deshalb brauchte er ihr noch nicht zu behagen.

Allein er war doch um ihretwillen hauptſächlich nach Sandhoop gekommen.

Ach, was ſie ſich da einredete. Er dachte gewiß gar nicht daran, ihr nachzulaufen. Und doch ſchmeichelte der Gedanke ihrer Eitelkeit, daß ein Mann um ihretwillen ſich derart anſtrengen ſollte. Und ein klein wenig Herzklopfen war dabei, wenn ſie ſich vorſtellte, er könne an einem dieſer Tage an ſie die Frage richten, auf die ſie ihm nur mit einem mehr oder weniger verzuckerten: Bedaure ſehr! antworten konnte.

Hoffentlich erſparte er ihr dieſen keineswegs angenehmen Augenblick, denn kränken wollte ſie ihn nicht. Vorläufig brauchte ſie ihn noch. Es handelte ſich alſo darum, daß ſie ihn ſtets in der richtigen Entfernung hielt und auf der Hut war, damit andere als freundſchaftliche Gedanken nicht auftauchten.

— Sehen Sie nur die wunderbare Heide, dieſer feine rote Ton, der über dem Ganzen liegt, mit den braunen Farbenflecken der Kühe.

Sie blickte ſchon eine ganze Weile hin; deshalb ſagte ſie:

— Ja, ich ſehe es mir nun ſchon zum dritten Male an. Nur die Hecke hier ſtört mich ſo. Ich getraue mich nicht hineinzugehen wegen der Tiere.

— Auch nicht mit mir?

— Das wäre ſchon etwas anderes.

— Wollen Sie alſo mitkommen?

— Gewiß!

— Aber ich ſehe keinen Eingang.

— Der iſt von den Kuhſtällen aus. Erſt müſſen wir über den Hof. Sehen Sie dort!

Sie zeigte auf eine kleine Tür, die neben dem Bienenſtande auf den Hof führte, wo ein paar Schweine ſich an der großen Pfütze wälzten.

Bei ihrem Eintreten hielten ſie einen Augenblick an; dann rannten ſie wie beſeſſen davon, mit quieken und grunzen.

— Langſam, langſam, meine Herrſchaften! rief Max Lamberg beluſtigt.

Und lachend traten ſie nun auf die Heide hinaus. In dicken Büſcheln ſtand das Heidekraut. Die ſchwarze Moorerde trat zutage, und dazwiſchen waren wieder kleine Grasflecke, bis ſie an einen Graben kamen, den ſie auf einem ſchmalen Brette überſchreiten mußten, wobei Max ihr hilfreich die Hand bot. Hier war ein beſſerer Weideplatz, kleine Gebüſche ſtanden hie und da, und ſaftige Gräſer, die aber gleichmäßig abgeweidet waren.

Das Pferd, das bisher bewegungslos hinter den liegenden Kühen geſtanden hatte, hob jetzt den Kopf und kam wiehernd angetrabt, dann machte es ein paar Galoppſprünge und kam nun direkt auf ſie zu.

Unwillkürlich griff Hilde nach dem Arm ihres Begleiters, um Schutz zu ſuchen vor dem anſtürmenden Tiere.

— Es tut Ihnen ja nichts, ſagte er begütigend. Paſſen Sie mal auf, wie es ſich nicht herantraut.

Ein paar Schritte vor ihnen entfernt blieb es ſtehen und hob ſchnobernd den Kopf, indem es die Ohren weit nach hinten legte und dann ganz raſch wieder nach vorn warf.

Es hatte offenbar erkannt, daß es Fremde waren, die ſich da hereingewagt hatten, und nun ſtand es da, jede Muskel geſpannt, bereit, im Augenblicke die Flucht zu ergreifen.

Als ſie jetzt auf das Tier zugingen, trat es zurück, langſam weichend, während es den Schweif hob und mit den Hinterfüßen den Boden ſtampfte.

— Komm hier, komm hier! rief Lamberg.

Aber es hielt nicht ſtand, während es nach der ausgeſtreckten Hand die Nüſtern blähte, als wolle es erraten, ob man ihm etwa Zucker brachte.

— Wollen Sie mich einmal einen Augenblick loslaſſen, bat er, und hier meinen Stock und die Mütze nehmen; Sie können ganz ohne Sorge ſein.

Sie nahm ihm die Sachen ab; dann ging er, leiſe ſchnalzend, auf das Pferd zu, das noch einmal zurückwich und dann endlich ſtehen blieb und ſich ſtreicheln ließ. Es ſchnupperte an ihm herum, und

nun ſchien es plötzlich ganz beruhigt, und die Spannung in den Gliedern ließ nach.

— Sehen Sie! rief er Hilde zu, die mit ſeinen Sachen in der Hand dem zugeſehen hat. Nun hat es in mir den alten Stallgeruch gewittert. Das weiß ſo ein Tier ganz genau. Nun können Sie ruhig näherkommen. Stillſtehen! Ganz hübſch ſtillſtehen. Die Dame tut dir nichts. Wer wird ſich denn vor einem hellen Kleide und einem Blumenhut ſo fürchten. So! — braves Tier! — So! ... Sehen Sie. Ja, Sie können es ruhig anfaſſen.

Das Pferd hielt jetzt ganz ſtill.

— Was es für hübſche große Augen hat, und wie fein doch ſolch ein Kopf ohne Zaumzeug iſt, ſagte Hilde.

— Freilich! — Und der Kopf iſt ſogar wirklich hübſch. Das iſt aber auch das einzige. Denn ſonſt, mein Tierchen, biſt du nur gerade gut für dieſes einſame Forſthaus, und kannſt dich nicht ſehen laſſen. So! Darf ich nun um meine Requiſiten bitten? Schönen Dank! Und du, lauf wieder hin!

Aber dazu ſchien das Pferd, trotzdem er ihm einen derben Klaps gab, keine Luſt zu haben, ſondern trabte noch eine ganze Weile neben ihnen her, und als ſie nach dem Walde zu das Gatter wieder verließen, ſtand es dort und ſah ihnen nach, und ſchickte ihnen ein luſtiges Gewieher nach, ehe es ſich entſchloß, wieder nach ſeinem alten Weideplatze am Graben zurückzukehren.

Er muß doch ein guter Menſch ſein, dachte Hilde, die Tiere haben gleich Zutrauen zu ihm. Sie mußte an Flock denken, der in der erſten Viertelſtunde

Freundschaft mit ihm geschlossen hatte, und ihm seitdem nicht von den Fersen wich, und der Hund war sonst ein mißtrauisches Tier, das sich nicht zu nahekommen ließ.

Sie gingen jetzt einen schmalen Waldweg, der von hellen Birken eingesäumt war.

Plötzlich faßte Max Lamberg nach ihrem Arm. Erstaunt sah sie ihn an, aber dann zeigte er zum Himmel empor, und da blieb sie stehen und sah über sich einen ganzen Zug Reiher dahinziehen. Mit ihrem häßlichen Geschrei störten sie die abendliche Stille. Irgend etwas mußte sie plötzlich erschreckt haben — denn lautlos waren sie herangekommen.

Man glaubte das Schlagen und Rauschen der mächtigen Schwingen zu hören, wie sie dem Bodden zustrebten, um jenseits zu ihren Horsten zu ziehen.

Lange sahen sie ihnen nach, dann nahmen sie ihren Weg wieder auf; aber wie unabsichtlich hatte Max seine Hand auf ihrem Arme gelassen, und sie ließ es geschehen, denn sie wollte nicht kleinlich erscheinen, und sich ihm entziehen.

Was war auch dabei. Im Ballsaale war es ja ganz selbstverständlich, daß sie ihren Arm in den eines ihr eben noch fremdesten Mannes legte.

Nur daß er sie jetzt untergefaßt hatte; aber er leitete sie ganz sacht den besten Pfad, und es war ein kaum merklicher Druck, und doch lag ein gewisser Zwang darin, gegen den sie sich innerlich aufbäumte, mit dem festen Entschlusse, es sich nicht merken zu lassen.

So mußte sie denn neben ihm gehen und tun, was er wollte. Keiner sprach ein Wort, bis sie endlich

das leiſe Würgen im Halſe bekämpfte, und mit möglichſter Feſtigkeit ſagte, in der Angſt, daß ihre Stimme doch ein wenig zittern könne:

— Nun iſt es aber weit genug. Nun wollen wir lieber umkehren, ſonſt langweilt ſich Tante Erneſtine zu ſehr.

Damit kehrten ſie um. Von ſelbſt ließ er ſie los, und ebenſo ſelbſtverſtändlich gingen ſie nun nebeneinander den Weg wieder zurück, den ſie gekommen waren, und ſprachen von alltäglichen Dingen. —

Frau von Malzern hatte ſich inzwiſchen mit der jungen Förſtersfrau ausgezeichnet unterhalten. Die hatte ihr das ganze Haus, Küche und Keller gezeigt; keine von beiden hatte mehr an das Paar gedacht, das jetzt vergnügt heimkam.

Der Wagen ward angeſpannt; ſie hatten noch einige Töpfe mit Honig und Gelee erſtanden, die ſorgſam im Wagen verſtaut werden mußten, dann traten ſie mit vielen Winken und Grüßen die Heimfahrt an. —

Aber nun waren ſie ſtill, und ein Geſpräch fing erſt an, als ſie aus dem ſchon dunklen Walde wieder auf die Weide kamen und über die Dünen fuhren, wo hier ein paar ſchwarze Hütten ſtanden, darin die Fiſcher ihre Geräte aufbewahrten, und ein paar Boote lagen dabei, die auf das Land gezogen waren.

Vom Meere wehte es abendkühl. Vor ſich ſahen ſie die Fahne auf dem Hotel flattern, die jetzt ſank und eingeholt wurde. Am Strande waren vereinzelt ſchwarze Punkte, die ſich bewegten, Badegäſte, die ihre Abendpromenade machten. Allmählich wuchſen ſie, und man konnte die Einzelnen erkennen.

Schon von weitem erkannten ſie den Grenzwächter, der, ſein Gewehr am Riemen hängend, täglich ein paarmal bis zum Dvarſer Walde ſpazieren ging, ohne je etwas zu tun zu haben. Es gab hier kaum etwas zu ſchmuggeln.

Das rütteln und ſchütteln des Wagens machte müde, und als ſie endlich vor der Villa hielten, bat die Tante:

— Wollen Sie nicht noch mit hereinkommen und ein Butterbrot eſſen? —

Aber er lehnte dankend ab. Die Damen ſeien gewiß müde, und würden es ſich gern bequem machen wollen.

Damit küßte er ihnen beiden die Hand, und ſie traten in das Haus.

Er wußte doch immer, was ſich ſchickte, und nahm die Einladung als das, was ſie war, eine geſellſchaftliche Höflichkeit, der man beſſer nicht entſprach.

Darüber ließ ſich Tante Erneſtine am Teetiſche mit Behagen aus, daß es doch ein ſehr netter Menſch ſei, ein wenig anders als der banale Durchſchnitt, ganz frei in allem was er ſagte und tat, aber doch voller Rückſicht und feinem Verſtändnis.

— Ich weiß nicht, Kind, ich würde den Herrn doch einmal in einer andern Hinſicht auch prüfen.

— Aber, Tante, willſt du mich denn durchaus los ſein?

— Nein, mein Kind, aber ſieh mal, wenn ich nicht mehr bin, dann haſt du ſo niemanden, keinen Menſchen, der dir beiſteht.

— Ich habe meine Kunſt.

— Ob das genug ſein wird? Sieh mal, du biſt

doch keines von den emanzipierten Geſchöpfen, die ich nicht ausſtehen kann, die der liebe Gott ſo nebenher aus Abfällen gemacht haben muß, weil ſie weder Mann noch Frau geworden ſind. Du biſt doch, wenn du von deiner Staffelei fort biſt, ein junges Mädchen, ganz ſo, wie wir das früher auch waren — daß ich manchmal gar nicht faſſen kann, wie du die Bilder gemalt haſt, von denen die Leute ſolch ein Weſen machen. Du haſt doch ein Herz, und das will auch ſein Teil haben.

— Aber dazu muß es ſich erſt melden, und das hat es noch nicht getan. Alſo warten wir ruhig, bis das Herz ſpricht, wie es in den Geſchichten immer ſo ſchön heißt. Eines Tages wird der Märchenprinz wohl kommen, der mich dann auf ſein ſchneeweißes Roß hebt und in ſein goldenes Königsſchloß führt.

— Ach, mit dir iſt ja nicht zu reden.

— Siehſt du, Tantchen! Alſo laß mich.

— Ich laſſe dich ſchon, aber man ſoll auch nicht zu wähleriſch ſein. Wenn ſich eine gute Gelegenheit bietet, feſt zugreifen.

— Das können wir ja gar nicht, Tante, ſagte Hilde lachend, wir werden ja ergriffen.

— Na ja, ſo meine ich das ja nicht. Na, nun bin ich müde und gehe ſchlafen. Gute Nacht, Kind, und träume von deinem Märchenprinzen.

— Ich will's verſuchen. Aber, Träume — Schäume! Gute Nacht! —

Auf ihrem Zimmer, als ſie noch einen Blick hinauswarf in die dunkle Nacht, fühlte ſie plötzlich wieder den Griff ſeiner Hand auf ihrem Arm; ſie ſtreifte das Hemd zurück und betrachtete den linken

Arm, aber er hatte ihn ja kaum berührt. Ihr nur war es so vorgekommen, als ob seine Hand so schwer darauf gelegen hätte.

Sie schüttelte den Kopf, zog sich rasch aus, löschte das Licht und starrte in das Dunkel, und suchte sich vorzustellen, was für ein Mann ihr wohl gefallen könnte.

Aber sie fand nichts, es verschwamm alles, und so schlief sie ein.

XIII.

Max Lamberg stand mitten in dem großen Atelier, ringsum waren Hildes Studien und Bilder aufgebaut; auf Stühlen und Tischen lagen die bemalten Pappen.

Er schüttelte nur immer den Kopf. Nein, wie konnte eine Frau nur so darauf los arbeiten. Das war ja unheimlich und das unheimlichste daran, wie gut die Sachen in ihrer oft hastigen Flüchtigkeit waren. Das Wesen des Dargestellten steckte fast immer darin.

Er glaubte ihr alles, glaubte ihr die absolute Richtigkeit auch jener Sujets, die er nicht beurteilen konnte, weil er ja noch nicht an dem hohen Ufer und im kleinen Walde gewesen war.

— Also, Sie sind zufrieden mit mir?

— Zufrieden! Zufrieden! — Aber ich kann Ihnen das doch nicht so ins Gesicht sagen, wie wundervoll ich das meiste finde.

— Aber weshalb denn nicht?

— Weil Sie sonst zu eitel werden müßten.

— Sie wiſſen doch, daß ich das nicht bin. Aber es freut mich, wenn ich Anerkennung finde, wenn ich ſehe, daß die Dinge auch auf andere wirken; und grade daß Sie die Bilder noch nicht ſo ganz mit der Natur hier kontrollieren können, macht mir Ihr Urteil wert.

— Das iſt kein Urteil mehr, ich kann da nicht kritiſch meſſen und wägen. Ich empfinde nur, und dieſes Gefühl iſt groß und ſtark, und das macht die Ehrlichkeit Ihrer Kunſt, die Gradheit und männliche Tapferkeit, mit der Sie ſich hinſtellen. Das imponiert mir.

— Nun wollen Sie mich doch beſchämen?

— Nein, ich ſchäme mich, daß ich da ſo leichtſinnig hingeredet habe: ich möchte hier neben Ihnen ein bißchen arbeiten. Das iſt ja einfach Frevel. Ich garantiere Ihnen, wenn Sie mit dieſen Arbeiten kommen, das gibt einfach eine Senſation. Damit ſind Sie gemacht, und Sie können ſich ſehen laſſen. Aber nicht einzelnes auswählen, mit all dieſen Skizzen und Entwürfen, und nochmals einige der älteren Sachen zum Vergleich, und dann noch ein paar tüchtige, gründlich durchgeführte Bilder, die dieſen raſchen Entwürfen Rückgrat geben.

— Glauben Sie?

— Ich weiß! —

— Ach, nun iſt es gut, daß Sie gekommen ſind. Die Herren Kollegen hier, du lieber Gott, bei denen weiß man ja nie, wie man dran iſt. Aber Ihnen glaube ich. Sie haben ja damals auch recht behalten. Nur iſt mir Ihr Lob ein wenig zu warm.

— Nein, nein, das iſt es nicht, durchaus nicht

zu warm. Wissen Sie noch eins, liebes Fräulein, worüber ich sehr froh bin?

— Und das wäre?

— Daß ich damals in meiner ersten Besprechung gleich den Mund recht vollgenommen habe, und alles nun eingetroffen ist, was ich Ihnen damals gesagt habe.

Frau von Malzern war leise hereingekommen.

— Nun, wie ist das Urteil ausgefallen?

— Ach, Tante, sehr gut, viel besser, als ich erwartet habe. Der Herr Zensor ist sehr mit mir zufrieden.

— Ja, gnädige Frau, der gestrenge Kritiker streckt einfach seine Waffen und erklärt sich für besiegt.

— Na, Kind, wenn das dein Vater noch erlebt hätte, und nun gar, daß du diese Sachen bei mir geschaffen hast. Es ist bloß gut, daß du dich von ihm nicht hast tyrannisieren lassen, sondern ruhig deinen Weg gegangen bist.

— Und denk dir, Tante, ausstellen soll ich das alles.

— Warum auch nicht? Früher habe ich ja von dieser Art Malerei nicht viel verstanden, aber seitdem du mir das alles an der Hand deiner Bilder in der Wirklichkeit gezeigt hast, seitdem sehe ich, daß du recht hast, und daß es deine Aufgabe ist, es auch den andern Leuten zu demonstrieren.

— So ist es recht, gnädige Frau. Und das tut unsere Künstlerin, sie öffnet einem die Augen, und hier ist sie nun an einen so köstlichen Fleck unserer Mutter Erde gekommen, daß diese Aufgabe sich lohnt.

— Nun hören Sie aber auf, ich habe genug

davon, und wir wollen ſchnell in die friſche Luft, ſonſt bilde ich mir am Ende doch noch mehr ein, als ich darf.

Damit drängte ſie die Tante hinaus und ließ im Atelier alles ſtehen und liegen, denn ſie wollte am andern Tage ſelbſt noch einmal prüfen, ob die raſch hingeworfenen Arbeiten wert waren, an die große Öffentlichkeit zu kommen.

Die Tage vergingen wie im Fluge. Jeden Morgen fand ſich Max Lamberg an dem Orte ein, wo ſie arbeitete, und ſie fühlte ſich durch ihn nicht im geringſten beengt, arbeitete ruhig und ungeſtört, denn er kümmerte ſich gar nicht um das, was ſie malte, nicht eher als bis ihr Bild ganz fertig war. Dann erſt kam er mit ſeinem Urteile, und meiſt ſah auch ſie dann, woran es fehlte, und mit ein paar Minuten Arbeit war die Sache geändert.

Frau von Malzern fand es ganz ſelbſtverſtändlich, daß nicht immer jemand hinter ihnen her war und ſie begleitete. Sie gönnte ihnen vollkommene Freiheit und ſagte kein Wort, um ſie nicht in der Harmloſigkeit ihres Verkehrs zu ſtören.

*

Hildes Anweſenheit in Sandhoop ſchien all ihre Bekannten heranzuziehen, denn eines Tages ſtellte ſich auch Trude Bartling ein.

Die hatte ſie ſich ſelber hergerufen, und ihr war eins der kleinen Fremdenzimmer oben neben Hildes Stube eingeräumt.

Max Lamberg war ausgeflogen, um ein paar Tage in Heiligendamm zu verbringen und die andern nahegelegenen Badeorte kennen zu lernen.

So hatte ſie die Freundin ganz für ſich, und das alte luſtige Mädchengeplauder erfüllte das Haus, als ob ſie noch zwei Schulmädel ſeien, die ſich ihre Geheimniſſe anzuvertrauen hatten.

Inzwiſchen hatte Trude Bartling ihren Weg gemacht, hatte als Kinderärztin ſchon eine ganz anſehnliche Praxis und war auf dem beſten Wege, ſich in Berlin einen Namen zu machen.

Ihre Ruhe und Umſicht, ihr energiſches Auftreten, dabei ihre Liebenswürdigkeit Kindern gegenüber, die in ihr nur die gute Tante ſahen, hatten ſie allgemein beliebt gemacht.

Nun aber wollte ſie ein paar Tage ausſpannen; kein Buch hatte ſie ſich mitgenommen, nichts ſollte ſie an ihre Arbeiten und ihren Beruf erinnern; ſie lag den ganzen Tag im Garten in der Hängematte oder am Meere im Sande, und ſpielte mit den weißen Körnchen, die in allen Farben ſchimmerten, wenn man ſie näher betrachtete.

Die Kinder ſchippten hier ihre Gräben und Burgen, ließen ihre Fähnchen flattern, oder verſuchten vergeblich, die für die See ganz untauglichen kleinen Segelboote ins Waſſer zu bringen. Mit nackten Beinen liefen ſie ins Meer, wenn die Wellen nicht zu hoch gingen, während die Mütter in den Strandkörben bei ihrer Zeitung oder einer Stickerei ſaßen und die jüngeren irgend einen Flirt anknüpften.

Aber die Herren waren in der Minderzahl, und nur wenige jüngere Männer, außer den alten Geheimräten und verabſchiedeten Militärs, von denen es neben den Malern hier wimmelte.

Nach dem Bade blieb Trude allein am Strande

liegen, sah zu, wie gebadet wurde, ließ sich von der Sonne bescheinen, von dem heißen Sande durchwärmen, und erfaßte hier und da ein Stückchen Gespräch, das sie dann Hilde berichtete; und aus diesen paar Worten ließ sich oft ein ganzer Charakter oder ein Stück Lebensschicksal erkennen.

Zuweilen begleitete sie Hilde, wenn sie nach der Weide oder dem nahen kleinen Wäldchen ging, aber sie hatte das Gefühl, daß sie Hilde störte, wenn sie mit ihr bei der Arbeit plauderte, und stumm dasitzen mochte sie auch nicht. Mittun konnte sie noch weniger, denn sie brachte nicht einen geraden Strich zuwege. So kam sie sich denn recht überflüssig vor, und ließ Hilde sein, besuchte sie wohl auf ein paar Minuten, aber ging dann weiter.

Das Wetter schlug um, der Himmel ward grau, und es regnete Tag und Nacht. Zum Arbeiten draußen war keine Möglichkeit; auch im Atelier konnte Hilde bei der Beleuchtung nicht viel anfangen. Der Regen hielt sie aber nicht ab, in ihre Gummimäntel gehüllt, mit derben Stiefeln sich hinauszuwagen. Lustig marschierten sie darauflos. Es ging sich ja viel leichter in dem von der Nässe festen Sande, als wenn man bei jedem Schritte knöcheltief einsank.

— Von solch einer berühmten Medizinfrau muß ich ein großes Bild für die Nachwelt schaffen, sagte Hilde eines Tages. Du mußt mir sitzen.

Trude sträubte sich ein wenig.

— Weißt du, mit meinem Gesicht kannst du nicht viel Ehre einlegen, Hilde.

— Das wollen wir erst mal sehen. Mama und

Susi fanden sich allerdings früher scheußlich ohnegleichen, als ich sie malte, aber die sind nicht maßgebend, denn die wollten schöner sein als im Leben, und nicht charakteristisch, wie ich das wollte.

— Das sind ja nette Aussichten für mich.

— Hab' keine Angst. Du mußt mir den Freundschaftsdienst schon tun. Ich muß mich mal wieder an einem Porträt versuchen, ob mir das liegt. Ich glaube, es wird schon besser werden als wie früher. Also setz dich da hin, nimm ein Buch, was recht interessantes, und kümmere dich nicht um mich.

— Das wird mir schwer fallen.

— Du kannst auch so viel mit mir reden, wie du willst, dann wird es lebendiger werden; ich wollte, ich könnte dich lachend malen, aber ohne daß es wie grinsen aussieht, das ist der Witz der Weltgeschichte.

— Also werde ich süß lächeln, lächeln, lächeln. —

Das Bild wurde gut, und Trude war ganz entzückt davon.

— Wenn mir doch je ein Photograph ein solches Gesicht gemacht hätte. Ordentlich bedeutend sehe ich aus; und wenn du auch das Lachen mir wieder vom Munde genommen hast, in den Augen ist es geblieben, und das verleiht dem Ganzen etwas sehr apartes, so daß ich überaus glücklich bin. Weißt du, davon werde ich mir Abzüge machen lassen und meine Bekannten damit beglücken.

— Also, da hat es doch wenigstens einen Zweck. —

Ihr Idyll aber wurde plötzlich gestört, als sich Trude eben erst recht einzuleben anfing.

Sie saßen gerade und machten Zukunftspläne, als das Telegramm kam, das Trude die schwere Er-

krankung ihres Vaters meldete. Dieſen letzten Abend brachten ſie ganz allein miteinander im Atelier zu, und Hilde nahm der Freundin das Verſprechen ab, daß ſie im nächſten Sommer beſtimmt wiederkam und dann ſolange es irgend ging, bei ihr blieb.

Manchmal fühlte ſie ſich zu verlaſſen, trotz ihrer Arbeit, es fehlte ihr etwas, und doch wußte ſie nicht, was.

— Ich kann dir genau ſagen, was es iſt, ſagte Trude.

— Nun und?

— Ein Mann! Bitte, nicht ſo ſtürmiſch. Du kannſt dein Leben nicht allein hinbringen. Es wäre auch ein Frevel. Deine Kunſt wird nicht darunter leiden, vielleicht ſich eher vertiefen.

— Ich brauche keinen Mann.

— Weshalb nicht? Ich, ſieh mal, brauche keinen. Ich bin nicht ſchön, nicht reizvoll — wozu ſollte ich Kinder in die Welt ſetzen, die mir ähnlich ſind? Das möchte ich den armen Würmern gar nicht antun.

— Das weißt du ja nicht. Die könnten ja nach deinem Manne ſchlagen.

— Ein hübſcher Mann alſo? — Das wäre etwas gewagt für mich, und ſo einer wird ſich auch gerade für mich intereſſieren! In der Kinderklinik iſt ein Aſſiſtenzarzt, der ſich offenbar für mich intereſſiert; aber eine Schönheit iſt er nicht, kaum ſo groß wie ich; der hat, glaube ich, Abſichten. Aber es wird ihm nichts helfen. Ich mag nicht. Du aber hätteſt die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, die Raſſe fortzupflanzen.

— Und dazu muß ich mich alſo verheiraten?

— Ja, anders wird das wohl heutzutage nicht gehen. Mußt ſchon in den ſauren Apfel beißen. Du und Suſi, ihr habt beide die Aufgabe, dafür zu ſorgen, daß die menſchliche Geſellſchaft um ein paar hübſche Individuen vermehrt wird.

— Eine nette Aufgabe, die du einem da ſtellſt.

— Ich werde dann auch euer Hausarzt werden.

— Ach ſo, darauf läuft es hinaus. Dazu ſollen wir Kinder haben.

— Gewiß, was ſollte ich anfangen, wenn es keine kleinen Kinder mehr gäbe?

— Und du ſelbſt möchteſt dich davon dispenſieren?

— Vom ärztlichen Standpunkte möchte ich es mir ebenſo verbieten wie von meinem ganz perſönlichen.

— Du machſt es dir leicht.

— Ach nein, ich mache es mir ſchwer, denn ich wirke für die Erhaltung der vorhandenen. Ich habe ſo viele Kindlein, für die ich zu ſorgen habe, daß ich mich ſelbſt freiſprechen kann. Du weißt gar nicht, wie nett Kinder ſein können. Ich freue mich über das rotznäſigſte Fiſcherkind hier, das ich ſehe. Wenn ich die Malerei zum Berufe hätte erwählen können, würde ich mir ſchon Kinder angeſchafft haben. So nehme ich mit denen der andern vorlieb.

— Du ſagſt doch ſelbſt, daß ein Mann dazu nötig iſt?

— Gewiß, ſo vollkommen ſind wir ja nicht. Der Mann iſt dabei eben ein notwendiges Übel.

— Ich habe doch keinen, und mag auch nicht.

— Wirſt ſchon einen finden.

— Ich glaube, du täuſcheſt dich.

— Ich werde dir einen aussuchen. Sag mir, wie er sein muß.

— Darüber habe ich noch zu wenig nachgedacht.

— Ach, wie verbildet sind wir! — In früheren Zeiten dachten die Frauen an nichts anderes; heut' wissen sie es noch nicht, wenn sie längst heiratsreif sind. Und das soll uns als Arzt nun nicht bekümmern?

— Na, also: er muß gut, lieb und nett sein.

— Gut, lieb, nett, das ist ja dreimal dasselbe. Weißt du, daran glaube ich nicht. Das männliche Wesen widerstreitet dem. Die Hälfte all dieser wünschenswerten Eigenschaftsworte würde auch genügen.

— Das ist doch das wenigste, was man von einem Mann verlangen kann.

— Ach, Hilde, ich kenne sie, das ist zuviel verlangt; da mußt du deine Ansprüche herunterschrauben.

— Am besten also, ich lasse es ganz sein.

— O nein, so leicht kommst du mir nicht davon. Ich werde von jetzt ab alle jungen Männer daraufhin prüfen, ob sie deiner würdig sind, und dir deinen Zukünftigen aussuchen.

— Da kannst du dich ja mit Tante Ernestine zusammentun. Sie redet zwar nicht so frei weg, wie du das tust, aber ich glaube, sie denkt auch, daß eine Heirat für mich das beste sei.

— Na, es eilt ja mit dir nicht so.

— Ich bin ja schon verheiratet, mit meiner Kunst.

*

Aber als Trude dann fort war, befiel sie doch wieder eine seltsame Stimmung, als sei sie allein

auf der Welt, und habe keinen Zweck. Wenn ſie nun auch ihre Bilder ausſtellte, und die Zeitungen darüber lobend berichteten, was gab ihr das perſönlich? Freude hatte ſie nur während des Entſtehens, im Momente des Schaffens; nicht mehr daran, wie es auf andere wirkte.

Trude redete ja Unſinn. Ein Mann und Kinder!

Damit mochten die andern glücklich ſein.

Es waren eben Stimmungen, wie ſie jedem Künſtler kamen, ein Gefühl allgemeiner Unzufriedenheit, aus dem die echte Schöpfungskraft dann wieder ſiegreich aufſtieg. —

Das trübe Wetter war mit daran ſchuld, das ihr die Möglichkeit nahm, zu arbeiten wie ſonſt.

Es brauchte nur erſt die Sonne zu ſcheinen, und alles war wieder gut.

Sie war ſich ſelbſt genug, brauchte die andern nicht.

Und doch war ſie nicht unzufrieden, als eine Karte Max Lambergs ihr mitteilte, daß er noch auf ein paar Tage zurückkam, um eine angefangene Arbeit zu vollenden.

XIV.

Eines Morgens hatten ſie Tante Erneſtine ſtill und ſtumm in ihrem Bette gefunden.

Hilde war ganz faſſungslos; ſie rief ſofort telegraphiſch die Mutter, aber der Schreck hatte ſie krank gemacht, und nun konnte Suſi auch nicht abkommen.

Die Tante hatte ganz genaue Beſtimmungen

getroffen, ſich auf dem kleinen Dünenkirchhofe ihren Platz ſchon beſtimmt, und alles geordnet, daß Hilde nicht viel zu tun blieb.

Hilde war zur Erbin des Hauſes eingeſetzt und hatte von den übrigen Kapitalien Suſi alljährlich eine beſtimmte Summe abzugeben, damit Suſi ihr Studium vollenden konnte.

So war Hilde nun wohlhabend geworden, aber im Augenblicke befand ſie ſich in großer Verlegenheit; das bare Geld, was ſich vorfand, ging völlig darauf, da ſie alles ſofort bezahlt hatte.

Nun hatte ſie niemanden, den ſie um Rat fragen konnte; es ſollten Steuern bezahlt werden, ein paar Hypotheken der Tante waren in Gefahr, und Hilde war verzweifelt.

Sie hätte ſich an den alten Herrn Bartling wenden können, aber ſie mochte nicht, daß ein Fremder etwas davon erfuhr.

Max Lamberg war ſeit dem Herbſte fort auf einer Orientfahrt. Ganz plötzlich war er fortgegangen.

Das war alles ſo unerwartet gekommen, daß ſie ſich in die neue Lage nicht hineinfinden konnte. —

An einem ſchönen klaren Morgen war das ganze Dorf zuſammengeſtrömt, um der alten Frau von Malzern die letzte Ehre zu erweiſen.

Von der Familie war Hilde ganz allein da, umgeben von lauter fremden Menſchen, und doch hätte ſie ſo gern jemanden gehabt, an deſſen Bruſt ſie ſich ausweinen konnte.

Unter einer großen Silberpappel wurde Erneſtine von Malzern zur Ruhe gebracht.

Weithin über das Land, über Bodden und offene See konnte von dem kleinen Friedhof aus der Blick ſchweifen. Es war ein ſo heller, faſt freudiger Ort, wo die Fiſcher mit ihren Frauen und Kindern lagen. Immer dieſelben wiederkehrenden Namen auf den weißen Kreuzen. Und wie alt ſie alle geworden waren, ſiebzig, achtzig, und einige gar über neunzig. Die Jungen lagen hier nicht, die hatten ihr Grab meiſt im großen Weltmeere gefunden, von dem ein ſtilleres Winkelchen hier heraufgrüßte. —

Hilde war zurückgekehrt in das nun vereinſamte Haus, und war allein mit der alten Reimers. Mit der wenigſtens konnte ſie über Tante Erneſtine ſprechen. Und den ganzen Abend tat ſie nichts anderes. Aber in der Nacht fand ſie keinen Schlaf. Der Wind rüttelte die Zweige, brauſte um das Haus, als wolle er es fortreißen, und ſie mußte immer an die arme Tote denken, die nun tief im Dünenſand gebettet lag, und über die der Sturm hinraſte, und die nun ſtill zwiſchen dem ſchweigſamen Fiſchervolke ſchlief bis in alle Ewigkeit.

Dieſes grauſige Stürmen, das kein Ende nehmen wollte. Fünf Tage ging das ununterbrochen, bei Tag und Nacht.

Der Wind heulte und klagte um das Haus; dann wieder ſtieß er mit plötzlicher Wucht dagegen, daß es bis auf den Grund erſchüttert ſchien. Durch die Wände, durch jede Ritze ſchien er einzudringen, daß die Lampe aufflammte und die Türen ſich aus dem Schloß drückten. Es war ein beſtändiges Knacken im ganzen Haus, und dieſes ſtete Geräuſch machte ſie ganz nervös.

Ihre armen Ohrnerven waren wie gemartert, in ihrem Kopfe brauſte und ſauſte es; ſie hatte die Empfindung, jeden Augenblick werde die Tür aufſpringen, und mit dem ſchwarzen Sturmwinde werde die weißſchäumende See ſich hereinſtürzen, um das Zimmer mit wildem Gewoge zu erfüllen.

Die armen Bäume am Hauſe wurden wie toll gepeitſcht und gedreht; ſie ſchlugen gegen die Hauswände; zuweilen pochte ein Zweig an eine Fenſterſcheibe, daß ſie entſetzt zuſammenfuhren; dann kam eine angſtvolle Pauſe, eine ſolche ſekundenlange Totenſtille, daß ihr das Herz ſtillſtand, und ein eiskalter Schauer ihr um den Nacken ſtrich. In der Nacht hatte ſie die Notſignale eines Dampfers geſehen. Von Roſtrow war das Rettungsboot hinausgefahren; aber am hohen Ufer war das Schiff, das Eiſenladung von Schweden hatte, untergegangen, und kein Mann war gerettet; nur Wrackſtücke wurden angeſpült, und tagelang mochte ſie nicht nach dem Strande gehen, weil ſie immer glaubte, es werde eine der Leichen angetrieben.

Der Gedanke quälte ſie, wo ſie ging und ſtand. Einmal war ſie oben in die Glasveranda getreten, aber es war nichts zu erkennen auf der Erde, nur ein Wiegen und Rauſchen der Bäume, und dann nur die windgepeitſchten Wogen. Das war das Meer, das gegen ſeine Ufer ſtürmte und drängte, und ſeinen Schaum über die Düne warf, und höher und höher kletterte, und hereinzubrechen drohte.

An einer Stelle des Himmels mußte der Mond ſtehen; jetzt ſchimmerte er heller hervor, und nun ſah man erſt, wie ſchwarz die Wolkenmaſſen waren,

die vor dem Sturme dahintrieben, ſich übereinanderſchoben und vor dem raſenden Winde dahinjagten.

Sie fürchtete ſich in ihrer Einſamkeit; ſie hätte am liebſten alle Lichter im Hauſe anzünden laſſen, aber die Angſt hielt ſie ab, es könne Feuer entſtehen; dann war gewiß alles rettungslos verloren.

Sie hatte es verſucht, ein Buch vorzunehmen, aber ſie hatte keine Gedanken dazu; eines nach dem andern legte ſie weg, und immer wieder ging ſie an das Fenſter, ſchob die Vorhänge beiſeite und ſah in die Nacht hinaus.

Nun ſchlug der Regen wieder gegen die Scheiben, und das war ihr faſt lieber, weil es dem trocknen Sturm das grauſige nahm, der ſo klagend im Kamin heulte. Es waren furchtbare Nächte. —

*

Hilde war überarbeitet und nervös.

Sobald es abflaute, daß ſie über den Bodden konnte, über den tagelang kein Schiff ging, fuhr ſie nach Berlin. Sie mußte unter Menſchen.

Aber ſie traf es ſchlecht und mußte ein paar häßliche Tage verbringen.

Die Zimmer in der Wohnung der Mutter ſollten tapeziert werden, und alles war voller Unordnung und ſtand drunter und drüber. Nur Suſis Schlafzimmer war bewohnbar, und da ſaß ſie nun den ganzen Tag am Bette der Mutter. Die Aufwärterin, die ſie genommen, weil das Mädchen ſie plötzlich verlaſſen hatte, war unpünktlich, und das Eſſen, das ſie ſich aus einem Reſtaurant in der Nähe holen ließen, ſchmeckte ihr nicht. Meiſt kam es kalt an, und das

wieder gewärmte wurde nicht beſſer. Sie mußten nehmen, was es eben gab, und darunter litt ſie.

Schrecklich aber waren die Abende, da ſaß ſie auch hier allein, denn Suſi hatte zu arbeiten, und die Mutter ſchlief früh ein.

Von ihren Bekannten wollte ſie auch nichts wiſſen; ſelbſt zu Trude Bartling ging ſie nicht; es ſollte niemand erfahren, daß ſie in Berlin war, ſo abgeſpannt fühlte ſie ſich und war menſchenſcheu.

Sie wollte allein mit ſich ſein, oder doch in einer großen Maſſe untergehen, in der niemand ſie kannte und keiner ſie etwas anging.

Aber wegen ihrer Trauer konnte ſie nirgends hingehen, weder ins Konzert noch ins Theater, und die ſchwarzen Kleider machten ſie ganz unglücklich.

Dazu hatte ſie täglich Ärger wegen ihrer Bilder.

Sie wollte wieder ausſtellen, aber ihre erſte Kunſthandlung erklärte, wohl drei oder vier Bilder zu nehmen, bedauerte aber, keinen Platz für all die Studien und Skizzen zu haben, auf die es ihr hauptſächlich ankam.

Sie hatte ſich das nun einmal in den Kopf geſetzt; und als ihr von anderer Seite ein Anerbieten gemacht wurde, ging ſie, ohne viel zu fragen, darauf ein, um bald zu erkennen, daß ſie ſehr ſchlecht dabei gefahren war und allzu ſchnell gehandelt hatte.

Die Laufereien und Scherereien machten ſie ganz nervös, daß ſie am Tage, als ſie endlich ihre Bilder bei der neuen Kunſthandlung hatte, erſchöpft zuſammenbrach.

Die Mutter wollte durchaus Dr. Biedekarken zu-

ziehen, aber dagegen sträubte Hilde sich fast leidenschaftlich.

Sie würde schon darüber fortkommen. Es schien, als habe sich alles gegen sie verschworen, um sie abzuhetzen.

Dem Einrahmer erkrankte sein einziger Geselle, und der Meister hatte alle Hände voll zu tun, um nur die notwendigsten Geschäfte zu besorgen. Zum Rahmenmachen kam er nur in den Abendstunden, und immer wenn Hilde hinkam, war er auswärts, und die Frau tröstete sie: Sie könne sich fest auf sie verlassen, am Freitag früh sei alles fix und fertig. Aber Hilde wollte nicht recht dran glauben und fragte alle Tage an, hätte zu gern etwas gesehen, aber wurde stets damit hingehalten, der Meister fertige erst mal alle Rahmen. Einsetzen würde er die Bilder dann alle auf einmal. —

Die ersten Vornotizen waren an die Zeitungen gegangen, aber da war ihr Name falsch gedruckt, es stand überall Vanzerow, als ob sie was mit Wanzen zu tun hätte. Das hatte sie schrecklich geärgert, daß sie ganz traurig wurde und am liebsten losgeweint hätte, wenn Susi sie nicht mit ihrem Ulk aufgezogen und geneckt hätte.

Allein gebessert ward nichts damit, denn sie hatte niemanden, der ihr raten und helfen konnte. Manchmal hatte sie das Gefühl, als ob alle Leute ihre Feinde seien, und sie ausnutzen wollten. Jeder suchte nur seinen Gewinn bei ihr, weil sie eine Dame war, und wie eine Dame auftrat.

Sie hatte mit einem Kunsthändler angefangen, der ihr scheinbar glänzende Bedingungen gemacht, und dem sie sich verpflichtet hatte.

Er ſchien der Meinung zu ſein, daß ſie es nicht nötig habe, ſondern ein reiches junges Mädchen ſei, das aus Kaprize malte und ſich die Sache leiſten konnte.

Und ſie wollte doch Geld verdienen mit ihren Bildern, ſie brauchte Geld, und nun ſollte ſie in einemfort immer nur bezahlen, oder doch allerlei Auslagen anerkennen.

Bald wurde ihr geſagt, der Transport zur Ausſtellung betrage ſo und ſo viel, das Drucken und Verſenden der Einladungskarten ſo und ſo viel; und dann mußte ſie die Adreſſen aller ihrer Bekannten angeben, und denen ſollten gleichfalls Karten zugehen, natürlich alles auf ihre Koſten.

Die Leute, die die Bilder abgeholt, hatten natürlich auch die Hand aufgehalten, und der Portier beim Kunſthändler tat ſtets eifrig bemüht, ſodaß ſie dem auch jedesmal was in die Hand drücken mußte.

Heute war ſie gefragt, ob ſie auch ein paar Inſerate in den Zeitungen haben wollte, und welche Summe ſie dafür auszuſetzen gedenke.

All dieſe Fragen brachten ſie in Verlegenheit. Bei ihrer erſten Ausſtellung war von all dem keine Rede geweſen. Die Sache mußte ſich aber doch ſo verhalten, ſonſt würde der Mann doch nicht mit derartigen Anſinnen an ſie herantreten; aber es verblüffte ſie jedesmal wieder, wenn etwas Neues unerwartet auftauchte, an das ſie nicht gedacht hatte.

All dieſe Summen wurden ihr zwar vorläufig geſtundet, ſie brauchte nur die Richtigkeit anzuerkennen. Aber die ganze Angelegenheit machte ſie ängſtlich, und ſie traute ſich nicht, gerade heraus zu ſagen, daß ſie gedacht habe, von den zwanzig Prozent, die der

Kunſthändler ſich von etwaigen Verkäufen abzog, würden dieſe Ausgaben beglichen, und alles andere gehe ſie nichts an, wie das früher geweſen.

Aber zu ſagen getraute ſie es ſich nicht, denn ſie war froh, daß ihre Sachen in ihrer Geſamtheit zur Ausſtellung kamen.

Wenn der Herr in ſeiner verbindlichen Weiſe etwas ſagte, war ſie machtlos. Ganz beiläufig warf er etwas hin, auf das ſie im Momente nichts einzuwenden wußte. Sie mochte nicht fragen, weil ſie fürchtete, dumm zu erſcheinen, ſagte immer raſch ja, weil ſie glaubte, daß ihre Sache in guten Händen ſei, und erſt zu Hauſe begann ſie nachzudenken. Dann erſchrak ſie.

So wollte ſie das alles nicht; aber ſie fühlte ſich durch ihre raſch gegebene Einwilligung gebunden, und doch nahmen ihr dieſe Dinge alle Luſt. Am liebſten hätte ſie dem Manne ihre Sachen wieder fortgenommen, aber das konnte ſie nicht. Er mochte ſie ihretwegen behalten und damit machen, was er wollte! — Aber es war die Arbeit von zwei Jahren, etwas, was ihr nie wieder gelingen würde.

Sie war ganz ratlos, wäre am liebſten nie wieder hingegangen, und doch lag ihr daran, daß die Bilder gut hingen, und die Menſchen ſollten wiſſen, daß ſie dort zu ſehen waren, ſollten hingehen und kaufen.

Sie ging mit dem Plane um, einen Vorſchuß zu erbitten, aber ſie hatte niemals den Mut, weil er das gleichſam zu ahnen ſchien, und jedesmal zu jammern begann, ehe ſie noch ein Wort ſagen konnte: Wie teuer ſeine Lokalitäten ſeien, was ihm das Perſonal und die Beleuchtung und alles, was dazu gehörte, koſtete!

Davon konnte ſich keiner einen Begriff machen. Schließlich hatten die Ausſteller ihren ſchönen künſtleriſchen Erfolg weg, und eine Menge guter Kritiken, aber das Publikum mochte die Bilder nicht, und wenn nichts verkauft war, mußte er noch Geld zulegen zu der Ausſtellung.

Nun hatte Hilde Angſt, ob auch was verkauft wurde, damit der Menſch nicht auch ihr nachſagte, daß er ſein Geld für ſie nutzlos ausgegeben habe. Deshalb nahm ſie alle Unkoſten auf ſich, die er ihr aufbürdete.

Der Mutter und Schweſter getraute ſie ſich garnicht davon zu ſprechen, das machte ihre Lage noch ungemütlicher, und damit nahmen ſelbſt geringfügige Kleinigkeiten unheimliche Geſtalt an und beängſtigten ſie.

Von Max Lamberg erhielt ſie endlich Nachricht; ſeine Orientfahrt ging zu Ende, und ein paar Karten von ihm trafen ein; er war ſchon auf der Rückreiſe. —

Ihre Ausſtellung war ſeit acht Tagen eröffnet, aber es war kaum Notiz davon genommen. Die Zeit war nicht günſtig, ſie hätte bis Ende Januar oder Februar damit warten ſollen, rieten ihre Freunde ihr. Es war noch zu früh, und man intereſſierte ſich noch nicht für Kunſt. —

Eines Tages aber ſtand in einer großen Zeitung ein erſter Artikel über die Ausſtellung. Er war nicht unterzeichnet, aber am folgenden Tage wußte ſie, wer ihn geſchrieben.

Seit vier Tagen war Max Lamberg zurück. Sein erſtes war es geweſen, ſein Urteil über ihr Können nachzuprüfen, nun die Sachen in einer ganz andern Umgebung hingen. Er wußte, ſie würde ſich darüber

freuen, wenn ſie gedruckt las, was er ihr mündlich ſchon im Sommer geſagt hatte.

Als er ihr die Hand gab, tiefgebräunt von ſeiner Fahrt, groß und ſtattlich, mit ſeinen lachenden Augen, fühlte ſie plötzlich eine ſolche Sicherheit und Beruhigung, daß ſie ihren Vorſatz aufgab, ihm ihr Leid zu klagen. Das war alles wie fortgewiſcht, bekam ſein richtiges Maß wieder, und war nicht mehr imſtande, ſie zu beängſtigen.

Er plauderte von ſeinen Reiſen, ſeinen Erlebniſſen, und ihr ſchien, als ob ſein Ton wärmer ſei. Er ſah ſie mit ſo eigenen Augen an, als ob er etwas Neues in ihr ſehe, und auch ſie betrachtete ihn anders. Ein bißchen fremd war er ihr, als bringe er die heiße Sonne der Wüſte mit, und dann war ſie in Verlegenheit, wie ſie ihm danken ſollte; denn mit ſeinem Aufſatze hatte er die Augen der andern auf ſie gelenkt, daß ſich, ganz wie bei ihrer erſten Ausſtellung, nun mit einem Male alle andern mit ihr beſchäftigten.

Eigentlich hatte ſie es ihm allein zu verdanken, wenn ihr Name bekannt geworden war, und ſie ſagte ihm, wie ſie an ihn gedacht hatte, als die Tante ſo plötzlich geſtorben war und ſie niemanden gehabt hatte.

— Wenn ich zu erreichen geweſen wäre, glauben Sie mir, Fräulein Hilde, ich wäre Tag und Nacht gefahren, um zu Ihnen zu eilen.

Er ſtreckte ſeine Hand aus, und ſie legte die ihre hinein, und es war wie eine Beſiegelung, als er hinzufügte:

— Ich brauche Ihnen doch nicht erſt zu ſagen, daß Sie keinen treueren Freund ſich wünſchen können, als ich es Ihnen ſein möchte.

Dann kam die Mama dazu, und das Gespräch nahm wieder eine kühlere Wendung.

Ein klein wenig zitterte diese Freundschaftsversicherung in ihr nach, und sie sagte sich, daß er doch ein guter und ehrlicher Mensch sein müsse. —

Schon in den nächsten Tagen erwies sich das. Er hatte sie nach den Bedingungen gefragt, unter denen sie ihre Sachen zur Ausstellung gegeben hatte, und wie etwas Selbstverständliches hatte sie ihm erzählt, daß sie alle Nebenkosten tragen sollte.

— Das ist aber ein bißchen ungewöhnlich, meinte er.

Und dann sprach er mit dem Kunsthändler, als schon zwei Bilder gut verkauft waren, ob er im Prinzip diese Nebenkosten Fräulein Vangerow zur Last schreibe, oder nur, falls nichts verkauft würde.

— Gewiß, gewiß, nur für diesen Fall, beeilte sich der zu versichern, bei einem so jungen Unternehmen sei das vorläufig nicht anders einzurichten. Damit war die Sache erledigt.

Hilde bereitete diese Wendung eine unerwartete Freude, und als sie sich, nunmehr wieder ganz die Alte, in die Räume traute, da war schon wieder ein größeres Bild verkauft, und der Herr war von einer Liebenswürdigkeit ohnegleichen gegen sie, denn schon an fünf Bildern hing der Zettel „Verkauft", und es lagen noch verschiedene Anfragen vor, aus denen gewiß etwas werden würde. Zugleich schlug er ihr vor, einige Preise zu erhöhen. Er hatte ja nicht geglaubt, daß sich die Landschaften so gut verkaufen würden und ihr Name schon einen so kräftigen Klang habe. Er sei sehr zufrieden und hoffe auch fernerhin stets den be-

ſonderen Vorzug zu haben, daß ſie ihn mit der Ausſtellung ihrer bewunderungswerten Kunſtwerke beehrte.

Das klang freilich ganz anders, als der Herr in den Wochen vorher geſprochen hatte; und ſie fühlte deutlich, daß an dieſer Wandlung Max Lambergs unverbindliche Frage, neben den guten Kritiken allerdings, die ſie erhalten, ſchuld trug.

Sie fand meiſt nur Umſchreibungen der Urteile wieder, die Lamberg gebraucht hatte, als habe er ſie gleichſam mit ſeinen Worten abgeſtempelt. Und die kleineren Herren Kritiker begnügten ſich, dasſelbe, nur mit ein bißchen andern Ausdrücken, zu ſagen.

Seine Bewertung ſchien der Ausgangspunkt aller andern zu ſein. Ohne ihn ſtand ſie noch heute im Dunklen, während ſie jetzt mitzählte.

Als die Ausſtellung zu Ende war, hatte ſie faſt ein Dutzend Bilder und Skizzen verkauft, und an ganz fremde Menſchen, von denen ſie nichts wußte.

Frau Bartling und noch ein paar andre Familien hatten ſich vorgemerkt, um ſpäter von ihr perſönlich zu erſtehen, was ihnen in der Ausſtellung gefallen hatte. So ſtanden ihr denn größere Einnahmen bevor, und die anfängliche Verlegenheit, die ſie befürchtet hatte, war ſchnell wieder gehoben. Bald waren auch die Zinſen aus Tante Erneſtines Erbſchaft fällig, und ſo ging es ihnen ſehr gut. Erſt jetzt erfuhren ſie, wie viel ihnen zukam; denn ein Haus, auf dem eine Hypothek laſtete, ſtand unter Subhaſtation, und die Zinſen waren inzwiſchen ausgefallen. Jetzt waren wieder geregelte Zuſtände eingetreten.

Hilde wollte Mutter und Schweſter bereden, mit ihr nach Sandhoop zu kommen. Suſi war ſo fleißig,

daß Hilde ſich gar nicht beruhigen konnte. Mit einem Ernſt ohnegleichen ging ſie an ihre Arbeit.

— Aber, Hilde, wenn ich ſehe, was du ſchaffſt, da wäre es doch ein Frevel, wenn ich müßig ſitzen ſollte. Es macht mir ja ſolch ein Vergnügen. Zwiſchendurch möchte ich natürlich auch mal tanzen und luſtig ſein, und mich hübſch anziehen. Das können wir jetzt nicht. Aber das kommt auch mal wieder. Eine alte Unke mit Brille und im Kaffeeſack will ich nicht werden.

— Sollſt du auch nicht, Suſi. Du ſollſt was haben von deinem Leben. Dafür laß mich nur ſorgen.

XV.

Seit acht Tagen war Hilde in ihrem Heim an der See damit beſchäftigt, für Mutter und Schweſter alles in Ordnung zu bringen, die ſich entſchloſſen hatten, trotz der frühen Jahreszeit herauszukommen, wenn Dr. Biedekarken es erlauben würde.

Das ganze Haus war auf den Kopf geſtellt. Maler und Tiſchler hatten zu tun, um Winterſchäden auszubeſſern.

Nun aber ſah es wieder menſchlich aus, und alles war bereit, die Gäſte zu empfangen. Die alte Reimers war unermüdlich, und Hilde hatte kräftig mit Hand angelegt, um ihr Haus herauszuputzen.

Aber nun hatte ſie nichts mehr zu tun, und in der Erwartung mochte ſie keine neue Arbeit anfangen, war auch müde von all der häuslichen Wirtſchaft.

Jetzt saß sie auf dem Balkon ihrer Villa und lehnte den Kopf auf die Hand.

Ihre Blicke gingen ins Leere; sie sah nichts von dem Farbenspiel der sinkenden Sonne, wie feine lila Töne sich über das graue Wasser legten, indessen die eben noch so dunklen Wolken zu glühen anfingen.

— Eine fast beängstigende Stille herrschte ringsum, kein Blatt regte sich. Auf den Dünen war kein Mensch zu sehen, und selbst am Horizonte war alles leer, kein Rauchwölkchen eines Dampfers stieg auf.

Wie ausgestorben lag das alles vor ihr.

Ohne einen Gedanken lehnte sie an der Brüstung; der Kopf war ihr so schwer, die Augen müde, und ihre Hände unlustig zu jeder künstlerischen Arbeit.

Nur sich nicht mehr bewegen, nichts mehr fühlen, ewig so hindämmern, ohne zu erwachen, wie schön das sein mußte.

Nur keinen Menschen sehen, nur nicht gezwungen sein, den Mund aufzutun, still vor sich hin vegetieren wie das liebe Vieh, das nicht weiß, was der morgige Tag ihm bringt.

Eine Mutlosigkeit ohnegleichen befiel sie, und in diese beängstigende Stille, die ihr den Atem benahm, fiel plötzlich, dicht vor dem Hause, die sentimentale Weise einer Drehorgel.

Das kam so unvermittelt, — und doch tat es ihr gut. Eine klagende Melodie, die sie kannte, die sie schon in ihrer Kindheit gehört hatte, auf deren Text sie sich doch nicht besinnen konnte. Mit den Tönen der Orgel stiegen ihr plötzlich die heißen Tränen auf. Sie legte das Gesicht auf die gefalteten Hände, die auf der Brüstung lagen, und weinte

faſſungslos, ſie fühlte, wie gut ihr das tat, und ließ ihrem Schmerze freien Lauf.

Dann hob ſie den Kopf, und die Tränen liefen ihr über das Geſicht, und durch ſie hindurch ſah ſie wieder den engen Hof, auf den ihr Kinderzimmer ging, ſah ſich am Küchenfenſter ſtehen, die kleine Suſi daneben auf einem Stuhle, und nun wußte ſie, daß der Leiermann damals dasſelbe Stück geſpielt hatte, bis der Portier gekommen war, um den Mann vom Hofe des herrſchaftlichen Hauſes zu vertreiben, wo das muſizieren, betteln und hauſieren ſtreng verboten war. Mitten in der Melodie, mit einem jähen Mißtone, mußte der Alte abbrechen, und ſie hörte, wie klein Suſi ärgerlich mit dem Fuße ſtampfte und unmutig rief: Muſik weiterpielen! Muſik weiterpielen!...

Aber der alte Mann mußte ſeine Orgel über die Schulter hängen und humpelte unter den Drohungen des Portiers vom Hofe herunter. Der kleinen Suſi aber ſtanden dicke Tränen in den Augen, und man mußte ihr raſch was anderes vormachen.

Und nun ſaß ſie allein hier in der kleinen Villa, vor der im Sommer jeder ſtehen blieb, um voller Neugier in den Garten zu blicken und ſich gewiß zu denken, hier könnten nur glückliche und frohe Menſchen ihr Heim haben.

Da ſaß ſie und weinte, während der Leiermann einen luſtigen Walzer ſpielte, und der weiße Spitz drüben ihn wild anbellte.

Es kam Leben auf die Dorfſtraße, ein paar Mädchen ſahen über den Zaun, die Schifferkinder kamen angelaufen, ſtellten ſich vor die Orgel und be-

ſtaunten das bunte Bild daran. Sie faßten ſich an den Händen und tanzten im Staube der Straße.

Der Spitz ſchwieg jetzt, denn noch ein paar andere Hunde waren gekommen, ſchnupperten herum und knurrten den weißhaarigen durch das Gitter neidiſch an.

Dann klatſchte eine Peitſche, Pferdegetrappel ward laut, ein Wagen fuhr vorbei und wirbelte eine Wolke von Staub hinter ſich her, die Leute auf dem Wagen winkten, und ein Herr warf ein Geldſtück auf den Weg, das die Jungens lange ſuchen mußten, bis einer es endlich gefunden hatte und es nun dem Mann auf die Orgel legte, der langſam weiterzog von Haus zu Haus, indem er immer eine andere Walze einſtellte, jetzt einen flotten Marſch und nun den neueſten Gaſſenhauer, den ein Junge im Nebengarten, ſo falſch es nur irgend ging, mitſang.

Sie fühlte nur noch ein ſtilles Weh, ein langſames Verklingen und Verhallen, gleich den Tönen des Leierkaſtens, die der einbrechende Abend gleichſam in ſich aufſog, und die manchmal noch auftauchten, wenn der Schall ſich zwiſchen den Häuſern und Bäumen einen letzten Weg zu ihren Ohren bahnte.

Sie hatte ſich erhoben und ſah auf das Meer hinaus.

Das Licht des Feuerſchiffes tauchte auf und verſchwand wieder, tauchte etwas länger auf, und dann blieb es eine ganze Weile aus, bis es wieder von neuem aufblitzte, wechſelnd weiß und rot.

Merkwürdig, wie beruhigend das auf ſie wirkte. Mit einem Schlage fühlte ſie ſich nicht mehr verlaſſen und einſam. Das Licht brachte ihr einen Gruß aus einem anderen Lande, wo ſie kaum jemand hatte, der ihrer gedenken konnte.

Vom erſten Tage an, da ſie dieſen aufflammenden Lichtpunkt geſehen, und gefragt hatte, was das ſei, war ihr dieſes Gefühl treu geblieben. Stundenlang konnte ſie ſo ihren Gedanken nachhängen und hinüberblicken. Und es fehlte ihr etwas, wenn Nebel oder Wolken das Feuerſchiff einhüllten und unſichtbar machten. Dann gingen ihre Blicke immer ſuchend hinüber, jedesmal wenn ſie an ein Fenſter kam, und da war es am beſten, ſie ſchloß die Vorhänge, um garnicht daran zu denken. —

Einmal war ſie drüben geweſen mit einem Dampfer, und jemand hatte ihr ein verankertes Schiff gezeigt, das ausſah wie ein ſeltſames Segelboot ohne Segel und mit merkwürdigen Dingen an den Maſten.

Das ſollte ihr Leuchtſchiff ſein! — Aber ſie wollte es nicht wahr haben und blickte kaum danach hin.

Nein, unter ihrem Feuerſchiff dachte ſie ſich ganz etwas anderes, und ihre einmal gefaßte Vorſtellung wollte ſie ſich nicht rauben laſſen. —

Nun war es ganz dunkel geworden; nur über dem Waſſer, wo das Meer in den Himmel überging, lag noch ein langer heller Schein, ſonſt alles ſchattenhaft.

Auch das Licht vom großen Leuchtturm grellte auf; wie ein Blitzen ging es über die Kämme der Dünen, und ſie wußte, auch dieſes Licht lief die ganze Nacht im Kreiſe herum, immer über den ganzen Horizont, die lange Nacht bis in der grauenden Morgen hinein.

Und in der Einſamkeit dort an der Dvarſer Landſpitze ſaßen Männer und wachten, daß den

Schiffen kein Unheil geſchah. Das war eigentlich eine große Beruhigung. —

Es wehte kühl vom Waſſer her, daß es ſie fröſtelte, ſie ging in das Atelier und ſchritt auf und ab.

Zuweilen trat ſie auf den Balkon hinaus und konnte nun ſehen, wie in den Fiſcherhäuſern die Lichter brannten, und auch draußen auf dem Meere waren die Lichter angezündet. Deutlich konnte ſie die Farben unterſcheiden, grüne, rote und weiße, manchmal in den Maſten zwei weiße übereinander, das waren die Schleppdampfer, und dieſe Lichter verſchoben ſich beſtändig, kamen einander entgegen, kreuzten und überholten ſich, und alle paar Minuten war es ein anderes Bild.

Die Sterne waren aufgegangen, aber die Nacht war ohne Mond.

Sie zog das Tuch feſter über die Schultern und ſtarrte auf die Dünen. Dort gingen zwei.

Abſeits vom Wege gingen ſie die Dünen hinauf; jetzt waren ſie oben, und ihre Silhouetten hoben ſich vom Himmel ab, nur unklar und verſchwommen, aber doch deutlich genug, daß man ſehen konnte, es war ein Mann und eine Frau, dicht nebeneinander, wie in eins zuſammengefloßen, ſo dicht ſtanden ſie und blickten auf das Meer.

Es ſah aus, als hebe die Frau ihre Arme, um den Mann zu umfaſſen, ſo ſtanden ſie unbeweglich, vielleicht ohne ein Wort zu ſagen, ſtumm nebeneinander, indeſſen ſie ſich in ihrer Einſamkeit verzehrte.

Wie das ſein mußte, ohne viel zu reden, das Gefühl der Zuſammengehörigkeit auszukoſten, wortlos einander zu verſtehen.

Manchmal hatte ſie ein ſo ſeltſam ziehendes Gefühl in den Armen, als müſſe ſie jemanden umſchlingen, und ſei es auch nur ihre Schweſter, nur um dieſes Gefühl los zu werden, wie es langſam ihren ganzen Körper durchfloß, daß alle Muskeln ſich wie in Erwartung ſpannten.

Was half es? Es hieß eben ſich beſcheiden. Alles konnte man nicht haben. Nein, keine Ehe mit Kinderkriegen und den Feſſeln, eine brave Hausfrau ſein zu müſſen.

Dieſem zwangsweiſen Sichergeben konnte ſie ſich nicht fügen.

Sie ging in das Atelier, nahm einen Block Papier, und während ihre Gedanken in der Zukunft ſpazieren gingen, entſtand unter ihren Fingern das feine Geäſt einer Birke, die ſie ein paar Tage zuvor im Walde an einem ganz einſamen Flecke mitten unter anderen Bäumen geſehen hatte. Rings um den weißen Baum war es eine ganze Stecke einſam. Nur Gras und niedere Sträucher ſtanden in der Nähe. Andere Bäume duldete dieſes feine Bäumchen nicht, dem etwas ſo Friſches, unberührt Jungfräuliches anhaftete. Nur mit ſeinesgleichen vertrug ſich die Birke; die feine Kontur ihrer hängenden Zweige, dieſe ſenſitive Weichheit litt ſonſt. Am beſten hob ſie ſich von einem dunklen Hintergrunde ab, oder wenn ſie allein ſtand, von der Morgenſonne übergoſſen, damit das lichte Grün ihrer Blätter recht zur Geltung kam.

Alt durfte die Birke auch nicht werden. Die weiße Rinde mußte friſch ſein, ſich ſo mohnblattfein abſchälen mit ihren dunklen Streifen, damit der helle gelbe Baſt zutage trat.

Alt werden war häßlich. Jung ſterben, von den Göttern geliebt, — und auch von den Menſchen.

Geliebt und geehrt von den Menſchen, — ob auch von einem Menſchen? von einem Manne, in dem man dann ganz aufging?

Ob ſie das konnte? — Ihr war es nicht gegeben, und doch fühlte ſie ſich oft wie verraten, wie verloren in der weiten Welt, trotz ihrer anſcheinenden Selbſtſicherheit und Feſtigkeit.

Sie kam ſich oft wie ein von den Eltern daheim gelaſſenes Kind vor, das ſich im Dunkeln fürchtet, das an die Tür pochen möchte, oder gar auf den heilloſen Gedanken kommen konnte, zum Fenſter hinauszuſpringen, weil es ſich vor der Dunkelheit mit ihren Schrecken und Grauen fürchtete. Solch ein Kind würde ſich dem erſten beſten Menſchen, der mit einem Licht in das Zimmer trat, in die Arme werfen.

Ob es ihr auch ſo gehen würde, daß der erſte Menſch, der ihr in ihrer Einſamkeit entgegentrat, ihr wie ein Erlöſer vorkam, der ſie von dem Banne befreite, und ihr die alte Zufriedenheit wiedergab?

Wenn nur erſt die alte Reimers wieder zurück war.

Die Zeichnung der Birke war fertig; ſie betrachtete das Blatt, und es gefiel ihr. Plötzlich fuhr ſie zuſammen. In einem Balken hatte es geknackt, und ſcheu ſah ſie ſich um; ihr ſchien, als habe es ſich hinter einer der Staffeleien bewegt.

Sie griff nach dem japaniſchen Schwerte, das auf dem Zeichentiſche lag, — aber es war nichts.

Dann zündete ſie eine Kerze an, und mit der Waffe in der Hand ging ſie zur Tür, an der ſie ſich noch einmal umſah, ſich zu vergewiſſern. Dann

eilte ſie die Treppe hinunter, öffnete die Haustür und rief in den Garten hinein: Flock!.. Flock!

Lautlos brach es durch die Büſche und ſtürmte auf ſie zu.

Das Licht ſtellte ſie auf die Diele des Hauſes, beugte ſich nieder, und der große Hund legte ſeine Pfoten auf ihre Schultern und rieb ſeinen Kopf, ohne zu bellen, nur mit einem behaglichen Knurren.

— Komm, mein gutes Tier. Heut' darfſt du einmal mit hinauf, wenn du ganz artig biſt. Aber erſt die Pfoten hübſch ſauber machen. So, komm' einmal her.

Und mit einem Lappen, der dazu beſtimmt war, wiſchte ſie ihm die ſandigen Beine ab, während das Tier erwartungsvoll mit dem Schweife ſchlug.

— So, nun komm!

Sie war auf die Treppe getreten.

Erſtaunt blieb der Hund drunten ſtehen.

— Aber, dummer Flock, ſo komm doch! — Ja, ja, du darfſt, darfſt mit in Frauchens Arbeitszimmer, wenn Flock ganz brav und artig iſt.

Der Hund ſtarrte ſie noch immer ungläubig an, während ſie, das Licht in der Hand haltend, ein paar Stufen hinaufgegangen war.

— So komm doch.

Langſam ſetzte er die eine Pfote auf die unterſte Stufe, dann erſt ſah er, daß es Ernſt war, und tappte langſam hinter ihr her.

— Nanu, du fürchteſt dich wohl, du dummer Kerl? — Nein, nein, es geſchieht dir nichts. Wenn du nur hübſch deinen langen Schwanz ſtillhältſt,

ſonſt ſchneiden wir ihn dir ab, und das will Flock doch nicht?

Sie ſtand mitten im Atelier, in einem wunderbaren Gefühle der Sicherheit; das Licht hatte ſie gelöſcht und die Waffe an ihren alten Platz gelegt.

Und plötzlich kniete ſie nieder und legte ihr Geſicht in das dicke weiche Fell des Hundes, der ganz ſtillhielt, und ſich nur feſt andrängte. Sie fühlte, wie gern er ſeiner Freude in gewohnter Weiſe ſtürmiſch Ausdruck gegeben hätte, aber er verhielt ſich ſtill, nur daß der Schwanz zuckte und leiſe pendelte, indeß er den Kopf an ihrem Arme rieb.

— Du biſt doch der Beſte von allen. Aber nun iſt es genug. — So, nun leg dich ſchön brav hin. So iſt's recht. Frauchen wird ein bißchen leſen. Der iſt heute ſo ſentimental zumute. Heine? — Nein — das paßt nicht; aber Gedichte müſſen es ſein.

Und ſie holte ſich ein paar Bände heraus, ſtellte die Lichter ein, daß das Atelier im Halbdunkel lag; der Hund warm zu ihren Füßen auf dem Perſerteppich; und in dem alten Lederſeſſel mit ſeinen Ohren, den der Vater allabendlich benutzt hatte bis zum letzten Tage, lehnte ſie ſich zurück und las mit langen Pauſen ein paar der Gedichte.

Immer ließ ſie das Buch in den Schoß ſinken und koſtete den Genuß der Verſe voll aus. Jedesmal war es ein Bild, das vor ihr aufſtieg, die Klänge ſetzten ſich für ſie in Farben um, und zum Greifen deutlich ſah ſie die Szenen vor ſich.

Oft ſchon hatte ſie Skizzen dazu entworfen, denn ſie kannte gar viele davon auswendig; aber wenn ihr Auge die Lettern und Zeilen ſah, war es doch

jedesmal etwas anderes. Stets eine neue vertiefte Empfindung, die zu ihr ſprach, und im fremden Leid vergaß ſie ſo das eigene. Leiſe ſagte ſie die Verſe vor ſich hin, nur mit den Lippen ſie hauchend, kaum daß der Hund zu den Füßen dabei die Augen zu ihr aufhob.

Die trübe Stimmung war verflogen, und lachend faſt ſagte ſie:

Lieb Seelchen, laß das Fragen ſein:
was wird der Frühling bringen?
Lichtgrünes Gras, Waldmeiſterlein
und Veilchen vor allen Dingen.

Auch Herzeleid und Frauenhuld
gedeiht in dieſen Tagen,
ein bißchen Glück, ein bißchen Schuld
— Lieb Seelchen, laß das Fragen.

Lichtgrünes Gras! und Veilchen vor allen Dingen. Veilchen!.. Ein bißchen Glück — ein bißchen Schuld!..

Langſam ſchloß ſie das Buch, lehnte den Kopf zurück und wiederholte noch einmal: Ein bißchen Glück, ein bißchen Schuld! —

Dann knarrte drunten das Schloß. Flock fuhr auf aus ſeinen Träumen, um anzuſchlagen.

— Wirſt du wohl! ... Ich glaube, wir haben beide geträumt. Und da iſt nun die Reimers zurück, und der Traum iſt zu Ende. Komm, Flock, nun wollen wir einmal ſehen, was ſie uns Schönes gebracht hat.

Damit löſchte ſie die Lampen im Atelier; und hinter dem Hunde, der die Treppe hinabtappte, ſchritt auch ſie hinunter, um mit dem alten Mädchen die wirtſchaftlichen Fragen für den kommenden Tag zu erledigen.

XVI.

Der Arzt hatte erlaubt, daß die Mutter an die See ging, und nun war Hilde voll froher Erwartung, daß ihre Einsamkeit ein Ende nahm.

Die Sonne schien und weckte erstes Leben, und alles hatte ein anderes Aussehen.

Hilde war am Nachmittage mit ihrer Staffelei auf die Schwedenschanze gegangen. Sie sah von hier aus beide Gewässer. Neben sich hatte sie den Friedhof, und an dem alten Wallgraben mit seinen wilden Rosenbüschen grasten ein paar Schafe. Dieses Stückchen mit der Hecke dahinter hatte sie sich zum Vorwurf genommen.

Sie war ganz in ihre Arbeit versunken und sah nichts um sich herum.

Mit einem Male war die Arbeitslust wiedergekommen, so wie die Sonne kam nach trüben Tagen, an denen man dachte, sie würde nie wieder scheinen.

Noch waren alle Villen fest geschlossen, die Fenster vernagelt, und die Gärten sahen wüst und leer aus. Nur den paar ansässigen Malern und Malerinnen begegnete sie, aber die hielten sich von ihr zurück und begnügten sich damit, sie höflich zu grüßen. Zu einem Gespräch kam es kaum, weil sie sie für stolz und eingebildet hielten.

Dann waren die Besitzerinnen der paar Pensionen da, die täglich durch die aufgeweichte Dorfstraße zogen, die eine in Männerstiefeln, von ihrem Wolfsspitz begleitet, der mit jedem Hunde anfing, eine andere, Mademoiselle Louvain, die mit zu großen Kneifergläsern auf der nicht eben zierlichen Nase,

und in großen weißen Stulphandschuhen einherging, als sei sie Chargierter bei einer studentischen Festlichkeit. Sie liefen in Männerhüten einher, einen dicken Stock in den Händen, als hausten sie unter Räubern und Mördern.

Die Französin hatte einst glänzende Beziehungen gehabt und sich eines Tages hier angebaut, in der Hoffnung, daß sie im Sommer das Haus mit ihren Schülerinnen besetzt haben würde.

Anfangs hatte sie auch Glück damit gehabt; verschiedene ihrer Schülerinnen wurden ihr für den Sommer anvertraut, und das Haus war bevölkert mit jungen Mädchen, denen sie französische Konversation erteilte; aber dann entwuchsen sie ihr, neue kamen nicht hinzu; sie war gezwungen, auch an andere Badegäste zu vermieten, — das aber paßte den Angehörigen ihrer Schülerinnen nicht, und schließlich war ihr Haus eine Fremdenpension geworden, wie alle andern auch.

Ein paarmal hatte Hilde mit ihnen gesprochen, aber dann sah sie ein, das war nicht der rechte Umgang für sie. Die hatten alle nur eine Sorge: wie sie am besten ihre Wohnungen vermieteten, und kannten nur ein Thema: was der kommende Sommer ihnen bringen würde.

Der neue große Erfolg hatte sie den Kollegen auch nicht gerade sympathisch gemacht, und sie galt für hochmütig, weil sie an dem beständigen Lokalklatsch keinen Gefallen fand und nicht begriff, wie die Leute sich wochenlang nicht ansahen, nicht grüßten, sich gegenseitig die schlimmsten Dinge nachsagten, um dann mit einem Male wieder die dicksten Freunde zu sein.

So lebte ſie denn abſeits von allen, zumal ſie wieder in Trauer war und ſchon dadurch ein Recht hatte, ſich fernzuhalten.

Verſchiedene ihrer Bekannten hatten die Abſicht, zur Saiſon herzukommen; denn der Name des kleinen Badeortes war bekannt geworden, nicht zum wenigſten durch Hildes Bilder.

Jeder meinte, das müſſe ein überaus intereſſanter Ort ſein, mit ſeiner Malerkolonie und den eigenartigen landſchaftlichen Schönheiten, die man ſich mal anſehen mußte. Jetzt aber war es noch einſam.

Sie war es von Jugend auf gewöhnt geweſen, immer mit der Schweſter zuſammen zu hauſen. Nun freute ſie ſich ſo darauf, daß Suſi mit der Mutter kam. Dann war alles gut. —

Sie ließ den Pinſel ſinken und ſah vor ſich hin, wie die Schafe daſtanden und graſten, und von Zeit zu Zeit ſie mit ihren gelben, ſo hexenhaft ausſehenden Augen anſtarrten. Wie dumm und ängſtlich doch die Tiere waren.

Ach, ſie war genau ſo ängſtlich und dumm, fürchtete ſich vor allem, was in ihr Leben trat, und hatte dabei eine ſolche Sehnſucht nach allem Neuen. Nur wäre ſie gern immer nur Zuſchauer geblieben und nicht mit hinein verwickelt worden.

Sie dachte an ihre Zukunft.

Was konnte noch aus ihr werden? —

Immer wieder Bilder malen, das war ihr Leben. Vertiefen konnte ſie ſich noch, aber größeren Ruhm ſchwerlich erwerben; nur bekannter konnte ſie werden. Immer neue fremde Leute, die ſie nie kennen lernen würde, ſahen die Bilder an, die ſie hier draußen

pinſelte; die meiſten würden achtlos daran vorbeigehen, einige wenige davor ſtehen bleiben, denen ſie eine Freude bereitete, und nur ein paar wirklich Verſtändigen würde ſie einen künſtleriſchen Genuß mit dem einen oder andern Bilde verſchaffen.

War das nicht genug? —

Gab es etwas anderes, hatte Trude Bartling vielleicht doch recht, daß ſie nicht geſchaffen war, allein zu ſein?

So ſaß ſie und träumte, als ein Schatten auf ihr Bild fiel und jemand leiſe ſagte:

— So verſunken? — Wohin gehen denn die Gedanken? —

Sie ſah auf, und da ſtand lächelnd Max Lamberg neben ihr.

— Wie können Sie einen nur ſo erſchrecken.

— Aber wie ſollte ich es denn anders machen, um Sie in die Gegenwart zurückzurufen. Ich habe mich geräuſpert, — Sie hörten nicht; ich bin auf und abgegangen, die Schafe ſind faſt geſtorben vor Angſt. Von der andern Seite wagte ich nicht zu kommen, ſonſt wären die Schäfchen gewiß wie toll drauf los gerannt und hätten mit dem Stricke womöglich Ihre Staffelei umgeriſſen. Denn, wie Sie ſehen, ſitzen Sie noch im Bereiche der lieben Tierchen. Und auf dem Friedhofe, wo ich eben am Grabe von Frau von Malzern war, wollte ich mich auch nicht bemerkbar machen. Was blieb mir alſo übrig? Und nun ſind Sie ſo böſe, daß Sie mir nicht einmal die Hand geben?

— Gewiß will ich das und von Herzen.

— Nun alſo!

— Aber wie kommen Sie hierher?

— Sehr einfach, von Kopenhagen.

— Sie halten es wohl nie zu Hauſe aus?

— Was heißt das zu Hauſe? — Mein Haus iſt die Welt.

— Ein etwas weitläufiges Haus.

— Alſo nein, ich hatte in Kopenhagen zu tun, und da mich eine befreundete Familie, der ich viel von Sandhoop erzählt habe, gebeten hat, mich nach Wohnung hier umzuſehen, bin ich eben hier. Daß ich Sie finden würde, wagte ich nicht zu hoffen.

— Und nun ſind Sie enttäuſcht?

— Aber gar nicht. Im Gegenteil möchte ich Sie bitten, wenn Ihre Kunſt es ſpäter erlaubt, mit mir zu kommen und mir zu raten, ob ich die Wohnung bei Bernhard Bratfiſch nehmen ſoll.

— Ich glaube, die iſt ſehr nett.

— Freundliche Leute?

— Soweit ich weiß, ja; unſere Reimers iſt des Lobes voll.

— Blitzſauber ſieht es ja aus.

— Wie überall hier, wo Sie hinkommen.

— Na, „überall“ iſt ein bißchen viel geſagt. Ich könnte auch Beweiſe vom Gegenteil liefern.

— Aber nur vereinzelt. Alſo einen Augenblick, ich packe gleich zuſammen.

— Durchaus nicht nötig. Mit Ihrer gütigen Erlaubnis ſetze ich mich hier oben auf den oberſten Wall und ſehe mir ein bißchen die Landſchaft an.

— Nein, es wird heut' doch nichts mehr.

— Haben Sie keine Freude dran? Ich finde das Motiv in ſeiner Einfachheit ſehr hübſch. Aber

Sie haben allerdings eine ganze Weile ſchon geträumt und nicht gearbeitet.

— Pfui, daß Sie einen ſo beobachten.

— Ich hatte im Augenblick nichts beſſeres zu tun.

— Und einen ſo heimtückiſch zu überfallen.

— Ich bin eben heimtückiſch von Charakter veranlagt.

— Das ſind Sie aber ſonſt gar nicht. Und nun helfen Sie mir ein bißchen tragen. Heute bitte ich Sie darum; ſonſt muß ich nachher Frau Reimers nochmals herſchicken.

— Aber mit Vergnügen. —

Sie hatte ihre Sachen zuſammengepackt, und nun liefen ſie den Berg hinunter bis an das große Gehöft, zu dem alle die Ländereien am Bodden hier gehörten. Ganz verſteckt und geſchützt gegen den Seewind lag das Haus, und der Garten mit ſeinen Obſtbäumen war der umfangreichſte im Orte. Jetzt konnte man noch durch die kahlen Hecken hindurchſehen.

Die Sonne ſtand klar am Himmel, aber im Schatten herrſchte noch eine durchdringende Kühle, während es warm in der Sonne war.

Sie gingen im Garten auf den ſchmalen Wegen nebeneinander. Hilde hatte ſich ein Tuch um die Schultern geſchlagen, und nun war ihr wohlig warm. Sie ſprachen über allerhand Dinge, die ſie intereſſierten, über ihre Freunde und Bekannten; allzuſchnell nur verging die Zeit, und ſein Wagen mußte gleich kommen, um ihn zurück nach Roſtrow zu führen, wo er die Nacht blieb, um am andern Morgen mit dem Dampfer zu fahren.

Die Wohnung bei Bratfiſch hatte er ſeinen Freunden geſichert, und überlegte, ob er noch bleiben könne.

Unterkommen hätte er ſchon gefunden. Mit dem Eſſen war es ſchon bedenklicher, er konnte ſich doch nicht einfach für Mittag und Abend bei ihr anſagen.

Im Grunde war es ja lächerlich. Aber man mußte auf die Klatſchmäuler Rückſicht nehmen. Wenn die erſt Hilde unter die Zähne nahmen, war es gewiß bald um ſie geſchehen.

Über ſeine Anweſenheit an dieſem einen Nachmittag würden ſie ſich gewiß ſchon den Kopf zerbrechen. Mochten ſie! — Was ging es ihn an.

Er überlegte, ob er ihr einmal von ſich erzählen ſollte. Vielleicht war ſie doch prüde, und wollte dann nichts mehr von ihm wiſſen; aber das eine mußte er ihr noch ſagen, und ſo fing er an, von ſeiner Orientreiſe zu berichten.

Sie war doch ſeine gute Freundin, und da ſollte ſie wiſſen, was er niemandem bisher geſagt hatte.

Er hatte dieſe lange Reiſe angetreten, um ſich freizumachen.

Aus Gutmütigkeit hatte er einſt einem Kameraden, der ſich verheiraten wollte, einen Freundesdienſt erweiſen, hatte die undankbare Aufgabe übernommen, ihn freizubekommen von ſeiner Freundin.

Er hatte die Betreffende getröſtet, um ihr über die erſte Zeit des Verlaſſenſeins fortzuhelfen.

Sie aber faßte ſeine Güte falſch auf, hielt alles für Liebe und Intereſſe von ſeiner Seite, und hing ſich mit derſelben Leidenſchaft an ihn wie an ſeinen Vorgänger, als ob der überhaupt nie exiſtiert habe;

und er hatte keine Möglichkeit gehabt, ſich von ihr zu befreien.

Anfangs hatte er es verſucht, aber dann ließ er es gehen, da ſie ihm nicht weiter läſtig fiel.

Aber dann trat jemand in ſein Leben, den er mit ganz andern Augen anſah, und mit dem Inſtinkt der Frau hatte ſie bald heraus, wer das war.

Dieſe ſeine neue Freundin aber ſtand ſo hoch vor ihm, daß ſeine Wünſche ſich nicht an ſie heranwagten. Er getraute ſich ja nicht, auch nur eine Andeutung zu machen; er redete ſich ſelbſt ein, daß er lediglich ihr guter Freund ſein und bleiben werde, aber ſein Gefühl war mächtiger als alles andere.

Da hatte er, um Klarheit zu gewinnen, die Orientfahrt unternommen, und war ein halbes Jahr fort geweſen, um ſich zu prüfen. —

Nun war er ganz frei, und wollte ſich ſeine Zukunft neu bauen.

Ein Verleger plante eine neue Kunſtzeitſchrift, und ihm war angetragen, die Leitung zu übernehmen. Er hatte eine beſcheidene Rente. Mit der Herausgabe der Monatsſchrift ging es ihm für ſeine Verhältniſſe glänzend, wenn das Unternehmen nur einigermaßen einſchlug.

Hilde war ſtill neben ihm hergegangen. Sie fragte ſich ängſtlich, weshalb er ihr das alles erzählte. Er hatte doch gewiß ſeinen Zweck dabei.

Ihr war es unangenehm, daß er ihr das alles erzählte. Sie hatte einmal von ſeinen Beziehungen gehört, wie eben Klatſch an ſie herantrat, aber es gleich wieder vergeſſen. Was ging es ſie an, was

die Leute hinter den Kuliſſen trieben, wenn ſie nur geſellſchaftsfähig blieben.

Sie hatte einen Abſcheu vor all dieſen Dingen. Von Kind an mochte ſie nichts davon wiſſen; ſie hatte alle ihre Sinne dagegen verſchloſſen, ganz im Gegenſatze zu Suſi, die Spaß daran fand, und deren Neugier ewig rege war.

Sie aber war all ſolchen Fragen in ihrer kühlen Art weit aus dem Wege gegangen.

Und nun erzählte er ihr Dinge, von denen ſie nichts hören mochte, die ihr unangenehm waren; am liebſten hätte ſie ihn unterbrochen, aber das wagte ſie nicht.

Erſt als er auf ſeine Pläne zu ſprechen kam, ſagte ſie das erſte Wort, nachdem ſie vorher ſtumm, mit leicht geſenktem Kopfe, neben ihm hergegangen war.

Plötzlich fühlte ſie ſich als ſeine gute Freundin, ging auf alles ein, was er ſagte, wurde wieder lebhaft und geſprächig, freute ſich aufrichtig und ſchmiedete Zukunftspläne für ihn, um die unangenehme Empfindung zu verwiſchen.

Voller Anteilnahme hörte ſie zu, wie er ihr entwickelte, daß er ſich nun ganz nach ſeinem Geſchmack einrichten konnte, wie er ſeine Zimmer ausſtatten wollte, mit den denkbar geringſten Mitteln. Er kannte einen Tiſchler, der ihm nach Zeichnungen alles anfertigen würde, und die Weidenſtühle, die hier in allen Gärten ſtanden, und die ein alter Büttner in der Nähe anfertigte, ſollten auch vertreten ſein. An den Wänden die Bilder, die er von ſeinen Freunden geſtiftet bekam oder auch ſich ſelbſt erſtanden hatte.

So hübſch wie in Hildes Haus konnte es natürlich nicht werden, aber es ſollte nett ausſehen, damit man ſah, daß kein Philiſter darin hauſte.

Und an ſeine Zeitſchrift wollte er all ſeine Kraft ſetzen, damit auch daraus was wurde. Er hatte ſo viele Pläne, und nun, da er Ausſicht hatte, daß der eine und andere ſich verwirklichen ließ, ſpann er immer neue. Er hatte Stoff für Hunderte von Artikeln, die ihm längſt vorſchwebten, zu denen er keinerlei Vorarbeiten mehr bedurfte.

Jetzt war die Bahn frei dafür.

Er wollte was vor ſich bringen, nicht bloß immer mit kritiſchen Bemerkungen nachhinken, ſondern Poſitives leiſten, und Werte ſchaffen wie die andern, wenn auch nicht in Geſtalt von Kunſtwerken, ſo doch in Aufſätzen, die Fingerzeige gaben, die einen wiſſenſchaftlichen Gehalt hatten und ſich über die Tageskritik erhoben.

Gediegen und vornehm ſollte das Blatt ſein und allem, was gut und künſtleriſch war, offen ſtehen.

Nun hatte er eine Aufgabe. Vor allem konnte er ſelbſtändig handeln, denn ihm waren die Hände gebunden geweſen.

Hilde hatte ihn unter dieſen Geſprächen bis an den Ausgang des Dorfes gebracht.

Es war inzwiſchen Nacht geworden, ein ſtille und friedſame Nacht.

Aus einzelnen Häuſern fiel ein winziger, gelber Lichtſchimmer durch's Fenſter, und der Himmel über ihnen war voller Sterne, in einer Klarheit, wie ſie es noch nie geſehen zu haben glaubte.

Ein warmer Nachtwind ſtrich über die Felder,

und nur der Hund an ihrer Seite war unruhig und zog an der Leine, weil er vom Wege ab in die Felder wollte. Aus der Kühle des Morgens war es plötzlich warm geworden.

Die Bäume und Häuser hoben sich wie schwarze Silhouetten von dem helleren Himmel ab, und sie standen beide schweigend auf der Straße, indeß der Wagen ein Stück vorgefahren war.

— Darf ich wiederkommen, Fräulein Hilde? fragte er jetzt und hielt ihre Hand fest.

— Ja, sagte sie.

Da beugte er sich herab und küßte ihre Hand, und sie fühlte seine warmen Lippen auf ihren Fingern.

Dann schritt er schnell auf seinen Wagen zu, und sie sah noch, wie er den Hut schwenkte und lustig rief:

— Auf Wiedersehn!.. Auf Wiedersehn!

Der Hund riß sie vorwärts; sie mußte alle Kraft anwenden, so wollte er dem Wagen nach, und dann schlug er ein lustiges Bellen an, und sprang und zog sie; aber sie faßte in sein Halsband, und so mußte er sich beruhigen. —

Auf dem Heimwege blieb er verschiedentlich stehen und strebte zurück, dem fortgefahrenen Wagen nach.

Jetzt erst fiel ihr ein, daß seine Frage: Darf ich wiederkommen, Fräulein Hilde? doch wohl mehr zu bedeuten hatte, und sie hatte das Gefühl, als habe sie mit ihrem Ja sich gebunden und ein Versprechen gegeben, das sie eines Tages einlösen mußte. —

Einsam, durch das schweigende Dorf, ging sie nachdenklich ihrem Heim zu.

XVII.

Hilde war nicht mehr allein im Sandhoop, seit Wochen wohnte die Mutter bei ihr. Susi war nur kurze Zeit dagewesen, dann war sie abgereist. Sie mußte zu ihren Tiegeln und Retorten zurück.

Der Mutter bekam der Aufenthalt an der See. Sie lief geschäftig im Hause herum. Die alte Reimers war von ihrer ersten Herrin her an Eigenheiten und allerhand Schrullen gewöhnt, daß sie mit der Frau Oberst auch fertig wurde. Sie ließ sie reden und kommandieren und tat ihre Arbeit, wie sie es gewöhnt war, und nachher sagte niemand mehr was, denn die alte wunderliche Dame hatte inzwischen ihre Anordnungen längst wieder vergessen.

Vor allem konnte sie stundenlang in ihrem Strandkorbe sitzen, hielt die Hände gefaltet und sah auf das Wasser, ging auch manchmal mit Hilde und setzte sich auf ihren kleinen Feldstuhl in ihre Nähe, ohne sie zu stören.

Eines Tages war auch Max Lamberg aufgetaucht, aber er hatte sich im nahen Rostrow einquartiert, weil er arbeiten und seinen Bekannten ein wenig entgehen wollte.

Frau Vangerow hatte ihn in ihr Herz geschlossen, seit er sich ihnen gegenüber so hilfsbereit gezeigt hatte, und ließ Hilde völlig gewähren, wenn er herüberkam, was recht häufig geschah.

Sie rechnete ihn beinahe zur Familie. Das war kein Fremder, ihm hätte sie Hilde auf die größte Reise ruhig anvertraut.

Und er machte von dieser Erlaubnis ausgiebigen

Gebrauch. Er war ſtill, wenn andre dabei waren, manchmal überaus beredt, wenn ſie allein waren; und plötzlich konnte er dann wieder verſtummen.

Und dieſes Schweigen ängſtigte Hilde, oder doch, es machte ſie beklommen. Dann ſah er ſie oft mit ſo ganz andern fremden Augen an, und ſie fürchtete, nun werde er etwas ſagen und die Frage ſtellen, auf die ſie ihm keine Antwort geben konnte. Aber dann kam jedesmal eine ganz harmloſe Phraſe über ſeine Lippen.

Sie hatte Angſt, ihn zu verlieren, den guten Freund zu kränken, für den ſie alle nur erdenklichen Sympathieen hegte. Sie wollte ihn behalten. Aber wie ſollte ſie das anfangen?

Vielleicht kam nie wieder einer, der ſie begehren würde; ſie war nun fünfundzwanzig, und mußte in ihrer Einſamkeit verharren. Er war ihr in allem ſympathiſch, auch in ſeiner Aufrichtigkeit über ſein früheres Leben, nach dieſem Geſtändniſſe, das ſie ihm anfangs nicht vergeſſen konnte.

Es war ja nichts anderes geweſen als ein erſtes beſcheidenes Anpochen, ob ſie ihn auch nicht zurückſtoßen würde.

Die meiſten ihrer Freundinnen hätten ſich gewiß keinen Augenblick beſonnen, ſondern ohne weiteres zugegriffen.

Die wenigſten Frauen hatten den Mann gekannt, den ſie heirateten. Sie kannte Max Lamberg ſeit Jahren, und nie war irgend etwas geweſen, das ſie unangenehm berührt hätte. Er war ſtets liebenswürdig und, was ihr ſo wohltat, von einer peinlichen Sauberkeit, wann ſie ihn auch geſehen hatte. Das

alles sprach für ihn. Und auch ihr Herz schlug jedesmal schneller wenn er kam.

Sollte das Liebe sein? —

Auf wen wollte sie denn warten? Susi würde entweder eine Stellung annehmen, wenn sie mit ihrem Studium fertig war, oder sie heiratete. —

Nachts lag sie jetzt oft wach und machte sich Gedanken über ihre Zukunft und auch die nächste Gegenwart. Alle Möglichkeiten malte sie sich aus, und wollte schon im voraus Stellung dazu nehmen, aber schließlich sagte sie sich, daß es ja auf den Augenblick ankam, der würde ihr schon die richtige Antwort geben.

Sie machte sich Vorwürfe, daß sie wohl nicht so empfand wie die meisten ihrer Bekannten oder wie die Mädchen in Romanen, wenn sie vor einer Verlobung standen. Sie sah eben nicht ihr einziges Heil darin. Aber sie sehnte sich danach, jemanden zur Seite zu haben, auf den sie sich verlassen konnte.

Und das konnte man bei ihm, soweit sie ihn beurteilte. Eine Stütze würde er ihr sein.

*

Die Sonne war untergegangen, aber all die kleinen weißen Wolken glühten und leuchteten auf in loderndem Rot.

Eine schwarze Wolkenwand stand im Osten, hoch und drohend; nur über dem Meere war es noch hell, und der Sturm jagte die Wolken.

Hilde ging mit Max Lamberg am hohen Ufer hin.

Steil fielen die Wände hier in das Meer, und wenn die Wellen gegen die Schutzpfähle drunten schlugen, dann spritzte der Gischt haushoch empor.

und der Wind warf einen feinen Sprühregen bis herauf zu dem breiten Wieſenſtreifen, der ſich zwiſchen dem Abhang und den Kornfeldern dehnte.

Die ſilberne Scheibe des Mondes hing vor ihnen über dem Dorfe, noch blaß und unanſehnlich, gerade über dem Rande der dunklen Wolkenwand.

Die angepflockten braunen Schafe irrten wie ratlos umher, duckten ſich, wenn der Strick es ihnen geſtattete, in eine Vertiefung nieder, um bei jedem Laute ihre ängſtlichen Köpfe wieder zu erheben und geſpenſtiſch wie aus dem Boden aufzutauchen.

Das Waſſer ſchlug unausgeſetzt in einem ſich ſtets gleichbleibendem Rhythmus gegen die Pfahlreihen, die hier unten am Fuße der hohen Küſte eingerammt waren. Alljährlich ſtürzten große Erdmaſſen hinunter in das Waſſer, wenn beim Weſtſturm die Fluten das Erdreich unterwühlt hatten und der Regen oben ſich neue Wege gebahnt hatte durch das lehmige Erdreich, wo an den Sandwänden Hunderte von Schwalben ihre Neſtlöcher hatten und die Ränder unterwühlten und lockerten.

Faſt jeden Abend gingen ſie hier oben lang, denn es war Max Lambergs Heimweg, und Hilde begleitete ihn oft hier herauf, wo der nächſte Weg nach Roſtrow führte.

Heute wickelte ſie ſich feſt in ihr Kape, und Flock ging mit geſenktem Schwanze hinter ihr durch das feuchte, kurz abgefreſſene Gras, aus dem nur die gelben Immortellen ihre Köpfchen erhoben.

Ein Dampfer war ziemlich nahe an die Küſte herangekommen; den ließen ſie nicht aus den Augen,

während sie nebeneinander hingingen. Sein lautes Abschiedstuten klang dreimal durch den stillen Abend.

Plötzlich blieb Hilde stehen.

— Was ist Ihnen? fragte Max besorgt.

— Ich weiß nicht, ich bin eben in eine Vertiefung geraten und habe mir, scheint's, den Fuß etwas vertreten.

— Geben Sie mir Ihren Arm.

— Ich muß einen Augenblick stillstehn.

Er war neben ihr und umfing sie.

— Versuchen Sie einmal, den Fuß zu bewegen.

— Es geht nicht; es tut mir auch zu weh.

— Hier, nehmen Sie einmal meinen Stock, stützen Sie sich darauf. So, und nun bleiben Sie ruhig stehen. Lehnen Sie sich nur an mich.

So standen sie, hart am Abhange, vom Winde umtost, der jetzt, da die Sonne versunken war und es anfing, Nacht zu werden, anschwoll und an ihren Kleidern und Hüten riß.

— Lassen Sie mich nur, ich werde mich eine Weile hinsetzen.

— Nein, nein, das dulde ich nicht. Das Gras ist zu feucht. Sie würden sich erkälten. — Ist es Ihnen denn unangenehm, wenn ich Sie so halte?

Sie schüttelte den Kopf.

— Nein, das nicht, aber ich möchte Ihnen nicht so zur Last fallen.

— Das tun Sie nicht.

Ganz eng standen sie nebeneinander, und jeder hörte sein Herz und das des andern schlagen. Anfangs hatte sie sich etwas steif gemacht, aber nun gab sie sich hin. Seine Arme hielten sie ja fest. Sie

fühlte seine Wärme, und wie sein Atem heftiger ging; aber sie hatte keine Furcht, sondern schmiegte sich an seine Brust.

— Können Sie bis zum Hause dort kommen? fragte er.

Sie maß die Entfernung mit den Augen und sagte dann:

— Ich glaube kaum.

— Ich werde Sie tragen.

— Nein, nein! Ich will es versuchen. Wenn ich mich auf den Stock stütze, wird es gehen.

— Ich halte Sie auch ganz fest; sehen Sie, so! Nun versuchen Sie es einmal.

— Es wird schon gehen. O, Sie halten mich aber zu fest.

— Geht es so besser?

— Ja, aber nicht so schnell.

— Es ist ja nicht weit. Wenn nur jemand da wäre, der helfen könnte!

— Einen Augenblick. Ich muß mich etwas ausruhen. Ja, Flock, du siehst einen an und kannst auch nicht helfen. — Nun wollen wir wieder einmal ein Stück vorwärts kommen. Ich stütze mich schon ganz fest auf Sie.

Sie lächelte ihn unter ihren Schmerzen an, und er redete ihr zu:

— Nur Mut, sonst muß ich Sie doch noch auf den Arm nehmen und tragen.

Alle paar Schritte blieben sie stehen, aber langsam kamen sie dem Hause näher.

Sie kannten das kleine Haus. Seit Jahren brachte ein Berliner Schriftsteller seinen Sommer in den

beiden kleinen, niedrigen Stuben zu. Mit seiner Frau und seinem Hunde lebte Alex Dimba hier, schrieb seine Dramen und Operntexte, und kümmerte sich wenig um die Malerkolonie. Hilde kannte ihn und dadurch auch die alte Frau Reich, der das Häuschen gehörte. Bei der wollten sie Unterkunft suchen. An der Gartentür ließ Max Hilde einen Augenblick stehen, um die Frau zu rufen, die denn auch herauskam und suchend in die Nacht hinausblickte.

— Ich bin's, Mutter Reich, mit Fräulein Vangerow, die sich den Fuß übertreten hat. Können wir ein paar Augenblicke zu Ihnen herein?

— Kommen Sie rein, ich will Licht bringen.

Sie stellte in den engen Flur ein Licht, das im Winde hin und her flackerte, und kam heraus, Hilde zu helfen. Aber der Weg, mit alten runden Klinkern gepflastert, fiel von der Gartenpforte schräg ab zur Haustür, und Hilde stieß sich.

— Einen Augenblick! bat Max.

Er hatte sie hochgehoben und trug sie nun, ohne daß sie sich wehrte, die paar Schritte bis zur Schwelle.

Er hatte nicht gefragt, und wie selbstverständlich hatte sie ihn gewähren lassen. An der Tür mußte er sie herunterlassen, weil er sonst nicht durch die niedere Öffnung hindurchgekommen wäre.

Dann humpelte sie, von ihm halb getragen, in die niedere Stube und ließ sich auf ein Sofa nieder.

— So, nun strecken Sie einmal den Fuß aus.

— Das tut aber weh.

— Und nun, Fräulein Hilde, bin ich nichts weiter als ein Arzt. Ein bißchen verstehe ich mich nämlich

darauf von meiner Militärzeit, da habe ich ſelbſt mal vierzehn Tage an Sehnenzerrung gelegen.

Frau Reich hatte inzwiſchen die Hängelampe angezündet.

— Und Sie, Frau Reich, ſind wohl ſo freundlich und bringen ein ſauberes Handtuch her und eine Schüſſel mit kaltem Waſſer.

— Gern, hole ich ſofort.

— Und nun, Fräulein Hilde, müſſen Sie erlauben.

Und ohne weiter zu fragen, kniete er halb nieder, nahm ihren Fuß und ſchnürte den Stiefel auf. Ein wenig ſtieg ihm das Blut doch zu Kopfe. Sie hatte einen ſo feinen, ſchmalen Fuß, etwas, was er immer an ihr bewundert hatte, und den durfte er nun in ſeiner Hand halten.

— Sie ſeufzte doch ſchmerzhaft auf, als er verſuchte, ihren Fuß zu befreien, trotzdem er die Senkel ganz herausgezogen hatte; noch einmal mußte ſie die Zähne zuſammenbeißen, dann war ſie erlöſt.

— So! Das wäre gemacht. Nun müſſen Sie ſich aber auch den Strumpf ausziehen, oder ſoll Frau Reich es tun?

— Nein, ich kann es ſelbſt.

Er trat an das kleine Fenſter, kehrte ihr den Rücken zu, und ſah in die Nacht hinaus, wo die Büſche und Bäume vor den Fenſtern vom Sturm hin und her geſchleudert wurden.

Er zuckte ein wenig zuſammen, — dann fühlte er erſt, daß es Flock war, der im Zimmer herumgeſchnobert hatte und nun mit ſeiner kalten Schnauze gegen ſeine Hand ſtieß.

Frau Reich kam zurück.

— So, hier ist ein ganz neues Handtuch und Wasser.

— Ja, es ist gut. Und nun müssen Sie einmal erlauben, Fräulein Hilde.

Hilde zog die Kleider fest um ihr Bein und schloß ein wenig die Augen, als sie seine Hand an ihrem Fuße fühlte.

— Ein bißchen geschwollen ist es hier. Tut es weh, wenn ich hier anfasse? — Und hier?

— Ja!

— Hier auch?

— Nein, weiter links.

— Versuchen Sie einmal, den Fuß zu bewegen.

— Ist es so gut?

— Gott sei Dank, gebrochen ist nichts. Vielleicht ist es ganz harmlos, nur ein bißchen vertreten und keine Sehnenzerrung.

Er hatte das Handtuch in das Wasser getaucht und legte es jetzt, sorgfältig geglättet und gefaltet, um ihren Fuß, wobei sie wieder ein wenig zusammenzuckte vor der Kälte. Dann machte er ihr einen regelrechten Verband.

Ganz still ließ sie das alles mit sich geschehen, als sei es selbstverständlich.

— So, und nun strecken Sie sich einmal auf das Sofa. Hier die Kissen in den Rücken. So! — Und nun müssen wir Sie nach Hause transportieren. Ich werde sehen, daß ich einen Wagen auftreibe, einen der Hotelwagen oder so was ähnliches.

— Was ich Ihnen für Scherereien mache!

— Aber das tut doch nichts. Tut es noch weh?

— Es ist nur kalt.

— Das soll es. Also ich komm bald wieder. Frau Reich bleibt bei Ihnen. Sie sollen sich auch nicht lange gedulden. Ich bin gleich wieder da.

Er gab ihr die Hand und lächelte ihr aufmunternd zu.

Da saß sie nun unerwartet in dem kleinen Fischerhause, um das der Sturm brauste. Die Decke war so niedrig, daß man mit der Hand daran reichen konnte, aber es war heimlich und gemütlich in der sauberen Stube.

— Ich komme gleich wieder, Fräulein, und lasse die Tür auf. Sie brauchen bloß rufen, dann komm' ich schon, wenn Sie was wollen, sagte Mutter Reich.

Nun war sie ganz allein. Der Fuß tat ihr nicht mehr weh. Wie geschickt er das doch gemacht hatte. Sie hatte seine Finger kaum gespürt. Es hatte ihren Schmerz sehr gelindert, wie er so vorsichtig das Tuch umgewickelt hatte.

Und jetzt lief er im Sturm herum nach einem Wagen. Den sollte er gleich behalten; denn das duldete sie nicht, daß er bei dem Wetter den weiten Weg zu Fuß ging.

Sie schloß die Augen, und durch den rüttelnden Sturm hörte sie das leise Surren der Lampe und wußte plötzlich nicht mehr, ob das alles Wirklichkeit oder nur ein Traum sei. Ein so wohliges Gefühl durchströmte sie, daß sie den Wunsch hatte, nicht zu erwachen, sondern weiter zu träumen, immer weiter.

Frau Reich kam zurück; und nun wußte sie, daß es Leben war, und sie freute sich, daß ihr das mit

ihrem Fuße geschehen war. Sie hatte Sehnsucht, wie ein krankes Kind gehegt und gepflegt zu werden.

Mutter Reich schwatzte mit ihr in ihrer stillen Weise; und Hilde lauschte dabei hinaus, ob sie nicht einen Wagen hörte oder Tritte den Steinweg herunter.

Nun kam ein Wagen, und dann trat Max wieder ein.

— Ich habe Glück gehabt, der Hotelwagen kam gerade leer daher; da ist er umgekehrt, und nun wollen wir mal sehen. Aber tüchtig einwickeln müssen Sie sich, damit Sie sich nicht erkälten. Hier bringe ich zwei Pferdedecken, die müssen mit aushelfen.

Er schlug sie ganz darin ein, und dann verschränkte er mit dem Kutscher, der hereingekommen war, die Hände, und sie trugen sie hinaus, während Hilde sich an ihren Schultern festhielt, und brachten sie in den Omnibus, daß sie zwischen den Längsbänken am Boden saß. Max setzte sich auf eine der Seitenbänke, und seine Kniee dienten ihr als Rückenlehne. Schuh und Strumpf, die sie vergessen hatten, brachte Frau Reich heraus.

So fuhren sie ganz langsam die Reihe entlang und die Dorfstraße, im Schritt, damit der schwankende Wagen sie nicht stoßen sollte, bis sie vor der Villa waren.

— Ach, ich möchte, daß wir Mama nicht störten, bat sie. Hier haben Sie den Schlüssel, rufen Sie Frau Reimers leise heraus.

Das tat er denn auch, und wieder trug er sie mit dem Kutscher in das Haus hinein.

— Wenn Sie mich hinaufgebracht haben, dann bitte ich Sie um eins, behalten sie den Wagen und fahren Sie nach Haus.

— Ja, das Verſprechen will ich Ihnen gern geben, denn ich will morgen früh mit dem Doktor herkommen und ihn heute noch aufſuchen. Wenn es notwendig iſt, ſchicke ich ihn heut' abend noch.

— Aber nein!

— Wir wollen erſt einmal ſehen. So, nun befreien wir Sie erſt von den Decken, und dann trage ich Sie hinauf.

— Geht das nicht ſo wie eben?

— Nein, dazu iſt Ihre Treppe zu ſchmal. Alſo, wenn ich bitten dürfte, mein gnädiges Fräulein.

Sie erhob ſich von der Bank, nicht ohne einen leichten Seufzer, und dann nahm er ſie auf ſeinen Arm und trug ſie leiſe die Treppe hinauf.

— Ich bin nicht ſo leicht, ſagte ſie verlegen lächelnd.

— Es geht ſchon, erwiderte er leiſe, und dann betrat er zum erſten Male mit ihr auf dem Arm ihr Zimmer.

Er fuhr ſich leicht über die Stirn und atmete tief, als er ſie abſetzte.

— Jetzt müſſen Sie mir noch einmal ihren Fuß zeigen, denn der Umſchlag iſt ſicher verrutſcht.

— Aber gar nicht, ſehen Sie nur.

— Wir wollen aber doch eins von Ihren Tüchern nehmen, und dann ſoll Frau Reimers auch ſehen, wie es gemacht wird, um es Ihnen nötigenfalls zu erneuern.

Sie gab dem Mädchen Auftrag, und während die im Nebenzimmer ſuchte, wickelte er das Tuch ab und hielt ihren Fuß wieder in der Hand, und nachdem er noch einmal nachgefühlt hatte und nur eine

leicht geſchwollene Stelle fand, konnte er ſich nicht enthalten zu ſagen:

— Ihr Fuß müßte doch das Entzücken jedes Bildhauers ſein.

Haſtig zog ſie ihn zurück; aber leiſe ſagte er:

— Darf ich das nicht ſagen? — Sie wiſſen doch ſelbſt, wie ſelten ein ſchöner Fuß iſt.

Dann mußte ſie ihm den nackten Fuß wieder hinhalten, und war nur froh, daß Frau Reimers ſich erklären ließ, wie ſie es machen ſollte; ſo ſah keiner von beiden, welch eine heiße Röte ihr in die Wangen geſtiegen war. Sie hatte die Empfindung, als habe er gleichſam Beſitz von ihr genommen, und ſie habe ſich ihm gegeben. Aber böſe war ſie ihm nicht, das konnte ſie nicht, nur verlegen und ſeltſam berührt von ſeiner Stimme, die ſo ganz anders geklungen hatte.

Nun war er fertig und ſah zum erſten Male wieder auf.

— Soll ich Ihnen den Arzt nicht heute herſchicken?

— Es iſt nicht nötig. Ich möchte es auch nicht, wegen Mama.

— Ich will ſehen, daß ich den Doktor Werkmann noch finde, dann laſſe ich Ihnen Beſcheid ſagen, was er meint, wenn ich ihm alles genau erklärt habe. Frau Reimers ſoll ein wenig aufpaſſen, wenn der Wagen zurückkommt, etwa in einer Stunde. Der Kutſcher wird Beſcheid bringen, oder der Doktor kommt gleich mit.

— Wie gut Sie doch ſind! —

— Aber, Fräulein Hilde, das verſteht ſich doch von ſelbſt.

— Und Mama hat nichts gemerkt!

— Nun muß ich aber fort, damit es für Sie nicht zu spät wird.

Er führte ihre Hand an seine Lippen, was sonst nicht seine Gewohnheit war, — in der Tür winkte er ihr noch einmal zu, und von Frau Reimers begleitet, hörte sie ihn leise die Treppe hinuntergehen. Dann knallte der Kutscher mit der Peitsche; sie hörte das Knirschen der Räder, der Sturm übertönte das leise Geräusch bald, und dann kam Frau Reimers, half ihr beim Auskleiden, und mit einem wohligen Gefühle legte sie sich in die Kissen, wie noch nie, trotzdem ihr der Fuß wehtat, wenn sie ihn bewegte. —

*

Max Lamberg hatte den Dr. Werkmann daheim gefunden und berichtete ihm getreulich. Mehr konnte man nicht tun, meinte der; er wollte morgen früh um zehn Uhr hinüber, mußte doch einen Patienten dort besuchen und erbot sich, Max mitzunehmen.

Mit diesem Bescheid schickte Max den Kutscher zurück. —

Als er dann in seinem Zimmer auf und ab ging, bei einer Zigarre, die er vor dem Schlafengehen noch rauchen mußte, faßte er in seine Jackettasche; etwas weiches, warmes war darin, und als er es bei Licht besah, war es Hildes seidener Strumpf, den er beim Absteigen vom Wagen eingesteckt hatte.

Er ließ ihn durch die Finger gleiten, und ihm war, als sei er noch warm von ihrer Berührung, und wieder sah er diesen langen, schmalen Fuß in seiner schneeigen Weiße vor sich, den er in seinen

Händen hatte halten dürfen, dieſe feinen Knöchel, alles viel feiner, als er es ſich dem äußern Anſcheine nach gedacht hatte, und ihre ganze, ſchlanke Geſtalt ſtieg vor ihm auf, wenn der Wind den leichten Stoff ihr um die Beine legte.

Und er ſtellte ſie ſich vor in ihrer ſtolzen Herbheit, und daß es ſüß ſein mußte, dieſe Unnahbarkeit ſich zu unterwerfen.

Ganz plötzlich überfiel ihn ein heißes Begehren, nachdem er kurz zuvor in ihrer Gegenwart ganz vernünftig geweſen war.

Lange ging er auf und ab, und konnte ſich nicht von dem Stückchen grauer Seide trennen, das ihm die Erinnerung an ſie wachrief. —

Nun ſtand es bei ihm feſt, er wollte nicht länger zaudern, denn die Unruhe und die Sehnſucht in ihm wuchs und wuchs, und nur die Gewißheit, daß er ſie morgen wiederſehen und mit ihr ſprechen konnte, gaben ihm ein wenig ſeine gewohnte Ruhe wieder.

Aber ſchlafen konnte er nicht, ſondern er baute Zukunftspläne; und bekam jedesmal wilderes Herzklopfen, wenn er ſich vorſtellte, daß ſeine Träume nicht in Erfüllung gehen könnten, ſein wachen Träume, die ihm jetzt den Schlaf und alle vernünftige Überlegung raubten, ſo daß er vor Ungeduld verging, es möge die Nacht erſt vorbei ſein, und der neue Tag mit ſeinen Hoffnungen und vielleicht ſeiner Erfüllung kommen. —

*

XVIII.

Der Sturm hatte sich in der Nacht ausgewütet und alle Wolken vertrieben. Es wehte noch immer, aber jetzt mehr von Süden, und das Meer sah blau aus in der Morgensonne.

Max saß neben dem Doktor auf dem Jagdwagen, und die Pferde gingen in dem tiefen Sandwege im Schritt. An einem Seitenwege hielt der Wagen.

— Einen Augenblick, sagte der Doktor, ich muß nur mal nach einer alten Frau sehen.

Max blieb ein paar Minuten allein; die Hand hatte er in der Tasche des Überziehers, wo er fein säuberlich in Seidenpapier Hildes Strumpf trug, den er zurückgeben wollte, aber nicht recht wußte, wie er das anfangen sollte, ohne sie in Verlegenheit zu bringen. Er konnte ihn einfach der alten Reimers geben, aber das wollte er nicht, und wenn sich keine Gelegenheit finden sollte, dann behielt er ihn schon lieber als eine Art Talisman so lange, bis sich alles entschieden hatte.

Die Pferde zogen an, und der Doktor begann wieder seinen Kampf mit den Streichhölzern, um die erloschene Zigarre in Brand zu setzen.

Er sah gar nicht nach einem Landarzte aus: ein feines, blasses Gesicht, ein weißblonder Schnurrbart und ganz hellblonde Haare, dabei klein und zierlich; nur die etwas heisere Stimme und die leicht gerötete Nase standen damit im Widerspruche.

Man merkte ihm an, daß da ein sensitiver Geist allmählich verkümmert war. Er galt in der Gegend nicht eben als besonderes Licht und war immer gern bereit, in schwierigen Fällen einen Spezialisten aus

der nicht allzu fernen Universitätsstadt kommen zu lassen, weil er ungern eine Verantwortung übernahm.

Was man ihm einhellig nachrühmte, war, daß er den wohlgepflegtesten Obstgarten der ganzen Gegend hatte, und in der Saison waren seine Erdbeeren und Himbeeren überall gesucht.

Dieser Beschäftigung im Garten und der Ausgabe aller Drogen und einfacheren Apothekersachen stand seine Frau vor, die ihn um einen halben Kopf überragte, und von einer Energie war, vor der manch einer, der mit ihr zu tun hatte, sich fürchtete.

Verkehr unterhielten sie fast gar nicht, und da der Doktor eine große Steinsammlung hatte und allerhand Proben des Erdbodens sich zusammenholte und damit Versuche anstellen sollte, so erzählte man sich, daß er eine Geschichte der Entstehung des Fischlandes schreibe. Aber kein Mensch wußte genaueres.

Es kamen zuweilen von der Universitätsbibliothek große Bücherpakete an und wurden wieder zurückgesandt, aber was sie enthielten, erfuhr man nicht, jedenfalls keine medizinischen Werke, denn von Neuerungen wollte der Doktor nicht viel wissen. Er kurierte, wie er es vor Jahren gelernt hatte. Wenn den verwöhnten Patienten, die sich im Sommer an ihn wandten, seine Methode nicht gefiel, konnten sie sich ja wen anders suchen.

Er saß still neben Max Lamberg und sog an seiner Zigarre. Dem war es heute ganz recht, daß er nicht zu reden brauchte.

Zuweilen schoß aus einem der Gehöfte, an denen sie vorüberfuhren, ein Köter heraus und bellte dem Wagen wie toll geworden nach, kehrte immer wieder

um, bis ein neuer Hund ihn endlich ablöſte und er nun beruhigt nach Hauſe trollen konnte, aber das ſtörte ſie nicht, und das Pferd noch weniger, das wie im Schlafe neben der Deichſel hintrottete.

Beim Eingang zum Dorfe wurden ſie angerufen. Ein älterer Herr bat, ob der Herr Doktor nachher nicht einmal vorſprechen wollte beim Geheimrat Berwald, dort in dem kleinen weißen Hauſe von Flormann.

Nun hielt der Wagen vor der Villa Hildes.

— Wie geht's, Frau Reimers?

— Ganz gut, Herr Lamberg. Herr Doktor möchte nur heraufkommen.

Im Flur trafen ſie Frau Vangerow, die ganz außer ſich war, daß ſie geſtern nichts erfahren hatte, und erſt heute morgen Hilde mit dem gebrochenen Bein vorgefunden hatte. Das ließ ſie ſich nicht ausreden, daß das Bein gebrochen war. Weshalb hatte ſie nichts gewußt? Sie hätte doch die Nacht bei Hildes Bett geſeſſen und gewacht.

— Wie hat Fräulein Hilde denn geſchlafen?

— Sie ſagt ja: ſehr gut; aber das glaube ich ihr nicht. Es will mir ja niemand die Wahrheit ſagen. Ach, wenn nur das Bein nicht kürzer bleibt.

— Aber es iſt ja nichts geſchehen, gnädige Frau.

— Entſchuldigen Sie mich, Herr Lamberg, aber ich muß mit Herrn Doktor hinauf; ich komme dann gleich wieder herunter.

Er blieb alſo im Flur und ſetzte ſich in die Trinkecke, wo die Sonne durch die bunten Scheiben fiel und alles ſo licht und freundlich ausſah.

Frau Reimers hatte lächelnd zugehört. Dann ſagte ſie:

— Es geht ja dem Fräulein ſchon wieder ganz gut; die Frau Oberſt macht nur alles immer gleich ſo ſchlimm. Ich ſehe überhaupt nichts mehr an dem Fuße. Der Herr verſteht ja wohl bald mehr davon als ein richtiger Arzt; das meint Fräulein Hilde auch. Aber ich habe nicht geduldet, daß Fräulein aufſteht. Das hat ja auch noch Zeit, nicht wahr?

Damit ging ſie freundlich lächelnd wieder an ihre Arbeit.

Max beſah ſich inzwiſchen die Bilder an den Wänden. Wie nett das alles eingerichtet war. Es war wirklich leicht, hier ſeine Sommermonate zuzubringen. Eine etwas kräftigere Note müßte nur hineinkommen. Manches ſah ein bißchen frauenzimmerlich in der Einrichtung aus. Man ſpürte, daß hier kein Mann hauſte. —

Nun hörte er von droben die Stimme des Doktors:

— Alſo nur Ruhe, ich komme am Freitag noch einmal vor. Nur den Fuß nicht anſtrengen, und hoch liegen laſſen; ſonſt iſt alles vortrefflich.

Dr. Werkmann kam die Treppe herunter und gab Frau Reimers ein weißes Pulver:

— Ich habe hier zu Bleiwaſſer mitgebracht, auf ein halb Liter einfach auflöſen und damit die Umſchläge machen. Meine Empfehlung, Herr ...

Er gab Max Lamberg die Hand, verbeugte ſich nochmals vor Frau Vangerow und ſchickte dann den Wagen vor, um zu Fuß ſeine Beſuche weiter zu machen. —

— Sie können noch nicht zu Hilde hinein, ſagte Frau Vangerow, aber Sie möchten doch mal heraufkommen; ſie will Ihnen was durch die Tür ſagen.

Er ging hinauf, und während die Mutter die Tür aufhielt, hörte er Hilde rufen:

— Guten Morgen! Wie geht es Ihnen denn? —

— Gut, Fräulein Hilde, und Ihnen auch ſchon wieder?

— Ja, der Doktor hat all Ihre Maßnahmen ſehr gelobt; er ſagte, er habe nichts mehr dabei zu tun. Sind Sie gut nach Haus gekommen?

— Freilich!

— Nun paſſen Sie mal auf: machen Sie einen kleinen Spaziergang am Strande; und kommen Sie in einer Stunde wieder, dann bin ich auch fertig, dann können wir noch ein bißchen plaudern. Wollen Sie?

— Aber gern.

— Am beſten, Sie bleiben zu Mittag bei uns. Können Sie nicht? —

— Aber gewiß, mit größtem Vergnügen.

— Alſo dann auf Wiederſehen nachher! —

— Ja, kommen Sie bald wieder und eſſen Sie bei uns, fügte nun auch Frau Vangerow hinzu, die die Tür wieder angelehnt hatte.

Eigentlich fand ſie es ſchrecklich unpaſſend, daß Hilde von ihrem Bette aus ſo mit einem jungen Mann ſich unterhielt; aber was ſollte ſie machen? Nachdem er am Tage zuvor Hilde gar bei nachtſchlafender Zeit bis in ihr Zimmer getragen und ihr den Fuß verbunden hatte.

Dagegen ließ ſich ja nun nichts mehr tun. —

Max ging inzwiſchen an den Strand, und um die Zeit hinzubringen und angemeſſen zu verwenden, ſuchte er die Badeanſtalt auf, und wenige Minuten ſpäter ſchwamm er gegen die hochgehenden Wellen nach der Sandbank hinüber.

Wenn er ſich umblickte, ſah er bald nichts von der Küſte; bald, wenn eine Welle ihn hob, konnte er den ganzen Strand überſehen. Er ließ die Füße ſinken, denn hier brachen ſich die Wellen an einer Bank, und er hatte Grund. Er konnte ſich ausruhen, brauchte ſich nur immer von den Wogen heben zu laſſen, durch einen leichten Druck der Hände, damit ihm der Giſcht nicht über den Kopf ſchlug.

Dann ſchwamm er langſam wieder der Küſte zu, trieb ſich noch eine ganze Weile dort herum, wo die älteren Herren ſich an den Stricken feſthielten, die Jungens mit Lärm und Geſchrei die Wogen abſingen, und die Männer ſich ruhig von dem Waſſer hin und her werfen ließen. Sprechen konnte man nicht miteinander, ſo überſchlug ſich der Schaum und Giſcht hier, der mit dem feinen Sande gemiſcht, einem Bruſt und Nacken peitſchte.

Das kühle Waſſer und dieſer Aufruhr in der Brandung tat ihm wohl; er warf ſich darin herum, und als er ſich abgetrocknet hatte und noch ein wenig mit einigen Herren geplaudert, die er kannte, lief er am Strande hin, in einem Bogen um das Damenbad herum, wo die bunten Anzüge ſich wie Ballons üppig blähten und ſich die Familienſtrandkörbe aneinander drängten. Dann immer am Waſſer entlang in dem klaren Sonnenſcheine, wobei er oft einen raſchen Seitenſprung machen mußte, wenn eine

ſtärkere Welle ſich weiter heraufwagte als ihre Schweſtern, ſchritt er weiter.

Von einem Holzſchiffe mußte ein Teil der Ladung über Bord gegangen ſein, denn überall waren Bretter angeſchwemmt, lagen am Strande oder tanzten im Waſſer. Mit Schiebkarren und Wagen waren Männer und Jungens von Sandhoop dabei, von den glatten Brettern zu bergen, was ſie erreichen konnten. Max ſah ihnen zu, dann pfiff er vor ſich hin und ſchwang ſeinen Stock, und als ihn niemand hörte, ſang er ſeit langer Zeit einmal wieder laut hinaus, um ſich ein wenig Luft zu machen, denn ihm war froh und bange zugleich.

Und alle Augenblicke ſah er nach der Uhr, denn er wollte etwa eine Viertelſtunde ſpäter kommen und genau eineinviertel Stunden wegbleiben. —

Nun war er doch zu weit gegangen, und eilte haſtig zurück; aber als er am Hotel war, ſah er, daß er noch Zeit genug hatte, und verlangſamte ſeine Schritte wieder.

Das Mädchen wies ihn hinauf zum Atelier, und er klopfte an die nur angelehnte Tür.

Hilde hatte ſich hier hineinbringen laſſen, lag in einem loſen Teagown auf der Chaiſelongue, dicht am Fenſter, von wo aus ſie den Strand nach dem Walde und Leuchtturme überſehen konnte. Sie hatte ihn alſo gewiß geſehen, wie er da über die Wellen gehopſt war. Daran hatte er gar nicht gedacht, daß ſie in dieſem Raume ſein, und man von hier aus ſo weit ins Land blicken konnte. Aber was tat es.

Er zog ſich einen Stuhl zu ihr heran, und nun mußte ſie beichten, wie die Nacht geweſen.

— Ich kann den Fuß ſchon ganz gut bewegen. Wenn es nach mir ginge, würde ich ſicher herumhumpeln, aber der Doktor will es ja nicht haben.

— Das dürfen Sie auch nicht tun. Nachher müſſen Sie ſonſt ein paar Wochen auf der Naſe liegen.

— Ich bin auch ganz brav.

— Ich bin eigentlich mitſchuldig, denn ohne mich wären Sie gewiß nie auf den Gedanken gekommen, in der Dunkelheit auf dem gefährlichen hohen Ufer ſpazieren zu gehen.

— Sie ſind dabei ganz ſchuldlos. Es iſt ja alles Beſtimmung, und wer weiß, wozu es gut iſt, ſagte ſie.

Da lächelte er nur ganz leiſe und wollte gerade anfangen, ihr zu geſtehen, als es klopfte und Frau Reimers eine Malerin einließ, die durch Doktor Werkmann von Hildes Unfall gehört hatte und ſofort kam, um ihre Hilfe anzubieten.

Diesmal war die Gelegenheit alſo verpaßt. Ein banales Geſpräch entwickelte ſich, neuer Beſuch kam, und es ging zu wie auf einem Jour.

Alle, die Hilde kannten, fanden ſich ein. Auch die alte Malerin, Fräulein Gattling, die ſeit Jahren nach Sandhoop kam, und allen Leuten auffiel, weil ſie auf dem Radgeſtell eines einſtigen Kinderwagens ihr Malgerät hinter ſich herzog, unbekümmert, ob die Menſchen über ihr merkwürdiges Gefährt lachten.

Anfangs war Max wütend über all die Malhühner, aber dann fand er ſich in die Situation und machte die Honneurs, half den Damen beim ablegen und anziehen und tat ſo, als ſei er hier zu Hauſe.

Fräulein Gattling, die ſehr charakteriſtiſche Fiſchergeſtalten malte, und deren Atelier Max erſt vor kurzem

beſucht hatte, warf ihm beim Fortgehen einen vielſagenden Blick zu, der auf Hilde zielte.

Aber er machte nicht die geringſte Miene, als ſehe er es, und atmete erſt auf, als die ganze Geſellſchaft fort war.

Inzwiſchen war es Mittag geworden, und es ſollte hier oben im Atelier gegeſſen werden. Da faßte er mit an, rückte Tiſch und Stühle zurecht, alles dicht an Hildes Liegeſtatt, damit ſie bequem daran kommen konnte.

Und ſo aß er mit ihnen ſo intim, wie es nur denkbar war, reichte ihr alles und gab ihr auf. Denn ſie hatte ſchließlich ihren Teller auf den Schoß genommen, weil es ihr ſonſt zu unbequem war; und in der vergnügteſten Stimmung ging die Zeit hin.

— O nein, ſo ſchnell laſſen wir Sie doch nicht gehen; jetzt dürfen Sie ſich ein Stündchen oder zwei ausruhen, dann trinken wir Kaffee, und dann erſt gebe ich Ihnen Urlaub, Ihre Freunde zu beſuchen. Und wenn Sie ganz brav ſind, und nicht lieber bei denen bleiben, dürfen Sie wiederkommen, kriegen heut' abend noch bei uns Ihr Butterbrot und dürfen Ihre Zigarre rauchen, ehe Sie wieder heimwandern.

— Wenn ich Sie nun beim Worte nehme?

— Dann wäre es ſehr nett von Ihnen. So, nun können Sie mich und Mama ein bißchen allein laſſen. Rauchen Sie drunten im Bibliothekszimmer, oder gehen Sie im Garten ſpazieren; ganz, wie es Ihnen behaglich iſt.

— Alſo dann gute Ruhe bis nachher. —

Unten in der kleinen Bibliothek ſtanden die Fenſter

offen; es war angenehm kühl, und man hörte das Gezirp der Vögel aus dem Garten.

Er ſuchte ſich ein paar Bücher heraus, ſetzte ſich in einen der bequemen Korbſeſſel, die hier ſtanden, nahm ſich eine Zigarre, und nachdem er ein paar Seiten des Büchleins achtlos überflogen hatte, ließ er es wieder ſinken, und ſah den Rauchwolken nach, die er vor ſich hin in die Luft blies.

Es konnte gar nichts ſchöneres geben, als ſich alle Tage in dieſen ſo künſtleriſch vornehm ausgeſtatteten Räumen zu bewegen.

Die alte Frau Vangerow war ſtill und fiel nicht auf. Man merkte gar nicht, daß ſie da war. Und wie lieb Hilde ausgeſehen hatte, ein ganz klein wenig blaß. Aber dazu hatte auch wohl das Kleid mit beigetragen.

Er kannte ſie nun ſchon ſo lange Zeit. Anfangs gleich hatte er ſich für ſie auch als Frau intereſſiert, aber damals war ſie ein armes Mädchen geweſen, eine Offizierstochter. Später ſah er in ihr nur die Künſtlerin und gute Kameradin.

Seit einem Jahre aber beſchäftigten ſich ſeine Gedanken wieder ganz anders mit ihr. Ihre ſcheinbare Kälte reizte ihn. Sie hatte Temperament, das bewies ſie mit jedem Bilde.

Sie war ihm ſo nahe, nur die eine Treppe brauchte er hinaufzugehen und er ſtand vor der Entſcheidung.

Es gab ihm einen Stich, wenn er daran dachte, daß ſie ihn in ihrer ruhigen Art abweiſen könnte. Er ſah ihre lachenden Augen vor ſich, dieſen feinen, etwas blaſſen Mund, dieſe ſchlanke und doch ſo feſte

Geſtalt, und dann verſchwand alles — und er war in der Mittagsſtille, und weil er die vergangene Nacht nicht viel geſchlafen hatte, ein wenig eingenickt.

Er ſchrak auf, als die Tür ging, und mußte ſich erſt beſinnen, wo er eigentlich war.

Die alte Reimers ſteckte den Kopf zur Tür herein und ſagte geheimnisvoll:

— Das Fräulein hat gefragt, wo der Herr ſei. Ich ſollte zwar nichts ſagen, aber ich dachte: ich wollte es man doch.

— Kann ich zum Fräulein hinauf? —

— Aber gewiß doch. Ich glaube, deshalb hat ſie wohl bloß gefragt.

— Iſt gut! Frau Reimers, ich danke Ihnen ſchön.

Und vergnügt zog die Alte ſich zurück, während Max ſich Kragen und Schlips zurechtzupfte, ein bißchen Aſche von ſeinem Jackett knipſte und, nach einem Blick in den großen Spiegel unten in der Vorhalle, die Treppe hinaufſtieg, leiſe, damit er die alte Frau Vangerow nicht aufweckte.

Hilde lag mit offenen Augen auf der Chaiſelongue und hatte die gefalteten Hände hinter dem Kopfe. Sie blieb ſo in einer ſüßen Trägheit, auch als Max ſchon ins Zimmer getreten war.

Sie nickte ihm nur ein wenig mit den Augen zu, dann aber, als er ſich einen Hocker nahm und ſich neben ſie ſetzte, richtete ſie ſich doch ein wenig auf.

— Wiſſen Sie auch, daß es ſehr angenehm iſt, wenn man krank iſt, fragte ſie.

— Finden Sie? —

— Ja, weil alle Menſchen einen da in der netteſten Weiſe verwöhnen.

— Und das gefällt Ihnen?

— Freilich, das liegt wohl in uns allen drin, daß wir uns gern ein wenig verhätſcheln laſſen. Sie würden mir doch nicht ſo viel Zeit widmen, wenn ich geſund wäre; nicht wahr?

— Aber all meine Zeit möchte ich Ihnen widmen.

— Das möchte ich gar nicht verlangen.

— Ich wollte, Sie verlangten es, oder geſtatteten mir, es zu tun.

— Ich geſtatte es Ihnen doch.

— Aber ich kann doch nicht immer hier bleiben.

Sie ſchwieg, denn ſie merkte, wohin das Geſpräch führen konnte.

— Fräulein Hilde? ...

— Ja?

— Fräulein Hilde, ich ... ich möchte nicht gern unſere Freundſchaft aufs Spiel ſetzen, aber ... Fräulein Hilde, ich hätte eine Frage an Sie.

— An mich? ...

— Ja, Fräulein Hilde, wiſſen Sie denn, was ich Sie fragen möchte? —

— Ich weiß nicht. —

Er hatte ihre Hand gefaßt und fühlte, wie ihre Finger anfingen zu zittern. Das gab ihm ſeinen Mut wieder.

— Sehen Sie, Fräulein Hilde, ich hatte geglaubt, daß, was ich für Sie fühlte, eine große, große uneigennützige Freundſchaft ſei, aber ſchon ſeit langem weiß ich, daß es nicht der Fall iſt; und ſeit geſtern abend — ſehen Sie, ſeit geſtern abend kann ich nicht

länger, da muß ich Ihnen ſagen, was Sie mir geworden ſind. Von der erſten Stunde an, da ich wieder hier bin, habe ich jeden Tag mit mir gekämpft, — da weiß ich, daß ohne Sie mein Leben keinen Inhalt mehr hat. — Ich habe Sie ſo liebgewonnen, ſo unſagbar lieb, ich ... Hilde! ... ich ...

Ihr ſtiegen die Tränen auf, und ihre Finger umfaßten ſeine Hand feſter.

— Hilde! ... liebe Hilde, iſt es denn möglich? ... Iſt es wahr? —

Er zog ſie an ſich und küßte ihr die Tränen von den Wangen, und ſie ſchmiegte ſich an, und dann küßte er ihren Mund, und vor ihrem Lager kniete er nieder, legte ſein Geſicht auf ihre Hände und ſagte immer nur:

— Hilde! ... Liebe, liebe Hilde! ...

Dann machte ſie die eine Hand frei, und er hob ſeinen Kopf, und da fragte er, und hielt ihre Finger ganz feſt:

— Iſt es denn auch wahr?

Sie nickte nur ein ganz klein wenig mit dem Kopfe. Sie konnte jetzt nicht ſprechen, aber ihr war ſo wohl, und ſie hatte die Empfindung, als ob ſie nun für ihr Leben geborgen ſei. Es war am beſten ſo.

Er hatte ſich neben ſie auf die Lehne der Chaiſelongue geſetzt und hielt ihre Schultern umfangen, und ſie waren beide ſtill, denn jedes laute Wort wäre jetzt eine Störung geweſen.

Dann drängte ſie ihn ſanft fort und ſagte leiſe:

— Ich möchte es Mama ſagen ... Frau Reimers ſoll ſie zu mir ſchicken.

— Und ich ſoll nicht dabei ſein?

— Nein, erſt ich allein, dann erſt. — Ja? —

Er küßte ihr die Hände und ging. Aber er hielt es nicht lange aus, zu warten, und kam bald wieder herauf, fand die beiden Frauen in Tränen, und die Mutter kam auf ihn zu, und ſagte:

— Ich wünſche mir nichts Beſſeres. Nun habe ich auch einen Sohn. Nun habe ich keinen Wunſch, als daß ihr glücklich werden mögt.

Erſt als Frau Reimers mit dem Kaffee kam, und gleich die Situation erkannte und ihren Glückwunſch anbrachte, da war es mit der Rührung vorbei, und die Freude trat an die Stelle.

Nach ein paar ſchwachen Verſuchen war ihnen allen das Du geläufig, und dann erſt ſprachen ſie ſich richtig aus.

Er geſtand ihr, daß er es erſt gewagt hatte, ſich dieſe Möglichkeit vorzuſtellen, ſeit er ſeine jetzige gute Stellung bekommen hatte. Es ſchien, daß die Zeitſchrift ſich gut einführte, und dann war ſein Einkommen ſehr anſtändig, ſo daß er eine Frau ernähren konnte, auch wenn ſie nichts mitbrachte. —

Nun bauten ſie ihr Leben auf, wie ſie es in Zukunft führen wollten; eine kleine Wohnung in Berlin, wo auch die Redaktion ſein ſollte, für den Winter; und im Sommer hie und da einmal eine kurze Reiſe nach einer intereſſanten Gegend, aber in der Hauptſache mit dem Aufenthalte hier in Sandhoop.

— Ich muß es gleich Suſi ſchreiben, hatte die Mutter geſagt, und ſaß nun im Nebenzimmer, um ihr zu berichten.

So blieben ſie zuſammen im Atelier, und leiſe ſchütteten ſie ſich ihr Herz aus, und ein freudiger

Ton war in Hildes Stimme, und ein Leuchten in ihren Augen, wie nie zuvor.

— Siehſt du, ich habe es gleich geſagt, wer weiß, wozu es gut ſei mit meinem Fuße.

— Es wäre doch geſchehen.

— Aber das hätte vielleicht noch lange dauern können, und wer weiß, ob nicht inzwiſchen ein anderer gekommen wäre.

— Ein anderer? — O nein, das gibt es nicht. Es ſollte einer wagen. Nun gehörſt du mir für alle Zeit, und ich möchte den ſehen, der es unternehmen wollte, dich mir ſtreitig zu machen.

— Das wird auch nie einer tun. Ich wollte nur, mein Fuß wäre raſch wieder gut, daß ich mich wieder ein wenig bewegen kann. Ich komme mir ja ſo hilflos vor. Aber es iſt dir zugute gekommen. Da hab' ich gemerkt, wie gut es iſt, wenn man jemanden hat, der ſich darauf verſteht, einen regelrechten naſſen Umſchlag zu machen.

Ihre gewohnte Heiterkeit brach wieder durch, und ſie war ausgelaſſener, als ſie je geweſen.

Spät erſt ließ ſie ihn fort, und er mußte ihr heilig und teuer verſichern, daß er morgen ganz früh mit dem Doktor wieder zu ihr kam. Seine Arbeit mußte nun ſchon ein paar Tage liegen bleiben. Das wenigſtens wollte ſie von ihrer Verlobung haben. —

XIX.

Ununterbrochen fiel ein feiner Regen; manchmal war es nur wie ein leichtes Sprühen, dann aber

ſtundenlang ein kräftiger Landregen, in dem alles ertrank. Aber es war windſtill und warm.

Und in dieſem Wetter, das dabei gar nichts Troſtloſes hatte, kam ohne Anmeldung eines Nachmittags Suſi, hatte leiſe die Tür zur Bibliothek geöffnet und überraſchte Hilde und Max, die im Dämmer hier ſaßen und miteinander plauderten.

Hildes Fuß war nach vier Tagen wieder in Ordnung geweſen, aber ſie mußte ihn noch ſchonen, und ſo war ihr das Wetter ganz recht. Sie hatten beſchloſſen, keine lange Verlobungszeit zu halten; nur ein Vierteljahr, das genügte. Im Herbſt ſollte die Hochzeit ſein, in aller Stille.

Jetzt galt es, allen Freunden und Bekannten die Mitteilung zu machen, und vielerlei Pläne waren zu erwägen, ſo daß ſie genug zu tnu hatten. Sie wollten eine kleine Reiſe machen, nicht zu weit fort, ſo daß ſie noch ein paar Tage im Spätherbſt hier zubringen konnten, und dann wollte ſie ſich in Berlin mit den vier Zimmern begnügen, die Max gemietet hatte. Wahrſcheinlich, daß Hilde ein Atelier nahm, damit ſie zum arbeiten kam. —

Suſi brachte mit ihrem Ungeſtüm viel Leben in das ſonſt ſo ſtille Haus.

— Ich finde es ſehr vernünftig, daß du Max heirateſt. Zu komiſch, wie man einen fremden Menſchen ſo raſch beim Vornamen nennen kann, als ob das ganz ſelbſtverſtändlich ſei. Ich finde ihn jetzt furchtbar nett. Alles, was ich früher über ihn geſagt, nehme ich als Dummheit meinerſeits zurück.

— Na, iſt nur gut, daß du mit meiner Wahl zufrieden biſt.

— Ja, das bin ich. Mit dir ist das ja auch ganz was anderes als mit mir.

— Wieso denn?

— Ja, sieh mal, wenn du kein gutes Licht hast, dann hast du nichts zu tun, und deine Abende hast du doch stets frei. Da kannst du also ganz gut einen Mann gebrauchen zum Zeitvertreib.

— Und du nicht?

— Nein, ich muß bis in die späte Nacht arbeiten und lesen und lernen. Das ist ganz schrecklich. Da lauf' ich dann immer im Zimmer umher. Du weißt ja, lange stillsitzen ist nicht mein Fall, und dann ist einem der Kopf heiß, daß man nicht einschlafen kann.

— Hier wirst du aber schlafen.

— Weißt du noch, wie oft wir bis in die späte Nacht hinein geschwatzt haben?

— Ja, du fandest ja nie ein Ende.

— Das werden wir hier auch wieder, denn ich muß alles wissen.

— Alles ist ein bißchen viel.

— Natürlich nur, was du mir anvertrauen willst. Also so einfach ist das, wenn man sich verlobt?

— Ja, das ist ganz einfach.

— Weißt du, worauf ich mich freue?

— Nun?

— Daß ich Tante werde, und das hoffentlich recht bald.

— Aber Susi!

— Na, was denn? — Soll ich das vielleicht nicht? Hast du vielleicht etwas dagegen?

— Wie kannst du nur so reden?

— Du siehst, ich kann. Zu nett, daß ich mal wieder

bei dir ſchlafen kann. Weißt du, es iſt nicht amüſant, ſo allein zu liegen. Zu Anfang fand ich es ganz ſchrecklich. Iſt es dir nicht auch ſo gegangen?

— Ach ja, ich habe manchmal gewünſcht, du wärſt bei mir.

— Na, das hat ja nun bei dir bald ein Ende.

— Suſi, du ſollſt nicht ſo reden, oder ich werde böſe.

— Ach, du fürchteſt dich vor einem Worte! Iſt es denn nicht ſo? Na weißt du, du biſt komiſch: willſt heiraten und haſt dir nicht klargemacht, was heiraten iſt.

— Was weißt du denn davon?

— Na, vielleicht theoretiſch mehr als du.

— Das wäre ſchlimm.

— Iſt es gar nicht. Ich weiß nicht, Hilde, wie komiſch du biſt. Macht das etwa der bräutliche Zuſtand.

— Du biſt abſcheulich, Suſi.

— Das will ich nicht, Herzlieb. Komm, ſei wieder gut! Nur das mit der Tante, das habe ich mir in den Kopf geſetzt.

— Ich glaube, Suſi, du haſt keinen beſonders guten Verkehr.

— Den beſten, den du dir denken kannſt.

— Du würdeſt ſonſt nicht ſo reden.

— Aber denkſt du denn, daß ich je mit anderen Menſchen über ſolche Dinge rede? — Du ſollteſt mich doch wirklich beſſer kennen.

— Mit mir brauchteſt du dann aber keine Ausnahme zu machen.

— Sei wieder friedlich, wir wollen uns vertragen,

und ich werde es nie wieder tun. Deine Gefühle werden mir heilig sein.

— Spotte nur, bis es dir eines Tages auch so geht; dann wirst du anders drüber denken.

— Dann kannst du ja Vergeltung üben und mich ein wenig necken; die Erlaubnis erteile ich dir hiermit feierlichst.

*

Hilde empfand die Reden der Schwester unangenehm, es war ihr in der Tat feierlich zumute, und an diese Dinge dachte sie gar nicht, sondern ging wie in stiller Glückseligkeit einher. Alles hatte mit einem Schlage eine andere Bedeutung gewonnen, ihr Leben ein neues Ziel. Sie hatte es sich nie recht vorgestellt, daß sie einmal Hochzeit halten sollte, und nun stand dieser Tag in gar nicht so großer Entfernung. —

Von Dr. Biedekarken war ein sehr förmlicher Glückwunsch gekommen, mit dem Bedauern, daß ihm seine Praxis zurzeit leider nicht gestattete, sein gegebenes Versprechen einzulösen und seine verehrte Patientin, die Frau Oberst, in Sandhoop aufzusuchen.

— Er hat sich das etwas anders gedacht, sagte Susi; aber Hilde erwiderte nichts. —

Die Tage vergingen, und Hilde kam nur selten zur Arbeit.

Es war ja so viel zu besorgen. Verschiedentlich mußte sie nach Berlin fahren, um die Aussteuer herzurichten.

Zuweilen war es nur ein Vorwand, daß ſie mit Max einmal wieder zuſammentreffen wollte, der eine große Arbeit vorhatte, neben ſeiner Tätigkeit für die Zeitſchrift.

Dann wieder kam er auf ein paar Tage herüber, und ſie berieten, was ſie für ihr Haus tun ſollten. Aber da war eigentlich alles vorhanden; nur die Bibliothek wollten ſie vergrößern, und ſchon ſandte Max alle Bücher, die er für ſich nicht brauchte, herüber, und der Tiſchler Bornhagen mußte Regale nach Entwürfen von Hilde anfertigen. —

Und ſo war der Herbſt gekommen, und der Tag der Hochzeit.

Sie waren davon abgekommen, ſie in Berlin zu feiern. Ganz ſtill unter ſich ſollte es hier geſchehen. Nähere Verwandte hatten ſie beide nicht, nur Trude Bartling und Käthe Siebold kamen herüber und drei Freunde von Max: Rudi Strotmann, Erich Gadgens und ein junger Schwede, Nils Erklund, der mit ſeinen originellen Bildhauerarbeiten in Berlin Mode geworden war.

Der Paſtor war am Vormittag herübergekommen, und im Atelier, das ſie zu dieſem Zwecke mit Pflanzen und Teppichen hergerichtet hatten, fand die Trauung ſtatt.

Dann wurde unten im Speiſezimmer gegeſſen, und bald nachher ſchon ſtand der Wagen vor der Tür, der ſie zum Dampfer brachte.

Sie wollten über Hamburg auf ein paar Tage nach Helgoland, um dann die letzten Herbſttage noch im eigenen Heim zuzubringen. —

Es war eine ganz ſtille Hochzeit, von der kaum

jemand im Dorfe eine Ahnung hatte; alle glaubten ſie, daß die Trauung am nächſten Sonntag in der kleinen Kirche zu Roſtrow ſtattfinden würde.

Wozu ſollten fremde Leute in ihr ſtilles Glück ihre Neugier hineintragen. —

So, ganz im geheimen fing Hilde Vangerow ihr neues Leben an.

Dritter Teil

XX.

Drei Jahre waren vergangen; Susi hatte ihr Examen gemacht und war in der großen chemischen Fabrik von Lommers in Charlottenburg, am Ufer des Kanals, angestellt.

Sie hatte ihr Zimmer in der Berliner Wohnung der Schwester in der Nürnberger Straße und stand sich vorzüglich mit dem Schwager, mit dem sie sich gern ein wenig neckte.

Die Mutter war inzwischen gestorben, aber mit dem ruhigen Gefühle, daß sie ihre Kinder in sicherer Lage zurückließ; denn Susi konnte mit dem kleinen Vermögen und ihrem Gehalt ausgezeichnet auskommen und hatte an der verheirateten Hilde, die jetzt große Preise für ihre Bilder bekam, einen starken Rückhalt.

Ihre kurzen Ferien, die sie im Sommer hatte, brachte sie bei Hilde in Sandhoop zu.

Das Haus war ausgebaut; unten war die Bibliothek vergrößert, und darüber lag neben dem Atelier das nun ebenfalls erweiterte Schlafzimmer. Von der Straße aus konnte man diesen Anbau nicht sehen, und auf der Gartenseite war er so geschickt angefügt, daß es nicht auffiel.

Susi lag im Garten in einer Hängematte, im Schatten einer Weide. Die Bäume waren in den Jahren mächtig aufgeschossen; der Garten war sauber gepflegt, und das Häuschen befand sich in tadellosem Zustande. Darauf hielt Max noch mehr als Hilde, die jetzt von der Veranda herabkam und sich zu Susi setzte.

Ein paar Schmetterlinge gaukelten über den Blumenbeeten, und in einer Nebenvilla wurde Geige gespielt; aber es war so fern, daß man das Ohr anspannen mußte, wenn man etwas davon hören wollte.

— Nun bist du fertig, Hilde?

— Ja, Kind.

— Ich habe da vorhin den Aufsatz über dich gelesen. Du bist ja bald eine europäische Berühmtheit.

— So schlimm ist es nicht, aber zufrieden bin ich, und wem habe ich das zu verdanken?

— Ich weiß schon, Max.

— Zweifelst du daran?

— Nein, nicht daß er unendlich viel für dich getan hat, aber das alles ist doch, weil du was kannst.

— Auch darin verdanke ich ihm viel. Er hat mir die Augen für allerhand Fehler geöffnet und mir auch oft einen positiven Fingerzeig gegeben.

— Kurz, du bist glücklich.

— Ja, das bin ich wohl, und ich wünsche es mir nicht besser, als ich es jetzt habe. Denk nur, wie viel Ärger ich mir erspart habe. Davon kannst du dir ja gar keine Vorstellung machen, wie angenehm das ist, daß ich nur meine Bilder zu malen brauche, daß ich mich nicht mehr damit herumärgere, wo sie ausgestellt

werden, daß ich nicht zu feilſchen und zu handeln brauche, daß ich vor allem nicht durch meine Gutmütigkeit und Unkenntnis mich bereden laſſe, um mich nachher zu ärgern oder doch die Empfindung zu haben, daß man betrogen iſt. Jetzt arbeite ich, und Max ſorgt für alles übrige. Ein Mann kann das viel beſſer. Wir verſtehen uns nicht darauf.

— Sag das nicht. Ich hätte das auch gekonnt. Ich bin darin ſehr realiſtiſch. Wenn ich ein kaufmänniſches Geſchäft hätte, ich glaube, es würde gut gehen. Mir ſollte ſo leicht keiner kommen.

— Ich kann das nicht. Du würdeſt es auch nicht. All dieſe zweckloſen Laufereien, das ewige Schreiben und Feilſchen, und ſchließlich wird doch nichts ſo, wie man will.

— Ja, ja, Max verſteht ſich darauf.

— Wenn mich einer nach einem Preiſe fragt, dann bin ich wie ratlos. Ich glaube immer, ich übervorteile den armen Käufer, und ich verſtehe nicht, ihn einzuſchätzen. Ein Bild iſt eben nicht dasſelbe wie ein Sack Glauberſalz oder irgendeine andere Droge, die ihr da jahraus, jahrein mechaniſch fabriziert.

— Mechaniſch, mechaniſch! Frag mal, wie viel dazu gehört. Bei unſeren Experimenten kommt doch auch was heraus. Wir ſchaffen doch was Neues, was vorher nicht da war.

— Nein, damit bleib mir nur weg. Davon mag ich nichts wiſſen.

— Erlaube mal, zum Beiſpiel deine Farben, die machen wir doch auch für dich. Alſo, was wärſt du ohne uns? Ein gebrechlich und hilfloſes Weſen! Überhaupt die Weiber ..

— Du haſt gut reden.

— Und nicht mal Tante wird man. Schließlich muß ich ſelber noch für die Fortſetzung der Familie ſorgen. Nanu? du wirſt ja rot!

— Wenn du ſo redeſt.

— Ei, ei! — Das iſt aber ein ganz anderes Rotwerden. — Du biſt ja ganz verſchämt. —

— Suſi!

— Ach, deshalb ſiehſt du ſo blaß aus?

— Nun ſei ſchon ſtill! Ich weiß doch nicht.

— Aber, Liebchen, du brauchſt dich doch nicht zu ſchämen. Weißt du, wenn es wäre, würde ich mich furchtbar freuen, vor allem für dich. Ich nehme alles zurück, revoziere und depreziere und erkläre dich für einen anſtändigen Kerl, vor dem ich alle Hochachtung habe.

— Ich wollte, du hätteſt recht.

— Ja, da kann ich dir nun weder raten noch helfen. Darin bin ich doch zu unerfahren. Weiß er es ſchon?

— Nein, und kein Wort, bitte, auch keine leiſeſte Anſpielung, ich bitte dich!

— Gut, mein Ehrenwort. Kein Laut kommt über meine verſiegelten Lippen.

Sie ſchwiegen, und man hörte nur das Summen der Inſekten in der Sonne, und dann das leiſe Meckern einer Ziege.

Flock kam heran und legte ſeine Schnauze auf Hildes Knie, aber ſie ſtieß ihn fort und bat:

— Ach, Suſi, bring den Hund weg, er ſoll mir nicht in den Garten kommen. Ich kann ihn nicht vertragen. Er riecht jetzt ſo häßlich.

— Aber, Hilde, keine Spur! Das wär mir doch aufgefallen, gerade da ich erſt ſeit vorgeſtern hier bin. Es iſt doch das ſauberſte Geſchöpf, das ich mir denken kann, du guter Flock.

— Dann kommt es mir wohl nur ſo vor. Bring ihn fort. Nein, alter Flock, du darfſt nicht zu mir kommen. Ich mag dich nicht; geh mit Suſi.

Und Suſi mußte das Tier, das ſich immerwährend umſah, fortſchaffen. Als ſie zurückkam, fand ſie Hilde in Tränen.

— Aber, Hilde, was iſt denn nur?

— Ich weiß nicht, aber ich habe das Gefühl, daß ich ſterben werde.

— Solch ein Unſinn! —

— Doch, Suſi, mir iſt ſo zumute. Ach, das kannſt du dir ja gar nicht vorſtellen. Und ich wollte nur, Max käme noch nicht zurück. Ich war ja ſo froh, als er abreiſen mußte. Und nun habe ich ſolche Angſt.

— Aber, Kind, du biſt doch ſonſt ſo tapfer.

— Sonſt ja, aber ſeit vierzehn Tagen nicht mehr.

— Du ſollteſt dir mal den Doktor Werkmann kommen laſſen.

— Nein, nein, keinen Doktor. Niemand ſoll zu mir kommen, niemand.

— Nicht doch, Hilde! Wer wird denn gleich ſo aufgeregt ſein?

— Es iſt ja ſo gut, daß du gekommen biſt. Ich bin mir ſo verlaſſen vorgekommen, und dabei bin ich in der ganzen Zeit, ſeit Max fort iſt, kaum aus dem Haus gekommen, und niemanden habe ich zu mir gelaſſen; ich konnte keinen Menſchen ſehen.

— Aber Herzchen, was du dir einredeſt.

— Ich hatte ja gar nicht mehr damit gerechnet. Es kam so überraschend; ich wollte es anfangs nicht wahr haben.

— So sei doch froh. Ich weiß nicht, darauf könnte ich nun stolz sein. Nicht solch Gesicht machen. Ich finde wirklich, es ist die höchste Zeit, daß du dein Versprechen einlöst; denn du hast es mir damals versprochen.

— Ach, Susi, wie soll das nun werden? Ich habe keine Lust zur Arbeit, ich mag nichts tun, ich mag nichts essen, alles widersteht mir. Es ist schrecklich.

— Das kommt ja alles wieder.

— Ich laufe so voller Unruhe herum; vom Haus in den Garten, vom Garten ins Haus; ich mag nichts lesen, nichts tun.

— Das habe ich gar nicht bemerkt.

— Gestern und heute habe ich mich auch bezwungen. Gestern abend, das war auch schön, wie wir da zusammengesessen haben. Da hatte ich alles vergessen; aber heute ...

— Heute wird's wieder ebenso werden.

— Ich mag ja nicht einmal ins Atelier gehen. Der Geruch der Farben macht mich ganz krank. Wie soll das nur werden, wie soll das nur werden? —

Susi versuchte alles, um sie zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen, aber es wollte ihr nicht gelingen. Hilde war ganz unlustig und melancholisch, und fand nichts als Tränen, was ihr die Schwester auch zur Aufmunterung sagen mochte.

— Ich habe dich immer für so tapfer gehalten, und mich oft gescholten, daß ich so leicht verzage. Das habe ich mir allerdings mehr und mehr ab-

gewöhnt. Aber daß du ſo ſein kannſt, das hätte ich nie gedacht.

— Vielleicht geht es vorüber.

— Na ſiehſt du! Das iſt doch endlich ein vernünftiges Wort. Gewiß geht's vorüber. Und dann ſollſt du einmal ſehen, wie fidel wir alle miteinander hier ſein werden.

*

Max war zurückgekommen; vergnügt und ohne eine Ahnung trat er ihr entgegen und fiel ihr mit ſeinem ungenierten Lärmen mit Suſi, in der ganzen Art ſeines Umgangs mit ihr auf die Nerven.

Sie nannte ihn bei ſich rückſichtslos und brutal. So ging man nicht mit einem jungen Mädchen um; und zu ihr war er auch, daß ſie ganz nervös wurde.

Sie hatte Angſt, daß er ſie berührte; ſie wich ihm aus, und er hatte eine ſchreckliche Art, die Hand nach ihr auszuſtrecken, um ſie an ſich zu ziehen, ſie auf die Backe oder den Arm zu klopfen, wie man ein Pferd klopfen mochte, aber nicht eine Frau.

Es kochte in ihr, und ſie redete ſich in eine bittere Feindſchaft gegen ihn hinein, und eines Abends ſchrie ſie es ihm ins Geſicht, daß er ganz verdutzt war. Er begriff ſie gar nicht, wie ſie am ganzen Leibe zitternd vor ihm ſtand, und es ihm ſagte: daß er ſie in Ruhe laſſen ſollte.

Er war ſo verblüfft, daß er ganz ſprachlos war, als ſie ihm ſagte, was mit ihr ſei, und daß er ſie in Frieden laſſen ſolle.

Anſtatt ihm ſtolz und beglückt dieſes Geheimnis zu verraten, auf das ſie beide in der Anfangszeit ſo gewartet hatten, bis ſie ihre Hoffnungen endlich auf-

gegeben hatten, — anſtatt ihm das in einer Dämmerſtunde errötend anzuvertrauen, rief ſie es ihm wie eine Beleidigung zu, indem ſie ihn von ſich ſtieß.

Und dann bekam ſie einen Weinkrampf, und er war ratlos, wollte Suſi herbeirufen, aber traute ſich nicht! — was ſollte das junge Ding auch denken — und er verſuchte alles, um ſie zu beruhigen, denn dieſe Aufregung ſchadete ihr doch gewiß.

Er war ſo verblüfft, daß er gar keine Worte fand. Allein das lag wohl alles begründet in ihrer augenblicklichen Stimmung, und daß ſie noch mit niemandem hatte ſprechen können. Da hatte ſich das in ihr gehäuft, und wohl allerlei ſorgende Gedanken waren hinzugekommen. Deshalb bezwang er ſich im Augenblicke und blieb ſelbſt ganz ruhig.

Sie war ja krank, und da durfte man ihr dieſe ſeltſame Laune, die ſie jetzt ſo plötzlich zeigte, nicht anrechnen. Aber erſchreckt hatte es ihn doch, und er hatte all ſeine Überlegung zuſammennehmen müſſen, um ihr im erſten Momente nicht in der gleichen Tonart zu erwidern.

Er verſuchte es mit Sanftmut, aber damit verbitterte er ſie nur noch mehr, und endlich riß ſie ſich los und ſchloß ſich ein, und er blieb ratlos ſtehen, und wußte nicht, was er davon halten ſollte.

Was ſollte er nun anfangen? Es blieb ihm nichts anderes übrig, als ſich ins Atelier zu ſetzen, wo er ſich ein Buch nahm und bei einer Zigarre über eine Stunde ſaß.

Ob ſie ihn hier einfach die Nacht zubringen laſſen wollte? — Denn das andere Fremdenzimmer war

nicht in Ordnung; ſonſt hätte er ſich dort einquartiert. Das mußte ſie ſo gut wiſſen, wie er es ſich überlegte.

Am beſten, man ließ ſie jetzt in Ruhe. Auf ſein Klopfen hatte ſie ihm nicht geöffnet. Sie war doch ſonſt ſo ſtill und überlegend! — Zu komiſch die Frauen!

Außerdem hatte er ja Zeit. Er wollte noch eine zweite Stunde zugeben.

Als die erſte Hälfte vorüber war, kam ſie herein, ganz in Reue, mit der ſchluchzenden Bitte, er ſolle es ihr doch nicht verargen. Sie hätte ja gar nicht gewußt, was ſie geſagt und getan hatte. —

Und er war gleich bereit dazu, wie ſie ſeine Hände ergriff und ganz zerknirſcht war.

Nur als er ſeinen Arm um ſie legen wollte, da wehrte ſie ihm, und löſte ſich — er tat, als merke er es gar nicht, ließ ſie und kam ihr nicht zu nahe.

Aber eine Verſtimmung blieb, über die ſie ſich nicht ausſprachen, und Max konnte ſich nicht freuen über die Zukunftsausſichten, die Hilde ſo ſeltſam verwandelt hatten.

Sie wurde ja bald wieder ruhiger, doch nie hörte er ein Wort der Freude aus ihrem Munde. Oft ſaß ſie ſtundenlang müßig, die Hände im Schoße, irgendwo im Hauſe, oder bei ſonnigem Wetter auf der Düne und ſah wie geiſtesabweſend hinaus auf das Meer.

Wenn man ihr dann zu nahe kam, ſchrak ſie zuſammen, und gab verwirrte Antworten, als ob ſie die Worte gar nicht verſtand, die man an ſie richtete.

So ließ er ſie denn in Frieden und ging ihr aus dem Wege. —

Da, mit einem Male ſchlug es um, und ſie ward

wieder ganz die Alte; eine Arbeitsluſt überfiel ſie, wie in der beſten Zeit, nachdem ſie ein Vierteljahr faſt keinen Pinſel in der Hand gehabt hatte.

Sie fing an zu ſprechen; ſie ſprach von dem Kinde, weil ſie das Leben in ſich fühlte, nachdem es bisher nur eine Beängſtigung für ſie geweſen war.

Sie wußte nicht, ob ſie ſich ein Mädchen oder einen Jungen wünſchen ſollte.

Und plötzlich wuchs in ihr eine ungeheure Zärtlichkeit, ein Muttergefühl, das ſie nie gekannt hatte; und jedes Kind, das ihr in den Weg lief, betrachtete ſie mit ſtaunender Bewunderung, daß ſo etwas entſtehen konnte, und fragte ſich, ob ihr Kind wohl ſo ähnlich ausſehen würde.

Sie verſank in ihre Träumereien, die nun allen Schrecken verloren hatten; und eine Sehnſucht, zu leben überkam ſie, nachdem ſie zuvor ihre einzige Rettung im Tode geſehen hatte, eine Neugier, wie alles werden mochte.

Aber vor Max blieb ſie ſcheu, und zog ſich von ihm zurück; am liebſten war ſie mit ſich allein, ohne daß ſie je wieder ein Gefühl der Vereinſamung fühlte. Sie ſuchte allein zu ſein, und die Dämmerſtunden, die ſie zwangen, ihre Arbeit einzuſtellen, und die ſie früher nicht gemocht hatte, waren ihr jetzt die liebſten Augenblicke. —

Der Periode fleißiger Arbeit folgte bald wieder eine Zeit ſüßer Faulheit. Es war nur ein Aufflackern geweſen, das bald wieder erloſch.

Ihre frohe Stimmung aber blieb.

*

XXI.

Die See beunruhigte Hilde jetzt, der Wind tat ihr weh; deshalb ging sie meist nach der Boddenseite, wo es stiller war, und setzte sich dort im hohen Schilf in ein angekettetes Boot. Sie hatte hier ein paar heimliche Verstecke, wo niemand sie hätte finden können.

Oft ging sie in Seehagen zum Bruder ihrer alten Reimers; denn all ihre Sendungen schaffte er ihr von Reibwitz herüber, und sie hatte oft zu fragen, ob nichts angekommen war von dem, was sie für den Haushalt brauchte.

Sie kam aus dem kleinen Laden und hatte mit der Alten geplaudert, ging nun den schmalen Wiesenweg hin und sah Vater Reimers von weitem daherkommen.

Er grüßte mit seiner Mütze herüber, und sie winkte ihm freundlich zu; ihr gegenüber tat der sonst so stille Alte gern einmal den Mund auf, und erzählte ihr aus der Zeit, wo er noch auf dem Meere gefahren war. In seiner Stube hing, wie in jedem Hause, das Bild der Brigg, die er gesteuert hatte, und in einem Mahagoniglasschrank waren fremdländische Muscheln und all die Dinge sorgsam bewahrt, die er aus den fernen Ländern mitgebracht hatte; das war in jedem Hause gleichsam ein Heiligtum, dieser Schrank.

Die Sense über dem Rücken, den Wetzstein in der Hand, humpelte der alte Fischer in seinen hohen geteerten Wasserstiefeln durch die nassen Wiesen. Das eine Bein zog er schleppend nach; das hatte ihm eine Sturzwelle zerschlagen.

Der Oſt hatte das Waſſer vom Bodden her durch die Kanäle und Gräben auf die Niederung getrieben, daß kein Weg jenſeits der Dämme trocken war. Nur die dem Lande zu gelegenen Wieſen waren verſchont.

Die Sonne ſtach vom klaren Himmel; das hohe Schilfrohr bog ſich im Winde, und die Waſſerhühner raſchelten und ſchrieen in dem dichten Röhricht.

Reimers kam vom Bodden und hatte am Poggenpuhl Schilf geſchnitten. An den beiden ſchwarzen Polten vorbei, den flachen, für die wild verwachſenen Gräben gebauten Kähnen, die in dem Kanalhafen hart am Deiche lagen, ſtieg er den Schutzdamm hinauf, wo mit ihren Gemüſefeldern ſich die niederen, ſtrohbedeckten Häuſer von Seehagen mit ihren buntgetünchten Wänden und den weißen Fenſterläden zu einer langen Schnur reihten.

Zwiſchen Pfählen hingen hier braune Netze zum Trocknen; auf dem Graſe lag ein Segel aufgeſpannt, eben friſch mit Lohe gefärbt, mit den großen Ziffern: N. 23.

Ein ſchmaler Fußweg führte zwiſchen der Wieſe und dem Kohlfelde hin, wo ein paar junge Katzen im Sonnenſcheine zwiſchen den blauroten Kohlköpfen ſich jagten und ſpielten.

Überall blühte jetzt auf dem feuchten Graſe die lila Wieſenaſter. Ihre blaſſen Blütenſterne reckte ſie aus dem ſaftigen Grün hervor, während allerhand gelbe Blumen beſcheidener am Boder hinkrochen.

Aus dem Reimerſchen Doppelhauſe, dem man an der Verſchiedenartigkeit des Strohdaches ſchon von weitem anſah, daß hier zwei ungleiche Familien

wohnten, denn die eine Seite hatte ein ganz neues Dach, und die Wände waren zudem frisch rot getüncht, kam ein schwarzer zottiger Hund hervorgeschossen und eilte mit freudigem Bellen auf den in seinen schweren Wasserstiefeln langsam herankommenden Mann zu.

Den Reimers gehörte die ärmere, rechte Seite mit dem schiefstehenden, schwarzen Holzschuppen und dem Lagerplatze, wo Kisten, Fässer und Körbe herumlagen. Das Dach auf seiner Seite war alt, und nur das Moos hielt die morsche, verwitterte Schilfdecke zusammen, während die andere Hälfte mit frischem, hellem Stroh gedeckt war.

Seit der Dampfer nun schon im dritten Jahre täglich ein paarmal über den Bodden fuhr, war es mit den Reimers zurückgegangen. Sie hatten nur eben noch ihr Auskommen; ihr Stück Land brachte kaum genug, daß es für den Haushalt reichte; die Frau und der Sohn mußten mächtig mit zufassen. Der Junge, der im Oktober vom Militär zurückgekommen war, war ihnen eine kräftige Hilfe. Mit dem schaffte er es schon, und es fing an, besser zu gehen.

Heute war Klaus allein nach Reibwitz hinübergesegelt mit einer Ladung leerer Fässer. Waren gab es genug zu befördern, das Frachtgeschäft ging; aber früher waren alle aus dem Dorf mit dem alten Steuermann Reimers hinübergesegelt; jetzt gaben sie gern die paar Pfennige mehr aus, um schneller und vor allem sicherer und trocken mit dem Dampfer zu fahren.

Mit dem Fischfang war es ganz schlecht bestellt.

Das Waſſer im Bodden hatte keinen rechten Zu- und Abfluß, es verſumpfte jährlich mehr, und mit dem alten, ſagenberühmten Fiſchreichtum war es längſt vorbei, ſo daß es ſich kaum mehr verlohnte, im Bodden ſelbſt auf den Fang zu gehen, außer was man für den eigenen Gebrauch nötig hatte.

Seit undenklichen Zeiten hatte die Familie Reimers hier die Fähre gehabt. Vom Vater vererbte ſich das immer auf den Sohn; für das ganze Dorf beſorgten ſie drüben in der Stadt die Einkäufe, und für die notwendigen Gegenſtände des täglichen Gebrauches hatten ſie im Hauſe einen kleinen Kramladen, in dem es alles gab, was ein Fiſcher für ſich und die Seinen nötig hatte.

Viel zu verdienen war an den Kleinigkeiten nie geweſen; aber jetzt ließen die meiſten ſich ihre Sachen vom Kapitän des Dampfers beſorgen, der ſtets luſtig war, immer bereit, ein Glas Bier zu trinken oder einen Schnaps; während Reimers ſtumm herumlief und oft tagelang zu faul war, den Mund zu einer rechtſchaffenen Antwort aufzumachen.

Die Überfahrt war oft langwierig und mühſelig. Wenn der Wind flau war, konnte ein Tag darauf hingehen. Mit dem Dampfer brauchte man, ob bei gutem oder ſchlechtem Wetter, kaum drei Stunden.

Die beſſere Hälfte des Hauſes gehörte ſeiner Schweſter Lene Harms. Reimers hatte ihr bei der Teilung faſt das ganze Land gelaſſen und nur das Fährgeſchäft für ſich behalten, weil es damals noch glänzend ging.

Ihr Mann, der Zimmermann und Bootsbauer war, hatte ein wenig Geld mit in die Ehe gebracht.

Sie hatte ihn kennen gelernt, als Jochen Harms für den alten Arndt das neue Haus richtete.

Reimers ſtand ſich mit beiden ſchlecht. Mit der Schweſter hatte er nie Vertraulichkeiten gehabt, und Harms konnte er vom erſten Sehen nicht leiden.

Dabei wohnten ſie nun ſchon jahrelang Wand an Wand und konnten ſich nicht aus dem Wege gehen. Seitdem es Reimers ſchlecht ging, ließ Harms ihn beſtändig ſeine Überlegenheit fühlen.

Groß und breitſchulterig ſah er auf den armen Fiſcher herab, und wenn er in früheren Zeiten mal mit dem Fährboote ſich überſetzen ließ, da er oft in Reibwitz zu tun hatte, ließ er es an allerhand Redensarten nicht fehlen, daß Reimers für die lumpigen fünf Groſchen jeden Lauſekerl mit in ſein Boot nehmen müſſe.

Er hatte ja recht, für ein paar Pfennige beſorgte er jedem, was man ihm auf den Zettel ſchrieb oder ſagen ließ: Garn, Sämereien und Handwerkszeug, Fleiſch und Schnaps, was man eben von ihm verlangte.

Harms fuhr jetzt nur noch mit dem Dampfer. Von Anfang an war er daran mit Geld beteiligt geweſen und hatte alles getan, bis eine Geſellſchaft ſich gebildet hatte, um die Linie ins Leben zu rufen.

Das konnte Reimers dem Schwager nicht vergeſſen. —

Der Alte legte die Hand über die Augen und ſah über den Bodden hinaus.

Heute war der Wind gut. Man konnte das Boot ſchon erkennen, das ſein Klaus allein führte.

— Nu ſwieg ſtill, Seemann! Js all gaud!

Der Hund beruhigte ſich denn auch und trottete ſtill hinter ihm her. Reimers wollte ſeine Senſe ins Haus bringen, um zum Hafen hinunterzugehen, von wo ſie mit dem Polten die Sachen bis ans Haus ſtakten. —

Hilde hatte ſich auf die Bank geſetzt, die auf dem Damme zwiſchen zwei Weidenbüſchen ſtand. Sie ſah, wie Reimers ſtehen blieb.

Da hatte Harms ſchon wieder ſeine Kuh ſo angepflockt, daß ſie auf ſein Wieſenland reichen konnte, wo ſie ein großes Stück kreisförmig abgegraſt hatte.

Der Alte legte die Senſe hin und ſuchte nach dem Holzſchlägel. Der war nicht da, und ſo ging er über die naſſe Wieſe, bis wo ſeine Braune wiederkäuend im Graſe lag, holte von dort den Feldſtein, den ſie ſtatt eines Holzhammers benutzten, und pflöckte die Harmsſche Kuh ſo weit zurück, daß ſie nicht mehr auf ſeinen Acker herüber konnte.

Der reiche Schwager hatte nicht nötig, ſein Vieh bei andern Leuten weiden zu laſſen.

Schon einmal war dieſelbe Geſchichte geweſen. Da hatte Harms ihm frech geantwortet, auf die paar Grashalme komme es nicht an; dann ſolle er man einen Zaun ziehen, wenn ihm das nicht paſſe.

Reimers aber kam es auf die paar Handvoll Gras an bei ſeinem kleinen Acker.

Den Stein warf er ins Gras, und dann ging er an Hilde vorbei, die ein paar Worte mit ihm ſprach, zum Hafen, um Klaus zu erwarten.

*

Den ganzen Tag wurmte den alten Fiſcher die Geſchichte mit der Kuh, und am Abend redete er mit ſeiner Frau, daß ſie es doch ſeiner Schweſter ſagen ſolle; denn die beiden Frauen ſtanden leidlich miteinander.

Als Mutter Reimers in der Dämmerung vorm Hauſe ſaß und in ihrer Schürze Saubohnen auspuhlte, ging Lene Harms vorbei und im Laufe des Geſpräches kamen ſie auf die Kuh zu ſprechen.

Aber da wurde die Harms böſe. Was denn der Bruder eigentlich wollte? Alle paar Tage hatte er was anderes. Die Kuh würde ihn ſchon nicht arm freſſen. Er ging alle Tage über ihre Wieſen, da trat er zehnmal mehr zuſammen, als das Tier je wegfreſſen konnte. Ganz beleidigt ging ſie auf ihre Seite hinüber und ſchlug die Tür hinter ſich zu.

Reimers hatte auf der Diele geſeſſen und alles gehört. Ganz vorſichtig hatte er an ſeiner Pfeife geſogen, damit der Qualm nicht hinauszog und ihn verriet. Muckſtille ſaß er und wiegte den Kopf. Er hatte gar nichts anderes von der Lene erwartet, der kleinen Lene, die fünfzehn Jahre jünger war als er; die er geliebt hatte, und die ſich vor Freude gar nicht halten konnte, wenn der Bruder von ſeinen großen Fahrten zurückkam von England und Schweden, oder anfangs gar von Amerika, von wo er ihr allerhand ſeltſame Muſcheln mitbrachte. Dann ſchnitzte er ihr Schiffe, baute ihr Spielzeug und ruderte und ſegelte mit ihr hinaus auf den Bodden.

Als der Vater ſtarb und er an ſeine Stelle kam und dann heiratete, wurden ſie ſich fremder. Dann

lernte Lene den Harms kennen, und da war es mit der alten Freundschaft ganz vorbei.

So war nun die Lene geworden, habgierig und mißgünstig, obgleich sie es wahrhaftig nicht nötig hatte.

Er legte seine Pfeife weg, nahm einen Stift, um sich zu beruhigen, und langsam kauend und saugend ging er hinten zum Hause hinaus, hinunter an den Kanal, wo er Klaus in einer Polte sitzen sah und vor sich hindösen.

Der Vollmond stand hell am Himmel, der Wind pfiff scharf über die Häuser weg, und glitzernd im Mondenschein lag der breite Streifen des Boddens vor ihm.

Stumm setzte er sich zu Klaus, der kaum aufgesehen hatte; er sprach noch weniger als der Vater.

Vom Wirtshaus klang singen und lachen; dann schrie eine Katze, und nun hörte man nur den Wind pfeifen. Die Ankerkette eines Bootes rasselte, und die beiden Männer saßen stumm und sahen in das Wasser und zuweilen hinauf zum Monde, der zum greifen klar am wolkenreinen Himmel stand.

XXII.

Als Vater Reimers am andern Tage von seiner Boddenfahrt zurückkam, seine Kisten und Körbe abgefahren hatte und nun zur Wiese ging, um seine Kuh umzupflocken, stand die Kuh von Harms wieder so dicht an seiner Grenze, daß sie ein noch größeres Stück als gestern abgegrast hatte.

Ärgerlich warf er seine Harke auf die Erde, suchte

ſich den Stein und ſchlug den Pflock mitten in die Wieſe, wo nichts mehr zu freſſen war, ein. Die Kuh ließ ſich nur widerwillig von der guten Futterſtelle wegzerren.

Als Reimers aufblickte, ſah er den Schwager oben am Hauſe ſtehen, wie er die Augen mit der Hand beſchattend nach ihm herſah und dann im Hauſe verſchwand. Nach einer Weile kam er wieder heraus, den ſchweren Holzſchlägel in der Hand.

Mit wuchtigem Schritte, langſam und ſchwer, kam er den Weg daher, breitſchultrig und groß, daß er den gedrückt und gebeugt einhergehenden Reimers um mehr als Haupteslänge überragte.

Reimers blieb bei der Kuh ſtehen, bis der andere herankam.

Dann wies er mit der Hand auf die ihm abgegraſte Stelle und ſagte bloß:

— Kik mal dor!

Der andere würdigte ihn keines Blickes noch Wortes.

Er riß den Pflock aus dem Boden, und mit wuchtigen Schlägen trieb er ihn an der alten Stelle in die weiche Moorerde, noch näher an Reimers Grenze, ſo daß die Kuh jetzt ganz auf die fremde Wieſe konnte.

— Nee, du, dat geiht aber nich.

Harms tat, als höre er nicht.

— Dat is doch nich nöddig, dat diene Kauh mien Gras frett.

— Wat ſeggſte?

— Du ſallſt diene Kauh ſo anplücken, dat ſei nich up mien Land kann.

— Wat ſeggſte? . . .
— Diene Kauh frett mien Gras!
— Dat is mi ganz egal.
— Plück dine Kauh taurügg!
— Fallt mi nich in. Lat mi taufreden!
— Denn plück ick ſe ſülwſt um.
— Unterſtah di! Ick mak dat, wo ick will.
— Ämer nich, wo ſe mien Gras freten kann.
— Treck 'ne Muer um dien Gras.
— Plück diene Kauh um, oder ick ſegg di . . .
— Wat denn, wat denn? . . .

Reimers riß den Pflock aus dem Boden, aber ſchon hatte Harms den Strick, an dem die Kette klirrte, gefaßt, und ſuchte ſie ihm zu entreißen.

Die Kuh brüllte dumpf auf, und von der Weide her antworteten zwei andere mit langen Klagelauten.

Reimers hatte den Pflock herausgezerrt und bückte ſich nach dem Steine.

— Lat los! ſchrie Harms.

— Nee! . . . Du brukſt en armen Kierl nich ſien beten Gras tau ſtehlen.

— Lat los! ſegg ick.

Er riß an der Kette, aber der kleine Reimers ließ die Hände nicht los, ſondern ſtemmte ſich feſt in den Boden.

Wütend riß Harms.

— Lat los, oder ick ſlag tau . . .

— Slag doch, ſlag doch tau, du . . .

Harms riß noch einmal, dann ließ er die Kette fahren, und in heller Wut, mit dem ſchweren Holzſchlägel ſchlug er ein-, zweimal auf den alten Reimers los, der ſich bücken wollte, um mit dem

Stein den Pflock weiter ab von seinem Felde einzutreiben.

Mit einem dumpfen Stöhnen brach Reimers zusammen.

Der schwere Holzhammer glitt Harms aus den Fingern, als er den Alten plötzlich vor sich im Grase liegen sah.

Seine Wut war verraucht ...

Gerade vor sich sah er die Kuh stehen, den Hals vorgestreckt, und über den Erschlagenen weg starrten ihn die großen Glotzaugen des Tieres an.

— Reimers! — Reimers, stah doch up!

Aber der rührte sich nicht mehr. —

Jenseits der Wiese, hinter dem Deiche rasten die großen Flügel der Windmühle durch die Luft; jetzt verlangsamte sich ihr Gang, dann standen sie, — und es war Harms, als ob plötzlich alles stillstehe, als ob ein Schweigen über die Wiesen wehe, wie kalter Nebel, vor dem alles erstarren mußte.

Da sah er, wie der Müller über die Wiesen hergelaufen kam, — und da wußte er erst, was geschehen war.

Atemlos kam der Müller bei ihm an.

— Harms, wat haste dahn, wat haste dahn? —

— Süh mal nah, wat mit em los is.

Der Müller tastete an dem am Boden liegenden herum; er faßte nach den Händen, dem Gesichte; dann richtete er sich totenblaß auf.

— Harms, ick glöw, 't is vorbi mit em.

— Ach wat!

— Harms, ick glöw 't doch. Wo is denn dat man mäglich?

Da ſah Harms den Stein vor ſich im Graſe liegen, und ganz raſch ſagte er:

— Hei is doch mit en groten Stein da up mi los gahn. Hei ward ja woll ganz wild worden.

— Wat denn? — De oll Reimers gegen di?

— Ja, haſt denn dat nich ſeihn? wo hei ſick bückt hat, un ...

— Ja, dat hew ick all ſeihn.

— Hei is tauierſt up mi losgahn; as wi ick, ick wullt em ſchon nix dauhn. Ick weit gar nich, wo dat kamen is.

Ein Fiſcher kam mit ſeiner Karre vorbei; der blieb ſtehen, ſie warfen das Heu ab, ließen nur eine Lage und legten den regungsloſen Reimers darauf und fuhren ihn zu ſeiner Hütte.

Vor dem Hauſe verſchwand Harms, — aber er hörte noch den Aufſchrei der alten Reimers, als ſie ihr den ſtillen Mann brachten, und hörte auch, wie der Müller und der Fiſcher ſagten:

— Hei hat mit Harms tau krakehlen anfangt, hei hat en groten Stein upböhrt, un da hat Harms ſien Hammer nahmen, — und ſo is dat kamen. —

Harms verhielt ſich ganz ſtill zu Hauſe.

Er hörte nebenan das Gejammer der Frau, hörte, wie Klaus heimkam und dann fortgeſchickt wurde, um den Arzt aus Roſtrow zu holen. Er lief fort, wie er war, ohne Mütze; und Jochen ſah ihn oben über den Hügel laufen, wo ſeine Geſtalt ſich ſcharf von dem hellen Abendhimmel abhob.

Es wurde langſam dunkel, und dann kam die Nacht.

Nichts regte ſich draußen; nebenan war es ganz ſtill.

Da kam ihm ein Gedanke, und geduckt hinter der Hecke ſchlich Harms zum Felde hinunter, wo ein Haufen großer Steine lag. Von denen nahm er den größten auf, und obgleich ihm graute, brachte er ihn zu der Wieſe, wo ſie ſich geſtritten hatten.

Er fand die Stelle leicht wieder und ſuchte nach dem kleinen Kieſel, um den größeren Stein dorthin zu werfen, als ſich plötzlich etwas Großes, ganz ſchwarz mit geſpenſtiſch weißen Flecken vom Boden erhob, ſo daß er zurückprallte, und erſt als er über den Pflock ſtolperte, wußte er, daß es ſeine Kuh war, um die der Streit angefangen hatte.

Dann ſchlich er ebenſo leiſe wieder zurück.

Noch war alles ruhig. — Dann fuhr ein Wagen vor. Es war der Doktor Werkmann, und nebenan jammerte und ſchluchzte die alte Reimers.

Es klopfte plötzlich bei ihm, daß er auffuhr. Aber er hatte die Tür feſt verſchloſſen und rührte ſich nicht. Es pochte noch einmal; aber erſt als an der Tür ärgerlich gerackelt wurde und er an dem Schelten hörte, daß ſeine Frau draußen ſtand, öffnete er und ließ ſie ein.

Sie ſchimpfte wie toll auf ihn, aber er, der ſich ſonſt alles von der kleinen Frau gefallen ließ, ſchloß ihr jetzt mit ſeiner großen Fauſt den Mund.

Und im Flüſtertone ſagte er ihr raſch, wie er mit ihrem Bruder in Streit gekommen war, und daß er gegen den Alten, der einen Stein aufgehoben hatte, mit ſeinem Holzhammer losgegangen war. Der hatte einen tüchtigen Schlag abgekriegt.

— Is em ganz recht. Hei hat bi ſien Geiz nie wat för uns dahn.

— Ick glöw man, dat is veel ſlimmer kamen, as ick dacht hew.

— Wat denn? — Wat is?

— De Oll ligt da, as künn hei nich wedder upſtahn.

Einen Augenblick ſtand ſie ſtarr; dann rannte ſie nebenan hin, um zu ſehen, was mit dem Bruder geſchehen war.

Harms horchte an der Wand. Er hörte erſt jammern und klagen, und dann ein heftiges poltern und ſchelten, offenbar die Stimme der alten Reimers Dann wurden Türen geſchlagen, — und nach einer Weile kam ſeine Frau zurück, ſprach kein Wort und ſetzte ſich in eine Ecke.

— Nu, wat is? fragte er.

Sie hatte die Schürze genommen und verbarg ihr Geſicht darin. Dann nach einer ganzen Weile erhob ſie ſich, ſchüttelte den Kopf und ſagte:

— Da helpt nix mehr. Reimers is hin!

Dann kehrte ſie ſich ab und ging in die Küche, wo er ſie mit den Töpfen raſſeln hörte.

Als ſie zurückkam und das Licht auf dem Tiſche angeſteckt hatte, und ſie beide ſchweigend ihre Suppe löffelten, ging plötzlich die Tür auf, und der Ortsvorſteher kam herein, hinter ihm der Gendarm.

Beide nahmen ihre Mütze ab, und der Vorſteher ſagte:

— Harms, dat helpt nix. Sei möt ſick taurecht maken und mitkamen.

— Ick hew em nix dahn. Hei is up mi mit en

groten Stein losgahn. Dat brukt man ſich doch nich gefallen tau lauten. Ick hew blot afwehrt.

— Dat mag ja ſien. Wi könnt nix dartau dauhn. Sei möt mit en Schandarm raewer na de Stadt.

— Hüt geiht dat doch nich mihr. Is doch all tau lat.

— Nä, erſt morgen früh. Könnt Sei dat verſpräken, dat ſei nich utkniepen willt.

— Wotau ſall ick dat woll? — Ick hew ja nix dahn.

Der Vorſteher ſprach mit dem Gendarm.

— Alſo! Is gaud. Denn könnt Sei ja düſſe Nacht noch hierbliewen. Ämer ut 'n Hus rutgahn, dat giwt et nich. De Herr Schandarm ſlöppt mit in de Stuben.

So wurde es denn auch gemacht.

Harms durfte ſich hinlegen, und der Gendarm blieb in der Stube. Frau Harms mußte oben ſchlafen, aber ſie waren alle wach; nur der Gendarm auf ſeinem Sofa nickte von Zeit zu Zeit ein, um dann mit einem energiſchen Ruck wieder hochzufahren und nach ſeinem Säbel zu faſſen.

Draußen hatte ſich ein regelrechter Nachtdienſt aufgetan. Der Mann, der heute Nachtwächter ſpielen mußte, und mit der altertümlichen Hellebarde einherging, hatte einen Beigeordneten bekommen. Bis Mitternacht blieb auch der Ortsvorſteher noch bei ihnen, und ſie ließen das Fiſcherhaus nicht aus den Augen. Dann bekamen ſie Ablöſung, und um drei Uhr kam wieder die Reihe an die beiden erſten, die nun bald die Sonne aufgehen ſahen.

Drinnen im Hauſe wurde es lebendig. Die Frau

wirtſchaftete unten in der Küche, und der Gendarm rief einen der Außenſtehenden herein, um ſich für die Fahrt nach Reibwitz ein wenig in Ordnung zu bringen.

Indeſſen redete Harms mit ſeiner Frau, und auch dem Nachbar erklärte er die ganze Geſchichte, wie Reimers auf ihn losgegangen war, den ſchweren Stein gegen ſeinen Kopf gehoben hatte, und wie er ſich da mit dem Schlägel hatte wehren müſſen.

Der nickte zu allem und ſagte: Ja! — ja! — Der Reimers war immer tückiſch geweſen, wie er ſo den einen Fuß etwas nachzog, und einen von unten herauf anſah, daß einem ganz unangenehm wurde. Dem konnte man wirklich nicht trauen, das ſagten alle.

Dann kam der Gendarm wieder. Alle bekamen bei Harms Kaffee und jeder einen Schnaps, und dann machten ſie ſich, der Ortsvorſteher voran, auf den Weg zum Hafen, wo der kleine Dampfer ſie hinüber nach Reibwitz bringen ſollte.

Frau Harms ſtand in der Tür und ſah dem Zuge nach, wie ihr Mann mitten zwiſchen den andern dahinging, und ihnen allen nochmals erzählte, wie die Geſchichte gekommen war. Er ging zwiſchen den Landgendarmen und dem Manne mit dem Nachtwächterſpieße.

Hie und da kamen Leute aus den Häuſern; einzelne ſchloſſen ſich an, und wollten von Harms wiſſen, wie das gekommen war, und er wiederholte ſeine Geſchichte ſo eindringlich, daß ſie nickten und alles ſehr richtig fanden.

Unten am Hafen ſtand eine ganze Geſellſchaft beiſammen, und als es abfahren hieß, da gaben alle, die Harms kannten, ihm die Hand zum Abſchiede.

Dann tutete der Dampfer, und mit dem Ortsvorsteher und dem Gendarmen, die beide mit ihm redeten, als sei nichts vorgefallen, fuhr Harms nach Reibwitz, um dort im Untersuchungsgefängnis abgeliefert zu werden.

*

Wochen und Monate vergingen. Sandhoop hatte sein stilles Aussehen wieder bekommen. Viele Villen waren schon geschlossen, die Fenster alle fest verstellt und mit Latten vernagelt, die kleinen Gärten lagen verwildert, und die letzten Blätter waren fortgeweht, über das schmale Land hin in den Bodden.

Die Schwalben waren längst fort, und die Wildenten zogen vorüber, und nur ein paar Spatzen trieben sich in der Nähe der bewohnten Häuser noch herum, wo sie ihre Nester hatten, und manchmal ein Krümchen für sie abfiel.

Der Wind wehte, und an manchem Tage mußte schon geheizt werden, denn die Kälte schlug in das Haus hinein; aber Hilde hielt aus.

Max hatte alles versucht, daß sie nach Berlin kommen sollte, aber sie wollte nicht. Was hatte sie in der Großstadt zu suchen? Nirgends konnte sie mehr hingehen, und es war zu viel Unruhe in der Wohnung, wo in den Redaktionszimmern stets allerhand Besuch kam.

Es war ihr lieb, daß sie für sich war, daß sie den ganzen Tag tun und lassen konnte, was ihr gefiel.

Sie hatte angefangen zu zeichnen, Silhouetten zu zeichnen, um sich die Zeit zu vertreiben, und das hatte ihr so viel Freude gemacht, daß sie sich täglich

darin übte. Sie hatte auch verſucht, ſie direkt mit der Schere zu ſchneiden, aber das gelang ihr nicht. So zeichnete ſie denn die ſchwarzen Schattenbilder, und das gab ihr unendlich viel zu tun.

In ihren Landſchaften ſtand alles ſo weich gegeneinander, jede Geſtalt, jeder Baum verſchwamm gleichſam darin; hier aber mußte alles präziſe ſein, und eine ganz charakteriſtiſche Stellung haben, eine eigene Linie.

Da mußte ſie alles aufs neue beobachten, mußte ſich erinnern oder vor der Natur ſuchen, wie die Umriſſe eines Dinges ſich abhoben von dem hellen farbloſen Hintergrunde. Die Welt bekam damit ein ganz anderes, neues Ausſehen.

Es war wie ein großer Gewinn, den ſie da machte, und ſie konnte den ganzen Tag umhergehen und Menſchen und Tiere daraufhin betrachten, wie man ſie als Silhouetten verwenden konnte.

Ihre alte Reimers ſchlich ſtill und gedrückt im Hauſe herum, ſeit ihr erſchlagener Bruder auf dem kleinen Friedhofe von Seehagen lag, mit ſeinen weißen Kreuzen und den blühenden Akazien, in denen die Bienen ſummten.

Oft ging ſie hinüber zu der trauernden Schwägerin, um ſtumm bei Mutter Reimers zu ſitzen; und auch Hilde kam oft, und ruhte ſich ein wenig auf der Bank dort aus.

In dem Doppelhauſe am Bodden war es ſtill geworden. Wand an Wand mußten ſie weiter leben.

Die Nachbarn waren in der erſten Zeit häufig in den Laden von Mutter Reimers gekommen; und

oft ſtanden oder ſaßen ihrer vier oder fünf in dem engen Raum und ließen ſich einſchenken.

Aber da die Alte nicht viel darüber ſprechen mochte, ſo gewann bald Lene Harms alle Sympathieen, und man hielt die Witwe mit ihrem Sohne, die beide ſo verſtockt taten, für tückiſch, und der tote Reimers, der nie jemandem etwas zuleide getan hatte, ſtand ihnen bald wie ein ewig zankſüchtiger und krakehliger Menſch in Erinnerung, mit dem niemand hatte auskommen können.

Einzelne Leute hatten ſchon ihre Zeugenausſagen in Reibwitz machen müſſen. Die Ausſagen waren alle wenig zugunſten des Erſchlagenen ausgefallen, der tatſächlich ſeit dem Rückgange ſeines Geſchäftes nörgelig geworden war und jetzt als Polterer und Zänker hingeſtellt wurde. —

Der Tag der Schwurgerichtsſitzung war gekommen. Und da verſchob ſich das Bild noch mehr.

Der große, kräftige Harms, der den Schwager um Kopflänge überragte und ihn mit einer Hand in die Luft hätte heben können, wurde zu einem gutmütigen Menſchen, der nie jemandem etwas zuleide getan hatte; und aus dem kleinen alten Reimers, der ſo ſchwach auf den Beinen ſtand, und mit ſeinem gebrochenen Fuße mühſelig humpelte, wurde ein gefährlicher Raufbold, vor deſſen Gewalttätigkeiten man nie ſicher war.

Der Angeklagte war im erſten Schrecken über die Grenzen der Abwehr hinausgegangen; und die glänzende Rede des jungen Verteidigers, dem die ſchwachen Ausſagen der alten Frau und Klaus Reimers gar nicht im Wege ſtanden, da ja keiner

von ihnen bei der Tat dabei gewesen war, zerflatterten in nichts. Der Müller dagegen beschwor, wie er gesehen hatte, daß Reimers mit einem großen Stein auf den Angeklagten Harms losgegangen war, — und so kamen die Geschworenen nach kurzer Beratung zu einem Freispruche. —

Gegen Abend saß Harms unten in der Kneipe am Strande und hielt alle, die heute für ihn ausgesagt hatten, frei.

Mutter Reimers aber fuhr mit ihrem Klaus still und gedrückt in ihrem einsamen Segelboote über den Bodden zurück. Niemand war mit ihnen gekommen, und daheim schlugen sie beide den Weg nach dem Friedhofe ein, aber sie sprachen nicht miteinander.

Schweigend gingen sie wieder heim, und erst spät in der Nacht schraken sie von dem Lärm auf, mit dem der angetrunkene Harms, vom Schwarm seiner Bekannten begleitet, heimkam. Sie hörten, wie er in die Stube stolperte und die Frau ihn zu stützen suchte, damit er nicht lang hinschlug.

Das Rumoren und Gesinge ging noch eine ganze Weile. Dann wurde es still nebenan. —

Und das alte Leben ging weiter. Nachbarlich mußten sie unter einem Dache hausen, aber sie kamen nicht zusammen. Jeder ging seinen Weg nach der anderen Seite. Sie taten alle, als gehe die Nebenpartei sie nichts an.

XXIII.

Es war immer einsamer und kälter geworden, und Max duldete nicht, daß Hilde noch länger

draußen in Sandhoop blieb, sie mußte endlich nach Berlin übersiedeln.

Aber sie hatte keinen Gewinn davon, sondern fühlte sich überaus unglücklich und vermißte ihre Mutter täglich. Sie hockte zu Hause und ging erst aus, wenn es dunkel geworden war, fürchtete sich vor all ihren Bekannten, und hätte am liebsten ihre Tür fest verschlossen gehalten selbst für die Schwester.

Susi bekam oft auf all ihre Fragen keine Antwort von Hilde.

Sie schüttelte ganz traurig den Kopf:

— Aber, Hilde, Kind! Man muß sich doch nicht so haben. Ich weiß nicht. Was soll einem denn passieren? Ich verstehe dich nicht.

Einmal sagte ihr Hilde, was sie so bedrückte: sie hatte die Empfindung, als ob es zu Ende sei mit ihrer Kunst, als würde sie nie wieder ein Bild zustande bringen. Das ging alles unter in einem Gefühle völliger Gleichgültigkeit. Sie sah keine Farben mehr und hatte auch gar kein Interesse mehr daran, irgend etwas festzuhalten. Wie blind ging sie durch die Welt, die allen Glanz verloren hatte.

Nur Ruhe wollte sie haben, nur Ruhe, daß niemand sie fragte und quälte; nur nicht gemartert werden durch die Gegenwart anderer Leute.

Manchmal verstand es Susi, sie ein wenig aufzuheitern; da vergaß sie ihre Vorstellungen und Wahnideen und war wie früher.

Und immer dabei der Wunsch, aus der Stadt fortzukommen, zurück an die See, wo dieses schreckliche Gefühl der Langenweile nicht aufkam.

Die Tage krochen hin, es war Weihnachten

geworden; Hilde hatte keine Luſt, das Feſt zu feiern. Allein die Schweſter hatte für alles geſorgt, und ſchließlich war es noch ſehr gemütlich bei dem brennenden Baume geworden.

Aber mit dem Herzen, wie früher, war Hilde doch nicht dabei geweſen.

Und dann kam ein froſtiger Wintertag in dem neuen Jahre, das ſchon ſo frühlingswarme Tage gehabt hatte; der Schnee lag hoch, und alle Scheiben waren vereiſt, da kam für Hilde endlich die Erlöſung.

Am Morgen war ein kleines Mädchen da, und in aller Frühe kam auch ihre alte Freundin Trude Bartling, um Mutter und Kind zu beſuchen. Zweimal nur in der Zeit vorher hatten ſie ſich geſprochen. Einmal hatte Hilde ſich verleugnen laſſen, die anderen Male war ſie wirklich nicht zu Haus geweſen. Vor ihr hatte Hilde alle Energie zuſammengenommen. Sie ſollte nicht fragen und ſie quälen. Vor dem Arzt in ihr fürchtete ſie ſich, ſtatt daß ſie Vertrauen zu ihr hatte, wie in alten Zeiten, wo ſie ſich gegenſeitig ihr Herz ausſchütteten.

Nun das Kind da war, hatte die Welt mit einem Male ein ganz anderes Geſicht. Alle Angſt, alle Schreckgebilde waren verflogen; und als ſie am Morgen nach feſtem Schlafe erwachte und die Wärterin ihr das Kind zeigte, das ſie nun erſt mit Bewußtſein betrachten konnte, da atmete ſie tief auf.

Es war ein ganz normales Kind, hatte Hände, Füße, und alles war in Ordnung.

Da tat ſie einen tiefen Seufzer der Erlöſung, denn darüber hatte ſie ſich die ſchlimmſten Ge-

danken gemacht, ob sie auch wohl ein normales Kind bekommen würde.

Hübsch konnte sie zwar das kleine gnaulende Wesen nicht finden, über das alle so entzückt taten, aber froh war sie, daß es da war. —

Es war ihr zu Anfang ganz fremd. Allmählich erst wuchs ihr Interesse, und nun hatte sie nur den einen Wunsch, daß sie bald aufstehen konnte, um sich ihres Kindes anzunehmen.

— Ach, wenn es doch erst groß wäre, daß man sieht, es ist ein Mensch, sagte sie zu Trude Bartling.

— Das kommt, ehe du es glaubst.

— Ich kann mir das gar nicht denken, wie das sein mag.

— Warte es nur ab; schon nach den ersten Monaten wirst du deine Freude haben, auch die künstlerische Freude, wie aus dem hilflosen Wesen ein Mensch wird; darin liegt ein solches Geheimnis, das wir nicht ergründen können, wie es seltsamer nicht zu denken ist.

— Ob es mir ähnlich sehen wird?

— Hoffentlich! Deine Augen hat es schon vollständig, und auch dein blondes Haar. Allein ob es das behalten wird, ist fraglich.

— Das soll mir auch ganz gleich sein, wenn das kleine Ding nur gedeiht und einem nicht allzuviel Sorge macht.

— Aber Freude soll es dir machen, nichts als Freude, und das wird es auch. Weißt du, ich beneide dich ja so. Sieh mal, in mir steckt leider zu viel Wissenstrieb, und da ist es ganz gut, daß die Mutterſehnsucht, der sogenannte Schrei nach dem

Kinde, in mir nicht latent ist. Aber theoretisch stelle ich mir's manchmal vor, und da muß es ganz köstlich sein. Ist es das nicht?

— Ich weiß noch nicht.

— Mit dir ist einfach nichts anzufangen. Na, wir wollen uns in zwei oder drei Jahren mal wieder sprechen, wie du dann darüber denkst.

— Wer weiß, was dann ist.

— Wenn man dich so reden hört, könnte man wirklich böse werden. Es ist ja einfach nicht zu glauben. Da hat sie sich einen Namen von Weltruf gemacht, hat einen Mann und ein Kind, alle Leute verwöhnen sie, und sie ist nicht zufrieden, sondern nörgelt herum, als wenn sie Gott weiß wie unglücklich wäre. Das ist die größte Undankbarkeit, die mir je vorgekommen ist. Du verdienst wirklich gar nicht, daß es dir so gut geht. Wenn man dich nicht schonen müßte, würde ich dir eine ganz gewaltige Strafpredigt halten.

— Was tust du denn jetzt?

— Was ich tue? Hältst du das vielleicht für eine Strafpredigt? — O nein, das kommt ganz anders. Ja, ja, meine Tochter, ein ganz kleines bißchen Energie habe ich mir zugelegt im Laufe der Zeiten. Und ich wünschte dir, daß du es auch tätest. Ich habe Wunder geglaubt, was du für ein Kerl wärst, und nun muß ich dich so wiederfinden. Danach scheint die Ehe keinen sonderlich günstigen Einfluß auf die Charakterentwicklung des Weibes zu haben.

— Das glaube ich beinah' auch.

— Na, da wären wir uns ja einig. Die Ehe gefällt dir wohl nicht?

— Wie kannſt du nur ſo fragen, — ich bitte dich, Trude.

— So! — Weißt du, das will mir nicht ſo recht gefallen. Aber du wirſt es mir ſchon erzählen, wenn du wieder auf dem Damm biſt. Jetzt muß ich fort; wenn es dir recht iſt, ſehe ich alle Tage mal bei dir vor.

— Ja, Trude, tu das. Und es iſt ja alles Unſinn, was ich da geſchwatzt habe.

— Das wollte ich mir auch ausgebeten haben.

*

Hilde hatte Muße, über ihre Ehe nachzudenken, nicht nur in den Tagen, da ſie noch liegen mußte, ſondern auch nachher, als ſie aufgeſtanden war, feſt entſchloſſen, ihr Kind ſolange es ging, zu nähren.

Sie fand darin das beſte Mittel, daß Max ſich ihr nicht näherte.

Jetzt, wo das Kind da war, ſchien er ihr noch fremder; ſie konnte ſich nicht zu der leiſeſten Liebkoſung mehr aufraffen; wenn er ſie nur anrührte, nur über ihren Arm ſtrich, hätte ſie ſich am liebſten wild abgewandt.

Die Mutter in ihr erwachte langſam; aber was er auch verſucht hatte, wieder ſeine Frau aus ihr zu machen, alles in ihr empörte ſich dagegen. Er hatte ihre Kälte nicht beſiegt.

Alles an ihm verletzte ihr Feingefühl: wie er ging und ſtand, wenn er nur den Mund auftat; ſie hätte ſich am liebſten eingeſchloſſen, um ihn nicht zu ſehen. Und ſie atmete auf, als er ihr erklärte, daß er auf ein paar Wochen nach Paris reiſen wollte. Sie

konnte die Zeit gar nicht abwarten, daß er endlich ging; und es fiel von ihr ab wie ein Bann, als sie endlich allein war, allein mit ihrem Kinde.

Dem wollte sie sich nun ganz widmen, für das kleine Mädchen tat sie alles, und entzog sich ihrem Manne. Herrgott, das Kind würde auch so groß werden, hatte er erklärt; Hunderttausende von Kindern wurden bei der Flasche groß. Oder sie konnte sich ja eine Amme nehmen. Deshalb brauchte sie sich doch nicht selbst zu opfern.

Ihm gefiel diese Einrichtung gar nicht, und er machte ihr kein Hehl daraus. Das paßte ihm recht wenig. Deshalb hatte er die Gelegenheit, nach Paris zu gehen, auch sofort ergriffen; und er blieb länger fort, als er beabsichtigt hatte.

Darüber war Hilde anfangs froh, aber dann wurde sie ein ungemütliches Gefühl nicht los, weil seine Briefe immer kürzer wurden und er gar nicht bestimmte, wann er zurückkommen würde.

Sie hatte ihm geschrieben, daß sie bald an die See gehen wollte, weil sie es in der Stadt nicht mehr aushielt. Er schrieb zurück und stimmte ihr bei. Wenn das Wetter annähernd so warm sei wie in Paris, sollte sie es nur tun.

Es war durchaus noch nicht so warm, aber sie siedelte trotzdem über, nur um ihre Mitteilung aufrecht zu erhalten, aus einem gewissen Trotz, weil er nichts von sich hören ließ. —

Und das Wetter schlug um. Schon kamen die ersten Blätter heraus, allein dann folgten wieder Tage voll Sturm, und Schneeregen wehte über das Land.

Hilde aber langweilte sich nicht, sie hatte ja

das Kind, und das verlangte immer jemanden um sich, und kein anderes Interesse lebte mehr in ihr, als für das Kind zu sorgen, das ihr nun alles ersetzen mußte. —

Max war aus Paris zurück, aber er hatte zuvor noch in Berlin zu tun. Allerhand Arbeiten hatten sich gehäuft, die erledigt werden mußten. Zweimal verschob er sein Kommen im letzten Augenblicke. Endlich kam er auf vier Tage herüber. Mehr Zeit konnte er sich nicht nehmen.

Und nun schien er ihr wie ein ganz Fremder. Dazu kam wohl, daß er sich anders trug, andere Art Kragen und Schlipse, Kleinigkeiten, auf die sie sonst nicht geachtet hätte, die ihr aber nun in aller Schärfe auffielen und ihm ein so anderes Aussehen gaben. Sie wußte nicht einmal recht, was sie mit ihm sprechen sollte, und war froh, daß er sich zu arbeiten mitgebracht hatte, und so stundenlang beschäftigt war.

Er kam wieder damit, daß sie doch endlich aufhören solle, das Kind zu nähren; aber sie verkroch sich dahinter wie hinter einen sicheren Schutz, und dann ließ er seinen Unmut aus und ließ sich gehen, redete Dinge, die sie nie mit Worten berührt hatten, und vor denen sie sich die Ohren zuhielt und hinausging.

Und eine unheilvolle Stimmung griff zwischen ihnen Platz, und sie getraute sich gar nicht, ihm vor die Augen zu kommen.

Am folgenden Abend versuchte er es mit Liebenswürdigkeit; er stellte ihr alles vor, mit tastenden Worten, suchte sie zu überreden, daß sie ihm doch

helfen möge. Und als ſie auf alles nicht einging, da ſtand er endlich auf, und in der Tür, während er den Hut nahm, um in die dunkle Nacht zu gehen, ſagte er ganz kalt, als ſei es das Natürlichſte der Welt:

— Dann, bitte, beklage dich nicht, wenn die Sache eine andere Wendung nimmt.

Sie war allein; aber ſie begriff noch immer nicht, was er eigentlich gemeint hatte.

Dann wurde ſie blutrot, und ſie begriff. Es konnte nichts anderes heißen.

Eine Geliebte wollte er ſich nehmen. Das beſagten ſeine Worte in all ihrer Roheit, eine Geliebte!

Sie ſchüttelte ſich vor Ekel; ſie hatte Angſt, er könne es wahr machen, ſuchte ſich einzureden, daß es ihm nur ſo entſchlüpft ſein konnte. Dann aber ſtand es mit einem Male voller Gewißheit vor ihr: was er ihr da androhte, war längſt geſchehen, geſchehen in Paris, vielleicht ſchon viel früher.

Aber gewiß in Paris. Nur von dort konnte er mit ſolchen Anſchauungen zurückgekommen ſein; dort hatte er geſucht, was er bei ihr nicht gefunden hatte.

Da gab ſie ihn ganz auf. —

Alle Abende ſaß er jetzt oben auf dem Hotel, wo eine etwas abenteuerliche Baronin wohnte, hinter der alle herliefen, und die mit ihrem koketten Weſen eine ganze Tafelrunde um ſich verſammelte, ganz wie damals Käthe Siebald.

Als ſie hörte, daß er deretwegen hinaufging zum Boleslaw, war ſie ganz mutlos.

Und kein Wort fiel mehr zwiſchen ihnen, und

als er abreiſte, gingen ſie auseinander, als ſei nie etwas zwiſchen ihnen geweſen. —

Er ſtellte ſich jetzt rein auf den Geſchäftsſtandpunkt, beſprach mit ihr alles wegen ihrer Ausſtellungen in Hamburg, Wien und München, wobei ſie allem zuſtimmte; das verſtand er ja am beſten. Er mochte nur alles ſo einrichten, wie er es für gut befand. Darin gab ſie ihm vieles nach. Sie kümmerte ſich gar nicht um die geſchäftliche Seite; ſelbſt das feſtſetzen der Preiſe überließ ſie ganz ihm; auch ohne, daß er ſie erſt fragte.

Bisher hatte er mit ihr immer vorher genau alles beſprochen, was er im Plane hatte; jetzt berichtete er ihr nur noch über Geſchehenes. Ihr war es am liebſten ſo.

Sie blieb mit ihrem Kinde allein, aber ſie arbeitete nichts. Ein paarmal fragte er brieflich an; dann kam er ſelbſt, ob ſie denn gar nichts tue? aber ſie dachte nicht daran.

Sie ſah ihn mit ganz eigentümlichen Augen an; ſie hätte gern gewußt, ob er ſeine Drohung wahr gemacht hatte, auf die ſie nie wieder zurückgekommen waren.

Voller Bangen hatte ſie ſeinem Kommen entgegengeſehen; ſie fürchtete, er werde wieder anfangen ſie zu quälen. Als es nicht der Fall war, als er ſo leidenſchaftslos neben ihr herging und kein Wort fiel, da wurde ſie unruhig, und der Wunſch wuchs in ihr, er möge nicht ſo beleidigend gleichgültig ſein.

Aber er reiſte ab, und ſie wußte nichts, fühlte ſich nur verſchmäht, und dabei verhehlte ſie ſich nicht, daß ſie ganz allein ſchuld hatte, und ſich nicht beklagen durfte.

Oft ſchrak ſie in der Nacht auf und fragte ſich, ob ſie recht getan, daß ſie ſich wieder ſo einſam gemacht hatte wie vor ihrer Heirat. Dann wünſchte ſie, er ſei bei ihr. Wenn ſie an das Kind dachte, wurde ſie wieder ruhiger; dann ſchien ihr gut, wie es war, und ſie redete ſich ein, daß er die Drohung nur in der Erregung ausgeſtoßen hatte.

Sie wußte nicht, was ſie wollte, und war ganz nervös, aber auch das ging vorüber, und mit der Zeit kam alles wieder in ſeinen gewohnten Gang.

Max kam manchmal herüber, war äußerlich nett und freundlich wie früher, nur von einer Kälte, die ſie erſchreckte. Mit ruhiger Beſtimmtheit traf er ſeine Anordnungen, als habe ſie gar nichts zu ſagen, und ſie hatte nicht den Mut, ihm zu widerſprechen. Sie kam ſich vor, als werde ſie nur geduldet, und nahm es als eine Art gerechter Strafe hin.

Sie wollte nichts wiſſen, wollte nicht daran denken, und allmählich gelang es ihr, ſich darüber hinwegzutäuſchen. Wenn was geſchehen war, ſo hatte ſie die größere Schuld, und mußte auch alles auf ſich nehmen.

Eines Tages erklärte ſie ihrem Manne, daß es nun Zeit ſei, das Kind mit der Flaſche zu nähren, das kräftig genug war und prächtig gedieh.

Vom Tage an, da ſie dieſen Entſchluß gefaßt hatte, wurde Max wieder herzlicher zu ihr, aber es verging Tag um Tag, ehe das alte Verhältnis ſich anbahnte, — und wenn ſie es ſich ſpäter vorſtellte, dann war ſie es geweſen, die den erſten Schritt getan und ſich ihm faſt an den Hals geworfen hatte.

Darüber kam ſie nicht hinweg und verachtete

ſich —, aber dies Leben nebeneinander konnte ja nicht immer ſo weitergehen, und ſie wollte nur Frieden haben, und ſich nicht die Schuld zumeſſen.

Es war ein Opfer, das ſie brachte, voller Widerſtreben, und doch mußte es ſein, und ſie ließ es geſchehen. Aber ſie war mit ihrer Empfindung nicht dabei; und glaubte, alles ſei in ihr geſtorben, und könne nie wieder geweckt werden. —

XXIV.

Die kleine Annie lief ſchon den ganzen Tag allein im Garten herum, oder ſaß mit den anderen Kindern der Sommergäſte am Strande, half mit ihren kleinen Händen buddeln und bauen, und ſuchte Muſcheln und bunte Steine.

Die Zeit ging hin, und auch in Sandhoop hatte ſich vieles geändert.

Daran war Hilde nicht ohne Schuld.

Sie hatte einem Landſchafter, deſſen Einfluß ſie viel verdankte, ſo lange zugeredet, einmal nach Sandhoop zu kommen, bis Rudolf Lippold ſich eines Tages einfand, um den Ort zu ſehen, wo Hilde Vangerow malte und lebte. —

Nun war er ganz entzückt. Das war freilich ein verlorenes Stückchen Erde, wie man es ſich ſuchen konnte. Wie das alles verſteckt zwiſchen den Fiſcherhäuſern lag, wundervoll im Grün eingebettet.

Freilich die Malerkolonie mit den Damenſchulen, mit all dieſen Klexhexen, die die Gegend wie die Heuſchrecken abgraſten, gefiel ihm weniger. Man mußte

früh hinaus, damit einen nicht solch dilettierendes Malhuhn störte. Überall stieß man auf sie.

Das war recht ekelhaft.

Am ersten Tage, als er seine Staffelei aufgestellt, sah er einen der Sandhooper sich mit allen Malgeräten bewaffnet suchend an seinen Platz heranpürschen.

Aber er tat, als sehe er nichts, obwohl er Herrn Fritz Steinfort kannte, der sich mit den andern einbildete, den Ort gepachtet zu haben.

Wenn sich einmal ein Könner in das kleine Dörfchen verirrte und die abgegrasten Motive auf seine Art anfaßte, wie das Hilde Vangerow getan, so daß was ganz Originelles daraus entstand, dann platzten die Eingeborenen vor Neid, weil sie gewohnheitsmäßig an die Dinge herantraten und ihnen keine neue Seiten mehr abzugewinnen wußten.

Scheel sahen sie auf jeden Eindringling, das wußte Rudolf Lippold. Sie hatten die Dinge stillschweigend unter sich verteilt; der eine hatte den Wald und die Wiesen, der andere Strand und Meer und die Dünen, der dritte malte fast nur Fischerstuben und Küchen, wieder ein anderer das Dörfchen und die seltsam gebauten Häuser und Ställe, und noch einer hatte die Einwohner gepachtet und malte nur Fischertypen.

Jahrelang war das so gegangen; sie sahen darauf, sich nicht ins Gehege zu kommen, wenn auch Streitigkeiten und Eifersüchteleien an der Tagesordnung waren.

Ihre Schülerinnen konnten ihnen nicht gefährlich werden. Die malten zu ihrem Privatvergnügen, um Tanten und Anverwandte mit ihren unglückseligen Versuchen zu beglücken. Wenn eine wirklich was

konnte, ſetzte man ſie vor Motive, die möglichſt wenig charakteriſtiſch waren, vor irgend einen Eingang zu einem Hauſe, mit dem ſie ſich vergebens mühte, weil ſelbſt eine geſchickte Hand nichts daraus machen konnte.

Die berufenen Maler dagegen, die ſich einſtellten, bedrohten die Angeſeſſenen mit ihrer Konkurrenz.

Rudolf Lippold hatte auf ſeinen Streifzügen unten am Bodden, in Seehagen, hinter dem Reimersſchen Hauſe ein jetzt völlig verwildertes Gärtchen entdeckt, das ganz wundervoll verſteckt lag.

Daran arbeitete er nun ſchon den fünften Tag.

Hier war noch keiner vor ihm geweſen. Das verſtanden ſie wohl nicht zu würdigen.

Er trat von der Staffelei zurück, die er dicht an der Weißdornhecke aufgeſtellt hatte, nahm die Zigarre aus dem Munde, und mit der Linken die Palette von ſich ſtreckend, neigte er den Kopf, um ſich das Bild zu betrachten.

Üppig wucherten blühender Mohn und rote Stockroſen zwiſchen Dolden des Kümmels; und an der rotgetünchten Wand des ſtrohbedeckten Fiſcherhauſes rankte ſich breites Weinlaub, eine ungepflegte Wildnis, die dem Garten eine eigenartige Romantik verlieh.

Am Hauſe ſtand eine Laube, ganz eingehüllt in die Rieſenblätter des Pfeifenkrauts, und zwiſchen Büſchen von Stachelbeeren und rottraubigen Johannisbeeren rankten ſich die langen Blattſchlangen des Kürbis, deſſen große gelbe Früchte auf kleinen Brettſtücken am Boden lagen.

Jeden Vormittag ſaß er vor dieſer Wildnis, be-

geiſtert von den Farbenkontraſten. Morgen wurde er fertig.

Als er von ſeiner Arbeit aufblickte, ſah er ein Geſicht am Gartenzaun auftauchen.

War das nicht Fritz Steinfort?

Wahrhaftig. Er lauerte offenbar nur darauf, daß er aufſtehen ſollte, um ſich an den Platz zu ſetzen und das neuentdeckte Motiv auszuſchlachten.

Rudolf Lippold beachtete den Neugierigen nicht weiter, ſondern arbeitete ruhig an ſeinen Blumen weiter.

Die Frau kam aus dem Hauſe und zog aus dem Garten Mohrrüben aus, ſchüttelte die ſchwarze Erde ab und legte ſie in einen Korb.

Lippold wandte ſich nach ihr um und ſah ihr eine Weile zu. Das war wieder ein fertiges Bild: wie die Alte da im Garten kniete, mitten in den Beeten, in einer ſo charakteriſtiſchen Stellung.

— Sagen Sie mal, Frau Reimers, was will denn dieſer Herr Steinfort eigentlich, daß er immer da herumſtreicht?

— Och, Herr, de luhrt man, bet dat Sei hier tau Enn kamen ſünd. Hei will ja woll ook de Blaumen malen.

— So ſo! Na warte, mein Junge! Du ärgerſt mich. Dir werde ich einen Streich ſpielen. Such du dir deine Motive alleine.

Und laut fuhr er fort, von einem Gedanken erfaßt:

— Sagen Sie mal, Frau Reimers, was koſtet denn dieſe ganze Geſchichte hier, da all die Mohnblumen und das Geſtrüpp.

— Jo, Herr, wat ſall dat woll veel koſten! Dat koſtet doch man nix, ſagte ſie grinſend.

— Nee, Frau Reimers, ich möchte das nämlich kaufen.

— J, Herr, wotau willt Sei mi dat woll betahlen?

— Alſo, ich gebe Ihnen einen blanken Daler, und dann kann ich mir die ganze Geſchichte abſchneiden und mitnehmen — einverſtanden? —

— Ümmer tau, Herr!

— Schön Frau Reimers, das machen wir alſo.

— Ja, wie Sei dat willt.

— Ich habe noch eine halbe Stunde zu tun, dann können Sie mir mal Ihre Sichel geben, daß ich mir die Blumen ſchneiden und mitnehmen kann.

Er ging wieder an ſeine Arbeit; war nach dreiviertel Stunden fertig, beſah ſich ſein Werk und war ſehr damit zufrieden.

Dann betrachtete er noch eine ganze Weile das Stückchen Natur, das er dem Untergange weihen wollte. Ein Pfuſcher ſollte ſich nicht daran verſündigen. Dies Motiv wollte er für ſich allein behalten, das ſollte ſein Eigentum bleiben. Es gab ihm fünf, ſechs Bilder und ſollte, ſo wie er es geſehen, auf die Nachwelt kommen.

Frau Reimers kam mit der Sichel, und dann hieb er zuerſt den blühenden Mohn ab und band ihn ſich zuſammen, um ihn mit nach Hauſe zu nehmen. Wie toll hieb er darauf in die Pflanzenwildnis, die ihn eben noch entzückt hatte. Mit den Stockroſen hatte er ſeine Not, und mußte ſein Jagdmeſſer zu Hilfe nehmen, um ihnen beizukommen. Allein ſchon nach

wenigen Streichen war die ganze Stimmung dahin. Nur das Weinlaub am Hauſe ließ er. Sonſt verfiel alles ſeiner Zerſtörungswut, bis nur ein geſtaltloſes Chaos blieb.

Dann drückte er Mutter Reimers den Taler in die Hand, die mit einem Rechen die zerriſſenen Ranken wegriß, daß nun nichts mehr blieb als ein Stück banalen Gartenlandes, ohne jeden Reiz.

Seine Pappen nahm er unter den Arm und zog triumphierend von dannen. Dreimal nahm er das Motiv mit ſich, im Sonnenſchein, bei trübem Himmel und unter einer wunderbaren Gewitterſtimmung, als der Sturm die Doldenköpfe wie toll durcheinander hatte tanzen laſſen.

Auf dem Heimwege traf er ſchon wieder Herrn Steinfort, und abſichtlich hielt er ſeine Pappe ſo, daß der ſehen konnte, wie er mit ſeiner Arbeit fertig war, und er ſah noch, wie der andere ſehr zufriedenen Sinnes nach Hauſe eilte. Von ſeinem Fenſter aus konnte er den Weg überblicken, und ſchon ſtürmte Herr Steinfort mit einer Feldſtaffelei bewaffnet in der Richtung zur Frau Reimers. Langſam aber kam er wieder zurück, mit einem ebenſo erſtaunten wie zugleich wütendem Geſichte. Der Streich ſaß. Dem hatte er es gegeben, daß er ihm ein Motiv ohne weiteres hatte wegnehmen wollen. Die Abſicht hatte er ihm verſalzen.

Eine diaboliſche Freude erfüllte ihn, als er dem braven Herrn Steinfort am folgenden Tage begegnete und den Ärger ſah, der in ihm fraß. Er aber pfiff einen luſtigen Marſch, und ſteckte die Hände tiefer als ſonſt in die Jackettaſchen. Wahrhaftig, er hatte

doch manchmal gute Gedanken. Als er die Geſchichte Hilde Vangerow erzählte, ſchüttelte ſie den Kopf und meinte: Das hätte er doch nicht tun ſollen. Fritz Steinfort ſei ein ganz netter Menſch.

*

In der Nähe der Petelſchen Kuhweide ſtanden neben niederem Gebüſch drei Bäume, eine Silberpappel, eine Birke und ein Weißdorn. Wie dieſe drei gerade hier zuſammengekommen waren, gaben ſie ein ſeltſames Bild.

Der eingehegte Weideplatz lag vor dem Winde geſchützt, hinter hohen Dünen, wo Erlen und Haſelbüſche ſtanden, überrankt von Hopfen und Geisblatt. Dazwiſchen große Büſche von ſtacheligem Ilex, daß es ausſah, wie dichte Wände um eine Zauberwieſe. Und auf der Weide ein Birkenwäldchen, wo Brombeerkraut ſich wirrte, überſät mit dunklen Beeren. Ganz zufällig war Lippold das ſeltſame Dreiblatt der Bäume aufgefallen, und wie gerade zur Mittagszeit, während die andern noch beim Skat oder ſchon hinter ihren Suppentellern ſaßen, die Beleuchtung war, gab es mit den braunen und ſchwarz-weißen Kühen auf der ſaftgrünen Wieſe ein fertiges Bild.

Nach einer halben Stunde war das Licht ſo anders, alles ſo banal, daß er aufhören mußte und bis morgen warten.

Er packte alſo zuſammen und hielt nur noch einmal die angefangene Skizze von ſich, als er jemanden einige Schritte hinter ſich vorübergehen hörte. Er wandte ſich und ſah, daß es der Tiermaler des Ortes war, Franz Enderlein, der wohl nach ſeinen

Kühen gesehen hatte. Wieder einer, der aufpaßte, daß man ihm nichts fortnahm.

Am Abend, als Lippold auf Hildes Anraten in die „vergügte Spickflunder" ging, statt wie sonst vor dem Hotel zu sitzen, fand er dort um einen Tisch die ganze Clique. Das laute Geschrei, das ihn angezogen hatte, verstummte plötzlich vor dem jähen St!, das einer bei seinem Eintritt ausgestoßen. Er wußte sofort, als er den Blick um diese Tafelrunde gleiten ließ, daß sie sich mit ihm beschäftigt hatten. Mochten Sie! —

Er bestellte sich sein Glas Bier, stopfte seine kurze Pfeife und ließ die Kollegen nicht aus den Augen, die leise tuschelten und offenbar krampfhaft nach einem anderen Gesprächsstoffe suchten.

Heute saßen sie nicht beim Skat, wie sonst vom frühen Morgen ab, heut hatten sie offenbar Wichtigeres vor.

Da hatte er sie alle auf einen Klumpen, Herrn Steinfort, Enderlein, Jobst Horn, Walter Prehm und Paul Jolck; die andern kannte er nicht, wollte sie auch nicht kennen lernen.

Nach einer halben Stunde erlöste er sie. Das Bier war ihm doch zu schal, als daß er länger hätte bleiben mögen.

*

Als er am folgenden Mittag auf die Weide kam, sah er schon von weitem, was für eine Verschwörung die Sandhooper gestern gegen ihn ausgeheckt hatten.

Die drei Bäume lagen am Boden und waren gefällt. Als Revanche hatte man ihm jetzt sein Motiv zerstört. Es war gar nicht nötig, daß er in der Ferne

hinter einer Stechpalme den Kopf von Jobſt Horn bemerkte — er wußte, wem er das zu verdanken hatte —, ſo lachte er nur, ſetzte ſich hin, den Karton auf den Knieen, und arbeitete, damit die Skizze fertig wurde, denn die Bäume hatte er. Aber was Rechtes wurde es nicht, auch nicht annähernd, was er ſich gedacht hatte.

Da mußte es bleiben, wie es war; ganz verloren war ſeine Arbeit nicht. Das hatten ſie nicht fertig gebracht. Er wollte ſich nicht ärgern, aber dumm war die Geſchichte, denn er erreichte gern das Ziel, das er ſich ſetzte.

*

Es blieb ihm nichts übrig, als daß er ſich einen anderen Vorwurf ſuchte; und er fand ihn bald, die Giebelſeite eines abſeits liegenden Fiſcherhauſes, das in ſeiner Front ein beliebtes Sujet war und das alle Schüler Steinforts mit nach Hauſe nahmen.

Zwei Damen ſaßen und pinſelten im Schweiße ihres Angeſichts drauf los. Er ſetzte ſich auf die andere Seite, und freute ſich an dem wunderbaren Rot, mit dem dieſe Giebelſeite geſtrichen war, ein uraltes Rot, das mit großen abblätternden Flecken alle Schattierungen bot. Dieſe Wandfläche mit dem überkragenden Strohdache hatte etwas ſo Sattes in der Farbe. Es war ein Gedicht, wie Wind und Wetter ihre Spuren hier gezogen hatten.

Arbeit würde es koſten, mit zwei-, dreimal zwang er es nicht. Hier mußte er ſich häuslich niederlaſſen.

Aber am zweiten Morgen traf es ihn wie ein Schlag. Die Verſchwörung gegen ihn war wieder am Werk geweſen, und zwei Arbeiter hatten den

roten Anstrich, diese uralte Farbe, schon halb abgekratzt, um die Wand offenbar frisch zu verputzen. Da wurde er wütend, und fluchte wie ein Rohrspatz, als drei Tage später das Häuschen farblos grau gekalkt wurde. Das konnte er der Gesellschaft nicht vergeben.

Ein paar Tage später setzte er sich neben ein paar Malhühner, die einen verfallenen Schweinekoben vor sich hatten, der zusammenzustürzen drohte. Der Fischer hatte ihn seit Jahren erneuern wollen, aber die Maler, denen gerade an diesem Motive lag, hatten den Besitzer noch stets mit Geld und guten Worten abgehalten. Von dem Stalle machte er eine Bleistiftskizze; aber am andern Tage erfuhr er schon, daß die Malerkolonie, die hier alles als ihr Eigentum betrachtete, dafür gesorgt hatte, damit auch dieses Motiv nicht länger ausgeschlachtet wurde. Ein roter Ziegelstall sollte angefangen werden.

Sie waren dahinter gekommen, wie gefährlich es war, wenn Talentvollere sich ihre Motive nahmen. Sie hatten bisher davon gelebt, daß jeder von ihnen seine ihm gehörenden Motive ausschlachtete. Schon aber fing der Ruf des Ortes an, sich zu verbreiten. In den Zeitungen wurde darüber geschrieben; eine Fundgrube für Maler wurde das Dörfchen genannt, und wenn erst all die Fremden kamen, dann war es mit ihrer Spezialität vorbei.

So fing denn jeder von ihnen an, zu zerstören, was er im ewigen Abklatsch alljährlich auf Provinzausstellungen schickte, was er in steten Variationen behandelt hatte, immer im Atelier nach den einmal

vorhandenen Skizzen, ohne daß ſich einer jemals wieder vor die Natur hinſtellte.

Für ihre Schülerinnen blieben noch immer einige Vorwürfe erhalten, ein paar Häuſer und Dächer — aber alles, was ſie ſich bisher ängſtlich erhalten, was ſie als unzerſtörbar gehütet hatten, gaben ſie jetzt preis. Sie halfen ſogar den Beſitzern bei den Erneuerungen. Die alte ſo charakteriſtiſche rote Farbe verſchwand, und die moosbewachſenen Strohdächer durften den nichtsſagenden Ziegelbedachungen weichen, die die ganze Landſchaft verſchimpften.

Die halb verfallenen Ställe und Zäune wurden ausgebeſſert, die Eingänge zu den Häuſern geſäubert, die Türen grell geſtrichen.

Alles drohte ein anderes Ausſehen zu bekommen, und von Stimmung blieb bald nichts mehr.

Die Kolonie der Eingeſeſſenen aber triumphierte. Nach wenigen Jahren würde kein Motiv mehr vorhanden ſein, das einen Künſtler reizen konnte. An Schülerinnen fehlte es ihnen trotzdem nicht. Sie aber konnten weiter ihre alten Bilder ausſtellen. Die Leute ſtaunten, wie ſtimmungsvoll ſie dieſe ſo ärmlich ſcheinende Landſchaft zu behandeln wußten. Das war eben echte Kunſt, die aus der Natur ſo wunderbares herauszuholen verſtand. —

Die unglückliche Idee Rudolf Lippolds, der ſein Motiv für ſich hatte behalten wollen, hatte ihnen den Weg gezeigt. Nun gehörten ihnen ihre Motive allein, und niemand konnte ihnen ihr Eigentum mehr ſtreitig machen.

Das ganze Dorf drohte zerſtört, verwüſtet und ein banaler Ort zu werden, dem nichts charakte-

riſtiſches mehr anhaftete, ſo daß ſpäter niemand mehr begreifen würde, wie jemals Künſtler hier jahrelang hatten weilen können, und voller Entzücken Bilder gemalt hatten, die es in dieſer Natur nicht mehr gab.

Der Nachwelt drohte die Epiſode dieſer Malerkolonie ein Traum zu werden, zu deſſen Zerſtörung der eine Taler hingereicht hatte, den Frau Reimers für die paar Blumen genommen.

XXV.

Mit jedem Jahre ging das Zerſtörungswerk weiter.

Immer neue Badegäſte kamen, ſehr zum Verdruß der Alteingeſeſſenen, die alle Schuld dem Hotelbeſitzer und dem Ortsvorſteher gaben, die mit Proſpekten und Inſeraten die Leute aus aller Welt anlockten.

Das Hotel Boleslaw, das mit ſeinen roten Mauern, hoch auf dem Hügel, alles überragte, war ſo beſetzt, daß es umgebaut und erweitert werden ſollte, nachdem es jahrelang ſeinem Beſitzer nur Ärger und Unkoſten verurſacht hatte.

Mit einem Schlage war Sandhoop entdeckt, und ſchon ging das Projekt, daß vom Dvars her durch den Forſt eine Bahn von Bredow gebaut werden ſollte. Nachdem es lange wie verſteckt ein ſtilles Daſein geführt hatte, kam Sandhoop plötzlich in Mode.

Überall wurden die alten Fiſcherhäuſer ausgebaut, wurden neue Villen und Penſionen errichtet, die den Anforderungen der Städter mehr entſprachen, aber nun ſo troſtlos wirkten wie in einem auf Spekulation erbauten Berliner Vororte.

Von der alten Einsamkeit des Strandes war nichts geblieben. Mit jedem Jahre hatte sich das Bild geändert.

Eng standen jetzt die zahllosen Strandkörbe. Wo man früher glatt am Wasser hatte gehen können, war jetzt alles aufgegraben, Kanäle gezogen, und Burgen mit flatternden Fahnen waren gebaut. Der Sand war zertreten und hatte die einstige schneeige Weiße längst verloren, denn er war in all den Jahren gemischt mit all den Dingen, die achtlos zur Erde geworfen waren, selbst die Hochfluten des Winters wuschen ihn nicht mehr rein. Zeitungsfetzen flogen auf, und allerhand Butterbrotpapier trieb sich umher, und es war nichts mehr wie in früheren Zeiten.

An den Badeanstalten herrschte lärmendes Geschrei. Die Philister waren ins Land gekommen und überschwemmten die ganze Gegend. Mit Vettern und Basen, Onkeln und Tanten und Scharen ungezogener Kinder verschandelten sie den einst so vornehmen, stillen Strand.

Des Abends sangen sie ihre abgedroschenen Lieder, und wo sonst in der Dunkelheit kein lautes Wort zu hören gewesen war, da hörte man sie jetzt noch zu nachtschlafender Zeit lärmen, wenn sie nach Hause zogen, und ganz unmotiviert ihr Juhu! schrien, das sie irgendwo in Tirol oder der Schweiz gehört hatten.

Nur in den frühen Morgenstunden und zur Zeit des Mittag- und Abendessens sah der Strand ein wenig aus wie vor Jahren in seiner köstlichen Einsamkeit, oder wenn der Regen fiel, und sie dann alle in den Häusern und in ihren stillosen Villen hockten.

Längst hatte sich die Spekulation geregt; alle

Grundstücke waren in festen Händen, und den Fischern, die langsam abwanderten und ausstarben, gehörte kaum mehr etwas zu eigen.

Die Künstlervillen, die in jedem Prospekte als Sehenswürdigkeiten gepriesen wurden, verschwanden in der Fülle der Neubauten, und wurden erdrückt von den großen Kästen, die überall entstanden. Eine ganze Kolonie von Berlinern hatte ihren Einzug gehalten; Bankdirektoren mit zahlreicher Familie, Großkaufleute, die des Lebens in den großen Modebädern müde waren.

Die paar alten Militärs, die hier in Zurückgezogenheit leben wollten, die Professoren und Geheimräte, die dem Ort seinen Charakter gegeben hatten, dazu vereinzelte Bühnenkünstler und einige Schriftsteller, die seit Jahren hier ein paar Wochen zubrachten, hatten neben den paar Malern den alten Stamm gebildet.

Von den Malern waren zwei verzogen, und der kleine, verwachsene Baron Beversdorf war gestorben, mit dem Hilde befreundet gewesen, und der jeden Morgen auf seinem Jagdwagen mit den beiden schlanken Füchsen an ihrem Hause vorbeikutschierte, oft mit dem ausgestopften Rehbock, den er draußen im Walde hinstellte und malte; immer aber mit seinen beiden Teckeln, auf deren Schönheit und Reinheit er sich mit Recht mehr einbildete als auf seine Malereien.

Dafür waren immermehr Menschen gekommen, die eigentlich nicht hierher gehörten, Herdennaturen, die nur nachschwatzten und dem Zuge nach hierher gefolgt waren, weil von dem Orte viel gesprochen wurde,

weil sie Bilder gesehen hatten, die sie nun vergebens hier suchten, da ihnen ja die Augen fehlten für das, was die Maler ihnen gegeben hatten.

So liefen sie nun eigentlich enttäuscht herum, ohne den rechten Mut zu haben, es sich einzugestehen, kamen wieder, weil sie es für sehr eigenartig hielten, hier ihre Ferien zu verbringen, paßten aber doch in die alte Stimmung nicht hinein, und hatten sie bald verdorben. —

Andere hielten mit ihrer Meinung nicht zurück und schimpften wie die Rohrspatzen. So was ödes war ihnen landschaftlich noch nicht vorgekommen. Das war ja ein Schwindel, daß an der Gegend was dran sein sollte, einfach Gastwirtsreklame. Aber wenn sie ein paar Tage da waren, dann blieben auch manche von ihnen; und wenn sie es sich auch nicht erklären konnten, irgend etwas war, was sie hielt; sie fühlten, daß es hier anders war als sonstwo, und söhnten sich aus, fingen langsam an zu verstehen, und waren später oft die lautesten, die Reize des Ortes zu preisen, die sich ihrer Meinung nach allerdings nicht dem ersten Besten erschlossen, sondern nur den Erwählten.

Und sie waren es, die wiederkamen und die große Masse der andern nach sich zogen.

Vor Hildes Villa blieben sie stehen, und manchmal hatte einer den Mut, anzufragen, ob er vielleicht das Atelier besichtigen könne.

Früher hatte Hilde derartige Frager durch die Reimers abweisen lassen, mit dem Bedauern, daß Fräulein Vangerow arbeite und nicht gestört werden

dürfe. Denn eigentlich fiel es niemandem ein, ſie Frau Lamberg zu nennen.

Aber dann hatte Max ſie überredet, daß ſie eine Beſuchsſtunde feſtſetzte, und zwar den Sonntag von zwölf bis ein Uhr. Und regelmäßig ſtellten ſich einige Neugierige ein, die einen Blick in das Haus warfen, und ſich unter Frau Reimers Führung das Atelier beſahen.

Max hatte recht; ſchon mehrere Male war es geſchehen, daß ſie Bilder dadurch verkauft hatte. Aber daß ſie ſelbſt anweſend war, dazu überredete er ſie doch nicht. Sie ging fort, oder ſaß die eine Stunde hinten im Garten oder in ihrem Zimmer, wenn ſie nicht draußen arbeitete.

Denn ſie mußte fleißig arbeiten, weil ſie ihr Leben anders nicht durchführen konnten, ſeit das Kind da war und allerhand Bedürfniſſe hinzugekommen waren, die ſie früher nicht gekannt hatten.

Max war mit der Zeit immer anſpruchsvoller in allen geworden und gab zum Haushalte nichts zu. Angeblich ging die Zeitſchrift nicht gut; er habe das ganze Riſiko übernommen, und ſie bringe nicht viel mehr ein, als was er für ſich verbrauchte. Den Haushalt hier draußen beſtritt Hilde von ihrem Einkommen und ihrem Verdienſte allein.

Alles Geld, das einkam, ging durch ſeine Hand, und eigentlich hatte ſie gar keinen Überblick darüber. Nur das eine wußte ſie, daß er ſie zur Arbeit drängte und alles daran ſetzte, die Bilder ſo raſch als möglich zu verkaufen. Zur Ausſtellung kamen ſie nur ſelten, immer nur vereinzelt einmal.

— Das haſt du nicht nötig, ganze Wände ein-

zunehmen. Jetzt, wo du einen festgegründeten Namen haſt, heißt es, ſich ſelten machen. Wenn man da gleich mit acht oder zehn Sachen anrückt, ſchreit alle Welt: Na, die Vangerow verkauft wohl auch nichts mehr? Die hat ſich überlebt. Einzeln die Sachen unter der Hand gut unterbringen, das iſt der Witz dabei.

— Du mußt es ja wiſſen.

— Glaub mir nur, es iſt ſo. Zeig ihnen ein einzelnes Bild, und gleich ſind fünf oder ſechs Liebhaber da, die ſich dafür intereſſieren; vor allem, wenn man es ihnen ſchon vor der Ausſtellung zeigt. Dann ſind ſie ganz wild, weil ſie glauben, ſie kriegen es billiger.

— Du hätteſt doch Kunſthändler werden ſollen.

— Bin ich ja! Deiner!.. Aber im Ernſt, das würde ich jeden Tag mit dem größten Vergnügen werden, und ihr ſolltet gewiß nicht ſchlecht mit mir fahren, du und deine Kollegen.

Er hatte ſich jetzt einen ſo leichtfertigen Ton angewöhnt, der ſie manchmal erſchreckte. Dann kam er ihr ſo verächtlich vor, ſo ungewohnt burſchikos, und behandelte ſie oft, als ſei ſie ein ganz törichtes Geſchöpf. Um ſo mehr beſann ſie ſich dann auf ihre Würde und war ganz damenhaft. Je mehr er ſich gehen ließ, um ſo ſtrenger hielt ſie auf Formen.

Er verſuchte zwar, lachend darüber hinwegzukommen, aber ſie ſah, wie unangenehm es ihm war.

Manchmal verachtete ſie ihn. Was nur hatte ſie an ihm gefunden, daß ſie ihn damals geheiratet hatte?

Zuweilen mußte ſie daran denken, was er wohl

ſo allein in der großen Stadt treiben mochte; dann fühlte ſie einen körperlichen Widerwillen gegen ihn; aber wenn er wieder bei ihr war, vergaß ſie es leicht und ließ ſich wieder gefangen nehmen.

Denn manchmal hatte ſie ein ſo brennendes Verlangen, daß einer freundlich zu ihr ſei, daß ihre Hände geſtreichelt und geküßt würden; ihr Kopf ward ihr ſo ſchwer, als müſſe ſie ſich an jemanden anlehnen, der ihr Schutz gewähren ſollte; ſie fühlte, wie das wohltun mußte, wenn liebe und zärtliche Worte ihr Ohr trafen.

Ganz frei war dieſes Gefühl von jeder Sinnlichkeit; nur eine leiſe Sehnſucht, daß jemand lieb zu ihr war, ohne daß von ihr etwas verlangt wurde.

Das aber verſtand Max nicht; er verkannte ſie jedesmal, wenn ſie in ſolch einer Stimmung war, und legte ſie auf ſeine Art aus, daß ſie erſchrak, wie wenig er ſie verſtand, bis ſie es ihm nie wieder zeigte.

Und doch fehlte ihr etwas; aber ſie konnte nicht ſagen, was es war; vielleicht war es nichts als eine künſtleriſche Sehnſucht, die eines Tages ſich erfüllen würde. —

Und Hilde Vangerow ſaß und wartete auf die Erfüllung.

Vierter Teil

XXVI.

Susi hatte Urlaub, und eine frohe Zeit begann für die Schwestern. Hilde dachte oft daran, Susi zu bitten, doch ihre Stellung aufzugeben und ganz zu ihr zu kommen. Sie hatte es doch nicht nötig, sich so zu binden, und in der Fabrik zu arbeiten, vor allem seit sie allein für sich lebte, da sie sich mit Max und seiner ganzen Art nicht mehr vertrug, der sie mit seinem Benehmen aus der gemeinsamen Wohnung vertrieben hatte. Aber dann sagte sie sich, daß sie das von Susi nicht verlangen durfte.

Den ganzen Tag ließ sie nun die Schwester nicht mehr von der Seite; umgefaßt gingen sie im Garten, sie fuhr ihr kosend über das Haar, und sie gaben sich voller Zärtlichkeit einander hin, nun da sie ganz allein auf der Welt standen.

Auch Susi konnte diese Empfindung verstehen, von der Hilde ihr sprach, aber sie hatte ihre Beschäftigung, hatte einen netten Kreis von Freundinnen, kam viel in Theater und Konzerte, war ein Gesellschaftskind, das Freude hatte an Geselligkeit, und der es nichts ausmachte, wenn sie einmal eine Nacht durchtanzte. Am andern Morgen war sie genau so frisch wie an jedem andern Tage. Darin unter-

ſchieden ſie ſich ſtark voneinander, denn Hilde mochte die Menſchenmaſſen nicht.

Einmal nur war ſie auf dem Hotel Boleslaw droben geweſen, wo die Künſtler zum Beſten des Ortes ein Sommerfeſt arrangiert hatten, aber ſie hatte ſich ganz ungemütlich gefühlt, obwohl ſie doch faſt alle kannte.

Es war ihr ſchrecklich, wie die Menſchen ſchwatzten, rauchten und tranken. Max war immer dabei, dem machte es Spaß; er tanzte bis in die ſpäte Nacht, aber ſie verſtand es nicht, wie man Vergnügen daran haben konnte, und war früh allein fortgegangen.

Mit ein paar Menſchen zuſammenſein, das war Gewinn; die Menge mochte ſie nicht.

*

Hilde lag mit Suſi auf der Düne hinter dem Hauſe, und ſah auf den Strand hinab, der im Morgenſonnenſchein lag. An den Dünen waren ſechs alte Frauen und ein paar Männer, unter der Leitung von Weitz, dabei, die Böſchung in regelmäßigen Abſtänden mit Strandhafer zu bepflanzen, den ihnen ein Mann oben von der Düne holte, um die Schäden der Winterfluten wieder auszubeſſern, und den wandernden Sand feſtzumachen.

Hilde hatte ihr Skizzenbuch geholt, um die Strandweiber mit ihren großen braunen Hüten zu zeichnen, wie ſie ſich bückten und pflanzten.

Das Labkraut blühte, überzog alles mit dem ſatten Gelb und ſtrömte ſeinen honigſüßen Duft aus, der über dem heißen Sande ſtillſtand.

Das Mädchen kam mit der kleinen Annie und

brachte die eingelaufene Poſt, ein paar Karten für Suſi, Briefe für Hilde ſelbſt, die ſie erbrach und las, während das Kind auf Weitz zulief, der als Strandwächter immer die Taſchen voller Donnerkeile und Kreuzſteine hatte, ſodaß alle Kinder mit ihm gute Freundſchaft hielten.

Ein Lächeln flog über Hildes Geſicht, ſie warf Suſi einen Brief zu, und ſagte dabei:

— Suſi, wir kriegen Beſuch.

— Wer denn, Hilde?

— Entſinnſt du dich noch des Freundes von Max, der Trauzeuge bei uns war?

— Nils Erklund?

— Ja, wie gut du das behalten haſt.

— Ja, die beiden andern kamen ja nicht in Betracht. Er war der Einzige, der mir gefallen hat, vor allem, weil er neben mir ſaß.

— Solch tiefen Eindruck hat er auf dich gemacht?

— Ich habe ihn ein paarmal in Berlin in Geſellſchaft getroffen.

— Davon haſt du mir ja nie etwas geſagt.

— Es war auch erſt im letzten Winter.

— Du weißt doch, daß wir zuſammen voriges Jahr in Arildsläge waren.

— Gewiß; er hat ja auf Anſichtskarten oft angeſchrieben.

— Er kommt dieſer Tage hierher.

— Das iſt aber nett! Weißt du, der kann was. Na, davon iſt ja auch Max überzeugt, aber ſehr. Jetzt hat er einen Preis bekommen für ein Brunnendenkmal. Ich habe in eurer Zeitſchrift neulich den Entwurf geſehen, der mir rieſig gefallen hat.

— Ich weiß, du Närrchen. Ich kenne ſeine Sachen beſſer als du; du brauchſt mir das nicht erſt zu ſagen. Mir iſt er lieb als Menſch. Wir haben ſo nette Partieen zuſammen gemacht; der kann mehr als Denkmäler machen; er iſt auch geſcheit dabei.

— Das weiß ich nun wieder beſſer, denn ich habe mich ſchon gut mit ihm unterhalten.

— Schließlich werden wir uns noch um ihn zanken, wer ihn am beſten zu würdigen verſteht.

— Und dann ſchreibt er mit einem Male ab, daß er gar nicht hierher kommt.

— Doch! Max kündigt ihn feierlich an. Er hat ſich drüben in der Penſion Liepe ſchon ein Zimmer beſtellt.

— Oder er will von uns nichts wiſſen.

— Das glaube ich nun doch nicht, dazu haben wir in Arild zu freundſchaftlich verkehrt.

— Er iſt doch Schwede?

— Ja, und ich habe ſeine Ausſprache ſo gern. Seine Stimme hat etwas ſo ſchmeichleriſch weiches, was einem ſo wohltut.

— Sieh mal an, Hilde ſchwärmt.

— Was du nicht redeſt.

— Ich glaube, er iſt ein bißchen Windhund.

— Ach, er tut wohl nur ſo. Mir gegenüber hat er immer ſehr ernſt getan.

— Wir ſind uns alſo über ſeinen Charakter nicht ganz einig, und wollen ihn daher mal in der Einſamkeit gründlich erkunden. Ich werde ihn chemiſch unterſuchen.

— Schön, und wer ihn am richtigſten beurteilt?

— Der ſoll mit ſeiner Erkenntnis ſelig werden. —

*

Nils Erklund hatte ſich eines Tages eingefunden, und war ihnen am Strande entgegengekommen.

Ein ſchlanker Herr im weißen Strandanzuge grüßte ſie; ſie dankten, ohne aufzuſehen, denn ſie gingen gegen die Sonne, als er ihnen in den Weg trat und, etwas fremdländiſch klingend ſagte:

— O nein, ſo leicht kommen Sie mir doch nicht fort!

Erſchreckt ſahen ſie auf, und ſagten zu gleicher Zeit:

— Ach, Herr Erklund!

— Sie wollten mich wohl verleugnen, meine Damen?

— Gewiß nicht, nur konnten wir ja nicht vermuten ...

— Ich habe mir ſchon erlaubt, in Ihrer Villa für jede der Damen eine Karte zu hinterlaſſen. Da Ihre alte Beſchließerin mir ſagte, daß ich Sie am Strande treffen würde, habe ich mich auf den Weg gemacht, und fortes fortuna adjuvat, da wären wir uns nun begegnet.

Er ſchloß ſich ihnen an und plauderte mit ihnen, die nebeneinander gingen und ſich nicht losließen, ſondern unter dem roten Sonnenſchirme neben ihm blieben, die Geſichter ſo fein rot überhaucht, beide in hellen Kleidern, weil die Sonne es gut meinte, während das Meer mit kleinen kurzen Wellen an den Strand ſchlug.

Mit einem Male war ein Neues in ihr Leben gekommen. Es hieß Pläne machen, und die Tage waren ausgefüllt.

Wir könnten dies tun ... und wir müßten einmal das unternehmen ... hieß es jetzt täglich.

In Roſtrow war Schützenfeſt, und am folgenden Nachmittage ſchon fuhren ſie hinüber, den Weg über das hohe Ufer hin, wo drunten die Arbeiter dabei waren, in das Meer neue Buhnenpfähle einzurammen, während oben vereinzelte Spaziergänger ſich am Abhange gelagert hatten und dieſer mühſeligen Arbeit intereſſiert zuſahen.

Auf der Höhe, dort wo die Stangenpyramide des Triangulierungszeichens ſtand, hörten ſie ſchon den Knall der Büchſen, konnten drüben am Bodden die Zelte ſehen und den Schießſtand, wo die roten Feuerflaggen wehten; und auch draußen auf dem Boddenwaſſer ſchwammen Bojen mit roten Fähnchen, damit nicht etwa ein Boot in den Schußbereich kam.

Am Friedhofe von Roſtrow mußten ſie vorbei, der hinter ſeiner hohen Mauer verlaſſen und einſam lag; hart an der hinteren Mauer waren die Buden aufgebaut, ein paar Zelte, wo jetzt Kaffee ausgeſchenkt wurde und dicke Stücken Kuchen auf den Tellern lagen.

Dann war ein Karuſſell da mit freiſchwebenden Holzpferdchen, deren Ketten und Stangen raſſelten, wenn das kleine Ding ſich drehte, von einem mageren blinden Ponny gezogen, das auf das Glockenzeichen ſich in Gang ſetzte, ohne daß ſich wer darum zu kümmern brauchte, und ebenſo brav wieder in Schritt fiel und anhielt, wobei ihm die dicke Beſitzerin half, die ſich dann auf ein an einer Kette nachſchleifendes Brett ſtellte, das den Erdboden ſchon ganz aufgewühlt hatte.

Suſi konnte nicht widerſtehen, ſie mußte einmal fahren, und ſie verſuchte auch Hilde zu überreden; aber

die wehrte lächelnd ab. Nein, so jung war sie nicht mehr, daß sie sich das erlauben konnte, vor all den Leuten aus dem Dorfe ging das gar nicht. Aber Susi sollte sich deshalb nicht abhalten lassen. Und so kletterten denn Susi und Nils auf zwei Pferdchen, die nebeneinander waren, Susi durchaus auf das äußere Roß, während Nils seine langen Beine etwas versteckter herabhängen ließ, und damit beinahe den Erdboden berührte.

Es waren bisher nur Kinder gefahren, aber kaum daß die sich rasch ansammelnde Menge sah, wie die beiden großen Leute sich einen Spaß daraus machten, als auch andere den Mut dazu fanden; und Susi hatte gar keine Lust, ein Ende zu machen, sondern wäre am liebsten eine Stunde auf dem seltsam geformten Holzpferdchen sitzen geblieben, von dem aus sie die kleine Wiese übersehen konnte, wo sich jetzt die Menschen an den Würfelbuden drängten, wo mit Ringen nach aufgestellten Messern und Pistolen, mit Bällen nach kleinen Puppen, die umklappten, geworfen wurde, wofür es bedenklich aussehende Zigarren gab; wo sich die Menge vor den Schießbuden drängte, an denen die eigentlichen Schützen stolz vorübergingen und in die kleine Bretterhalle eintraten, aus der das Krachen der scharfen Schüsse herschallte.

Nur die Beherzten trauten sich dort hinein. Hilde blieb draußen und sah zu, wie der Scheibenzeiger in seinem bunten Anzuge die Zahl der geschossenen Ringe angab; indem er seinen Zeigerstock mit der kleinen roten Scheibe daran schwenkte, oder auf- und seitwärts stieß, um rasch wieder zu verschwinden,

nachdem er das Loch verklebt hatte, wenn die Scheibe getroffen war.

Nils und Hilde waren in den Stand gegangen und freuten ſich über die Anſtrengungen, die die Schützen hier machten, ehe ſie ihren Schuß abgaben, wie ſie zielten, wieder abſetzten, tief ein- und ausatmeten, mit den Füßen lange die richtige Stellung ſuchten, um dann mit einem Male loszukrachen und achſelzuckend und beſchämt abzutreten, wenn da draußen der Zeiger hin und her wackelte, weil der Schuß ſich irgendwo in der Natur verloren hatte.

Als ſie, um Hilde nicht zu lange allein zu laſſen, wieder ins Freie traten, ſahen ſie durch die Menſchenmenge, die zur Seite wich, einen kleinen dicken Mann kommen, in einem altmodiſchen Zylinderhut, mit einer ſchweren ſilbernen Kette um den Hals, an der vorn ein großes ſilbernes Schild hing, während auf dem ſchwarzen Gehrocke vorn noch verſchiedene andersartige Auszeichnungen angebracht waren.

Sie hörten, wie die Leute ſich zuflüſterten, daß es der Schützenkönig vom vorigen Jahre war, ein ehrſamer Bäcker, der ſich heute noch im Schmucke ſeiner Würde zeigen konnte, um ſie dann am Montag, wenn der letzte Schuß fiel, dem neuen Könige zu übergeben.

Sie ſetzten ſich in eins der Zelte, und Nils nahm ſein Skizzenbuch heraus, um einige der charakteriſtiſchen Geſtalten feſtzuhalten, denn zu ſeinem Vergnügen zeichnete er manchmal für ein Witzblatt, in ſeiner ſcharf karikierenden Art.

Viel war hier nicht los. Eigentlich hatten ſie ſich das alles netter vorgeſtellt. Die Menſchen waren

alle ſo ſtill, drückten ſich ſchweigend aneinander vorbei, und nur die Orgel des Karuſſells, die Dorfmuſikanten in dem größten Tanzzelt und ein großes Orcheſtrion machten Lärm, einen Lärm, den alle Augenblicke ein noch hellerer Schuß zerriß.

Sie wanderten an den beiden großen Windmühlen vorbei, deren Räder ſtillſtanden, und durch das verlaſſene Dorf, an der Reihe der kleinen, ganz gleichmäßig gebauten Häuſer hin, in die ſich die alten Schiffskapitäne und Steuerleute zurückgezogen hatten, zu einer Zeit, als es mit Frachtfahrten noch was zu verdienen gab. —

Auch am Strande war es öde, die Kinder waren alle auf dem Feſtplatze, und nur einzelne alte Leute hatten ſich in ihre Strandkörbe gekuſchelt, die hier nahe beieinander ſtanden, als ſeien es Schafe bei einem Gewitter. Dazu lagen hier Berge von Seetang und verpeſteten die Luft. Deshalb gingen ſie zu Wegner, ſetzten ſich in den kleinen Hintergarten, wo in all den Lauben aus Geisblatt und Pfeifenkraut heute kein Menſch war, und warteten, bis der Wagen angeſpannt war, um langſam heimzufahren.

Die Sonne ſtand ſo ſeltſam matt am Himmel und warf ihre Strahlen ſchräg über die Felder; das Boddenwaſſer ſah aus wie Blei, die Schwalben ſchoſſen zwitſchernd durch die Luft und jagten ſich um die ſtrohbelegten Dächer, und wie einzelne Peitſchenſchläge klang es von dem Schießplatze herüber, während von der Muſik nichts mehr zu hören war.

Langſam fuhr der Wagen den Weg hin, der graue Staub fiel von den Speichen der Räder, und

ſie ſaßen alle drei und ſchützten ſich gegen das letzte Sonnenlicht, das die Augen ſo unangenehm traf.

Schweigend beendeten ſie die Fahrt, und erſt als ſie auf der Terraſſe der Villa ſaßen, kam wieder etwas Stimmung auf; und als dann das Abendeſſen vorbei war, Nils mit einer Zigarre auf und ab ging, während Suſi mit ihrer Zigarette ſich in einem Schaukelſtuhle ausruhte und langſam hin und her wippte, was ſie ſtundenlang tun konnte, trat die alte Gemütlichkeit wieder in ihre Rechte, und jeder fühlte ſich wohlig an ſeinem Platze.

XXVII.

Hilde hatte Pinſel und Palette hingelegt, ſich die Hände geſäubert und war nun hinausgetreten auf den Balkon, um nach der Schweſter auszuſehen.

Sie kam heute nicht in Arbeitsſtimmung, ihre Gedanken irrten beſtändig ab; allein wenn ſie nachdenken wollte, was ſie eigentlich ſo abzog, dann konnte ſie ſich nicht darauf beſinnen, denn es war nichts Greifbares, nur allerhand flüchtige Bilder, die an ihr vorüberhuſchten, und ſie fand ſich träumend in einem der bequemen Stühle des Ateliers, und die Arbeit auf der Staffelei war vergeſſen.

So gab ſie es denn auf, ging auf dem langen ſchmalen Balkon, über den der Wein ſich jetzt heraufrankte, auf und ab, und blickte nach dem Strande, ob Suſi und Nils Erklund noch nicht zurückkommen würden.

Sie nahm das Fernglas und ſuchte die Küſte ab, bis zum Walde, aber ſie fand ſie nicht. Suſi war

leicht zu erkennen an dem roten Sonnenſchirm, und Nils an ſeinem ſchneeweißen Anzug.

In Gedanken nannte ſie ihn nie anders als Nils; ſo ſehr war er ſchon in ihre Vorſtellungswelt eingedrungen.

Sie fühlte ſich ſeltſam zu ihm hingezogen, und oft träumte ſie von ihm, ſie, die ſonſt die Nächte durchgeſchlafen hatte, und ſich nicht erinnerte, daß ſie je Träume gehabt. Am Tage ſchämte ſie ſich dieſer nächtlichen Vorſtellungen; zuweilen, wenn ſie ihn anſah, errötete ſie bei dem Gedanken, wie ſeine Geſtalt ſich ſo in ihren Frieden drängte. Als ob er etwas davon wiſſen könne. Sie glaubte wieder die Worte zu hören, die er im Traume zu ihr geſprochen, und ſie war nur über das eine froh, daß ſeine Zärtlichkeiten im Traume, wie er ihren Arm geſtreichelt, oder ſie in ſeinen Arm genommen, eine gewiſſe Grenze nicht überſchritten. Dafür war ſie ihm auch am Tage dankbar und fühlte ſich nur noch mehr zu ihm hingezogen.

Ihren Mann ſah ſie nur in großen Zwiſchenräumen. Er hatte keine Ruhe hier draußen. Seine Zeitſchrift verlangte angeblich ſeine ſtändige Anweſenheit in Berlin.

Eines Tages erfuhr ſie, daß er in Beziehungen zu einer bekannten Schauſpielerin ſtand, bei deren Namensnennung, wie ihr jetzt einfiel, er noch nie ein Wort geäußert hatte, ſondern immer faſt auffallend ſtill geweſen war. Sie fühlte ſofort, daß es die Wahrheit ſei; und kaum acht Tage vergingen, da war ſie durch einen Zufall ihrer Sache ganz ſicher.

Sie war weder erſtaunt noch empört, es kam faſt

wie etwas Selbſtverſtändliches. Sie prüfte ſich, wie ſo ganz anders ſie dieſe Tatſache noch vor zwei Jahren aufgefaßt hätte. Heute nahm ſie es ruhig hin, ohne eine Träne, mit einem gleichmütigen Achſelzucken, faſt dem Gefühle einer Befreiung, daß ſie nun eine Waffe gegen ihn hatte, wenn es je notwendig ſein ſollte. Er war jetzt ganz abgetan für ſie, das war ihr einziger Gedanke, der Troſt für die kommende Zeit.

Ganz ruhig hatte ſie ihm bei ſeiner nächſten Anweſenheit geſagt, daß er ſich mit ſeinem Zärtlichkeitsbedürfnis nur an jene andere wenden möge. Sie ſei ſich zu gut dazu, zu teilen.

Verblüfft hatte er ſie angeſtarrt, aber ſie war lächelnd an ihm vorbeigegangen, um ſich in ihrem Zimmer einzuſchließen.

Dann fiel kein Wort mehr darüber. Ein paar Tage ſpäter reiſte er ab, und damit war alles zwiſchen ihnen zu Ende. —

Ganz ruhige, immer ein wenig geſchäftsmäßige Briefe wechſelten ſie, und er befaßte ſich eifriger als je mit dem Vertrieb ihrer Werke, ſorgte dafür, daß Artikel über ſie geſchrieben wurden und erſchienen, aber das innere Band war zerriſſen, und er ging ſeinen Weg, jetzt völlig ungeniert, ſeit er wußte, daß er ihr nichts mehr zu verheimlichen hatte.

Er nahm noch immer das lebhafteſte Intereſſe an ihr und vor allem an dem Kinde, daß ihm ähnlich war, ſo daß es jedem Fremdeſten auffiel. Dabei war es ein ſo ſanftes und liebes Geſchöpf, das ſich mit einem Blicke leiten ließ. Mit einem unendlichen Zärtlichkeitsbedürfniſſe hing die Kleine an

Hilde und war am glücklichſten, wenn ſie bei der Mutter ſein konnte. Stundenlang konnte die kleine Annie ohne einen Laut ſpielen, ſo daß Hilde ſie oft im Atelier hatte, wo ſie ihre Gegenwart kaum ſpürte, als ob das Kind wußte, um was es ſich bei der Arbeit hier handelte.

Wenn der Vater da war, bekam auch er ſeinen Anteil an Liebe ab; aber immer wieder zog es die kleine Annie zur Mutter, deren Lebensinhalt neben ihrer Kunſt das langſam heranwachſende kleine Weſen war.

Nun aber war ein Neues hinzugetreten, das war die Freundſchaft für Nils Erklund. Sie war völlig im unklaren, ſeit wann dieſe neue Empfindung über ſie gekommen war. Mit einem Male war ſie da, als ſei es immer ſo geweſen.

Alles, was ſie unternahm, brachte ſie in Beziehung zu ihm. Bei jedem Bilde, das ſie anfing, ſtellte ſie ſich vor, was er wohl dazu ſagen würde, und nachdem ſie lange Zeit auf ihr Ausſehen faſt nichts mehr gegeben hatte, fing ſie jetzt wieder an, ſich vor dem Spiegel zu prüfen, wie die Sachen ihr ſtanden.

Nils konnte jeden Augenblick zu Beſuch kommen, und danach richtete ſie ſich in ihrer Kleidung; die kurzen Röcke, in denen ſie ſonſt umherlief, erſchienen ihr plötzlich höchſt unkleidſam, und ſie trug im Hauſe wie draußen lange Kleider; ſie hatte gefunden, daß die fußfreien Sachen ihrem Alter nicht recht angemeſſen ſeien.

Suſi lachte ſie aus und lief wie ein Backfiſch herum. Mit ihren freien, immer ein wenig haſtigen Bewegungen ſtanden ſie beide nun in ziemlich ſchroffen

Gegenſatze. Suſi machte in ihren kurzen Röcken einen ganz kindlichen Eindruck, während Hilde voller Würde einherſchritt. —

Wo blieben Nils und Suſi heute nur? Schon den ganzen Nachmittag waren ſie fort, während ſie vergebens ſich gemüht hatte, mit ihrem Bilde vorwärts zu kommen.

Ein ganz leiſes Gefühl der Zurückſetzung regte ſich in ihr — daß er ſeine Zeit in ſo ausgiebiger Weiſe der Schweſter widmete.

Die beiden waren noch immer nicht zu ſehen, und ſie hätte ſie gern bei ſich gehabt, weil ſie nicht wußte, was ſie anfangen ſollte.

Annie kam herein und wollte zum Dorfanger, wo heute auf dem freien Platze Zigeuner angekommen waren mit Affen.

Hilde erlaubte es, und ihr fiel ein, was Nils heute morgen ihnen erzählt hatte.

Er hatte weit hinten an der Kuhweide im Graſe gelegen zwiſchen zwei Dünen, und die Augen waren ihm zugefallen.

Plötzlich war er aufgefahren, hatte im erſten Moment nichts geſehen als den tiefblauen Himmel über ſich und den warmen weißen Sand unter ſich gefühlt; da hob ſich über ihm ein zottiger Hals, und dicht neben ihm ſtand ein rieſiges Kamel, das ihn anglotzte.

Er ſetzte ſich auf und wußte nicht, was mit ihm war, ob er träumte, oder ſich irgendwo in fernen Ländern in einer Wüſte befand.

Krampfhaft bemühte er ſich, zu ſich zu kommen; dann ſprang er auf, und hoch aufgerichtet ſtand vor

ihm ein brauner Bär, — aber der hatte einen Maulkorb um, und dann ſah er das rote Viereck des Hotels in der Ferne, wußte, daß er in Sandhoop war, und ſah auch zwei grüngeſtrichene Zigeunerwagen; auf dem einen kletterten ein paar angekettete Affen herum, und ſchon kam ein ſchmieriges Frauenzimmer in gelbem Kopftuch mit einem Tambourin und bettelte und wollte ihm wahrſagen.

Es waren Zigeuner; — allein im erſten Augenblick, als das Kamel auftauchte, glaubte er, er liege in der Wüſte, oder es ſei ein Zauber dabei im Spiele.

Das fiel ihr jetzt ein, als das Kind kam, und ſie lächelte vor ſich hin, wie dramatiſch er ſein kleines Abenteuer erzählt hatte. —

Endlich erblickte ſie den roten Sonnenſchirm, aber das Paar ſchien gar nicht näherzukommen. Immer blieben ſie wieder ſtehen, der Mann bückte ſich nach Steinen, die ſie gemeinſchaftlich betrachteten und dann wieder in das Meer zurückwarfen.

Sie wollte ſchon ihren Hut nehmen, um ihnen entgegenzugehen; aber dann ließ ſie es wieder und ſtellte das Fernglas auf die beiden ein, um ſie zu beobachten, die keine Ahnung haben konnten, daß ſie ſich ſo mit ihnen beſchäftigte.

Jede Miene konnte ſie ſehen, wie Suſi ſich ihm zuwandte und ihm etwas ſagte — aber das alles geſchah ſo natürlich, daß Hilde eine große Beruhigung empfand.

Sollte ſie eiferſüchtig ſein, eiferſüchtig auf Suſi? Und wegen Nils Erklund? — Das war ja Unſinn; dazu mußte ſie ſich doch für den Herrn mehr intereſſieren, als ſie es tat.

Nun ſtanden die beiden weißgekleideten Geſtalten ganz nahe bei den Booten, die am Dünenübergange im Sande lagen, wo die Fiſcher dabei waren, alles für die Nacht fertig zu machen, zum ausfahren, die Netze bereitzulegen, die ſie in der Dunkelheit auswerfen wollten.

Suſi ſetzte ſich auf den Rand des grüngeſtrichenen Bootes, und Nils ſtand vor ihr. Hilde ſah, wie er den Mund bewegte, und ſie glaubte faſt hören zu können, was er ihr ſagte, und dabei verging ſie vor Neugier, es wirklich zu erfahren.

Die Schweſter hob den Kopf nicht; ſie ſah vor ſich nieder in den Sand, und ihr Fuß ſchob kleine Berge zuſammen, um ſie dann wieder zu zerſtreuen; dabei ſagte ſie nichts, kniff nur die Lippen ein wenig zu und ſah dabei auf das Meer hinaus. Und er ſtand vor ihr und ſprach auf ſie ein, und ſchlenkerte ſeinen Stock hin und her, — ganz langſam hin und her.

Er redete dabei beſtändig auf ſie ein, die zuweilen ihren Kopf etwas zur Seite neigte und mit ihrem roten Sonnenſchirme ſpielte.

Jetzt gingen ein paar Menſchen dicht an ihnen vorbei und grüßten ſie. Dadurch entſtand eine Pauſe, und Nils ſtützte nun den Stock auf die Bank des Bootes und lächelte vor ſich hin.

Suſi aber ſchien nur Augen für einen Dampfer zu haben, der qualmend in der Ferne dahinzog in die niedergehende Sonne hinein, und an deſſen hoher, hellſchimmernder Ladung man erkennen konnte, daß es ein Schiff mit ſchwediſchen Hölzern war, die hier täglich ihren Kurs nahmen, ein Schiff aus Nils Heimat.

Eine der Zigeunerinnen blieb vor ihnen ſtehen, und nach einer Weile hielt Suſi ihre Hand hin, ließ ſich wahrſagen, und Nils nickte dazu lachend, und gab der fahrenden Frau ein Geldſtück, worauf ſie ihm den Ärmel küßte. —

Dann ſtand Suſi plötzlich auf und kam auf den Steg zu, der über die Düne führte. Er folgte ihr nicht gleich, dann entſchloß er ſich ganz langſam dazu, und nun verſchwanden ſie beide für Hilde eine Zeitlang hinter der Düne, in dem toten Winkel, — bis zuerſt das helle Kleid Suſis und dann hinter ihr nach einer Weile Nils oben auf dem Dünenkamme erſchien. — Sie blieben beide ſtehen, daß ihre Silhouetten ſich gegen den ſchon in beginnendes Rot getauchten Weſthimmel dunkler abhoben, ganz wie damals das Liebespaar, das Hilde hier einmal geſehen; dann tauchten ſie hinter den Weiden unter. —

Hilde ſchüttelte ein wenig den Kopf über ſich ſelbſt. Was war nur mit ihr, daß ſie ſolch ein Intereſſe an den beiden nahm?

Aber ſie entſchloß ſich doch, mit Suſi zu ſprechen und ſie zu fragen, wie ſie mit Nils ſtand; denn ſo ganz harmlos ſchien ihr die Szene nicht zu ſein, die ſie da eben beobachtet hatte.

Ganz ſo war es damals auch mit ihr und Max geweſen.

XXVIII.

Am hohen Ufer blühten die Immortellen, und Suſi hatte ganze Sträuße mit nach Hauſe gebracht.

Nun ſaß ſie im Garten und band einen großen

Kranz. Still saß sie da, und ihre Finger legten eine gelbe Blume an die andere.

— Für wen soll das denn sein? fragte Nils Erklund.

— Für einen, der nicht genug Mut hatte, oder vielleicht auch zuviel Mut, als er sein nutzloses Leben fortgeworfen hat. Für unsern einstigen Nachbarn, Walter Prehm.

— Zuviel Mut?

— Ja, denn ich glaube, es gehört Mut dazu, so aus der Sonne fortzugehen. Manchmal glaube ich, ich könnte ihn auch haben.

— Aber Fräulein Susi!

— Weshalb erschrecken Sie?

— Wie können Sie nur so etwas sagen.

— Sie sehen ja, daß ich es kann, und ich sage es nicht nur, ich empfinde es auch. Ich kann es so gut verstehen, wie einer das Leben hinwirft, wie man eben etwas fortwirft, das keinen Wert mehr für einen hat.

Nils sprang auf und ging vor ihr auf und ab, dann blieb er stehen und sah sie ganz erschreckt an:

— Keinen Wert! Ihr Leben keinen Wert?

— Ich meine ja nicht augenblicklich, — aber manchmal, wenn eine Stimmung einen überfällt.

— Eine Stimmung! — Solche Stimmungen darf man nicht haben! Wirklich, Fräulein Susi, Sie erschrecken einen.

— Und was sollte Walter Prehm anfangen? — Hat er nicht ganz recht gehabt? Aus ihm wäre doch nie etwas geworden, oder glauben Sie, daß er sich noch aufgerafft hätte? Ich denke, Sie kannten ihn,

waren doch einmal mit ihm einen Sommer in Schweden zuſammen.

— Das wohl! Bei ihm war es freilich ſchon zu ſpät.

— Sie ſehen, es war zu ſpät, aber doch nicht allzuſehr. Noch einmal hat ſich alles Intereſſe auf ihn gewandt. Sie ſehen es an mir, die ſich nie viel aus ihm gemacht hat. Nun ſitze ich und winde ſeinem Andenken einen Kranz für ſeine Ruheſtätte, die er ſich ſelbſt beſtimmt und vor der Zeit aufgeſucht hat.

— Aber das hat doch alles nichts mit Ihnen zu tun. Ich habe gedacht, Sie nehmen das Leben leicht, ſo wie ich.

— Gewiß nehme ich es leicht; deshalb lege ich ihm auch nicht ſo große Bedeutung bei.

Hilde kam vom Hauſe her. Nils ging raſch auf ſie zu und bat ſie:

— Liebe gnädige Frau, helfen Sie mir. Hören Sie nur, was Ihre Schweſter für Anſichten entwickelt.

— Ach, Suſi übertreibt ja ſo oft. Sie meint es nicht immer ſo ſchlimm.

— Na, Gott ſei Dank!

— Du windeſt ja einen Totenkranz, Suſi?

— Ja, Hilde, für den armen Prehm.

— Der arme Kerl.

— Weiß denn eigentlich niemand etwas näheres, wie das alles ſo gekommen iſt? fragte Nils Erklund.

— Nein, ganz aufgeklärt wird es wohl nie werden. Sie wiſſen ja ſelbſt, wie er war; den ganzen Tag hatte er mit ſeinen Pflanzen zu tun, immer nur dabei, ſeinen Garten in Ordnung zu bringen. Er hätte als reicher Junge auf die Welt kommen

müſſen, dann würde ſeine Malerei ihren Wert gehabt haben, als eine über den Dilettantismus hinausgehende Befähigung. So war und blieb er eben nur einer unter den tauſend andern Malern. Seine Freunde hielten wohl zuviel von ihm. Es iſt nett, wenn Bekannte zuſammenhalten, aber diesmal hat es keine guten Früchte getragen.

— Hat er denn an ſich ſelbſt geglaubt?

— Zuzeiten wohl, wenn er ſich täuſchen wollte. Im Grunde hat er ſehr wohl gewußt, was mit ihm los war. Es ging ein Gerücht, daß er ſich für eine junge Dame intereſſierte, die, weil er nichts tat, endlich nichts mehr von ihm wiſſen wollte; er hatte auch wohl Schulden, und niemand konnte oder wollte ihm helfen. Und nun, glaube ich, ſollte es davon abhängen, ob ſeine Bilder zur Ausſtellung kommen würden — aber alle drei wurden nicht aufgenommen. Das war wohl das letzte, denn er reiſte hierher und machte ein Ende.

— Waren Sie damals gerade hier, gnädige Frau?

— Ja, ich kam einen Tag ſpäter hier an, und alles war in ſinnloſer Aufregung. Niemand hatte derartiges gedacht. Am Abend zuvor hatte er all ſeine Bekannten, die hier waren, noch in ſein Atelier gebeten, und es war luſtig zugegangen. Nur er ſelbſt hatte faſt nichts getrunken; er war auch ein wenig ſtiller als ſonſt. Aber das fiel niemandem weiter auf. Er hatte die drei Bilder aufgeſtellt, eine Dünenlandſchaft, die gar nicht ſchlecht war, beſſer als das meiſte, was auf der Ausſtellung zu finden iſt, eine ſtille Waldwieſe, zu wenig Stimmung, gar ſo hart, und ein gemähtes Roggenfeld mit dem roten Hauſe dahinter,

was nicht recht zuſammenſtimmte. — Aber ſchlecht waren die Bilder nicht, nur unfertig. — Am andern Morgen fand man ihn. Mitten im Atelier hatte er ſich einen großen geſchnitzten Stuhl geſtellt, der ſein Lieblingsſitz war; die Türen zum Garten ſtanden, wie immer, weit offen; der abgeſchoſſene Revolver lag zu ſeinen Füßen, und wie ſchlafend angelehnt ſaß er in dem Seſſel. Aber was ich nie vergeſſen werde, das waren die drei Bilder, die auf den Staffeleien herumſtanden, durch jedes Bild hatte er mit blutroter Farbe einen breiten wagerechten und einen ſenkrechten Strich gezogen; und dieſe blutigen Kreuze, die ſich in ihrer Grellheit ſo ſcharf abhoben von den kraftlos blaſſen Bildern, die immer ein wenig blutleer wirkten, haben auf mich und jeden, der ſie geſehen hat, einen faſt grauſigen Eindruck gemacht. Es war noch alles, wie ſie ihn gefunden und nichts angerührt. Im Nebenraume ſtanden noch die Gläſer und Flaſchen vom Abend vorher. Kein Tropfen mehr darin, denn eher waren die Freunde nicht gegangen. Und der Gaſtgeber wie ſchlafend in ſeinem Stuhle, mitten unter den von ihm ſelbſt blutig gezeichneten Werken ſeiner Hand.

— Ich hätte es ſehen mögen, ſagte Suſi leiſe.

— Ja, es hatte etwas von Größe; nur ſchade, daß dieſe Größe erſt ſo ſpät, ganz zuletzt kam, als es keinen Zweck mehr hatte, und nur für die wenigen, die zufällig dazukamen. — Ich blieb ein paar Augenblicke mit ihm allein und ſtand auf der Schwelle zum Garten. Draußen war ein ſo helles Frühlingslicht, und die erſten Blätter kamen an den Sträuchern, die er ſo geliebt und gepflegt hatte; dicht neben mir lag die große Gießkanne, mit der er alle Tage

ſo eifrig hantiert hatte, — und nun lag er ſtill und friedlich da, hatte ſich ſo ſicher ins Herz geſchoſſen, daß man nichts davon merkte, und endlich Ruhe und Frieden gefunden. Denn er war nicht der ſelbſtzufriedene Menſch geweſen, wie manche wohl dachten. Er quälte ſich und ſuchte und rang — aber die rechte Ausdauer fehlte. Er war immer gleich entmutigt. Der kleinſte Erfolg in der früheren Zeit hätte ihm den Glauben an ſich ſelbſt und neue Schaffenskraft gegeben. So zerbrach er nun, ohne ſich je auszugeben. —

Eine Weile war es ganz ſtill; dann ſagte Suſi, die ihren Kranz beinahe fertig hatte:

— Wenn man jedesmal gleich tot wäre, nur wenn man es ſich wünſcht, wie viele Menſchen wären dann wohl auf der Welt?

— Aber, Fräulein Suſi. wie können Sie das ſagen, ich zum Beiſpiel habe es mir noch nie gewünſcht, ſagte Nils Erklund.

— Nie daran gedacht?... Beſinnen Sie ſich einmal ganz genau.

— Nein, wirklich nicht. Dazu bin ich zu leichtſinnig. Warten Sie mal — doch!... Auch ich! Ja, Sie haben recht, auch ich.

— Sehen Sie!

— Ja, aber da war ich ein Junge, und hatte was ausgefreſſen. Da weiß ich, hatte ich einmal den Gedanken, es wäre am beſten, tot zu ſein, von einer Klippe ins Meer zu ſpringen; aber ich konnte ja ſchwimmen; aber ſonſt wirklich nie wieder.

— Sie ſind eben kein ernſter Menſch.

— Will ich auch gar nicht ſein.

— So, ich bin fertig! Wollen Sie mitkommen? — Heute iſt ſein Geburtstag. Ich will ihm den Kranz bringen.

— Aber gewiß, Fräulein Suſi!

— Dann kommen Sie. Ein paar lebende Blumen muß ich ihm aber auch noch bringen. — Sie ſchnitt noch ein paar weiße Lilien ab, und dann gingen ſie, während Hilde ſich ein Buch nahm und im Garten blieb. Sie war am Morgen ſchon allein hingeweſen. —

Die kleine Pforte des Friedhofes knarrte in den verroſteten Angeln, und durch das hohe Gras ſtiegen ſie den ſteilen Hügel hinauf, wo unter den Pappelweiden die Toten ſchliefen.

Aber als ſie ſich dem Grabe Prehms zuwenden wollten, dem die Freunde einen großen Granitfindling als Denkſtein errichtet hatten, da ſahen ſie, daß eine Dame dort ſtand, die die vier Eckkugeln der Einfriedigung mit gelben Immortellenkränzen behängt hatte und ſich noch weiter daran zu ſchaffen machte, indem ſie auch den Stein bekränzte.

— Kommen Sie, ſagte Suſi leiſe, und ſie gingen zu der Bank, die an den Stätten der Tante und Mutter ſtand, und ließen ſich dort nieder.

— Ich bringe den Kranz hierher, da iſt er wohl heute beſſer angebracht.

— Wer iſt die Dame? fragte Nils leiſe.

— Ich weiß nicht genau. Irgend ein Fräulein Raſch, oder ſo; die Leute nennen ſie Fräulein Witwe. Weil er ſie gekannt hat und ſie manchmal bei ihm war, tut ſie nun ſo, als habe ſie ihm näher geſtanden. Ganz als ob ſie ſeine Braut geweſen,

und es ſcheint faſt, daß ſie ſelbſt es glaubt, denn ſie ſitzt alle Augenblicke hier oben. Anfangs lief ſie immer dunkel angezogen herum, aber ich ſehe ſie viel mit anderen Herren, und es iſt, glaube ich, nicht viel mit ihr los. Es iſt ihm gar nicht eingefallen, daß er ſich für ſie irgendwie intereſſiert hätte. Aber ſie tut ganz ſo, als ob er ſich ihretwegen das angetan.

— Vielleicht hat er?

— Gott bewahre! — die Sachen lagen ganz anders; aber was geht's uns an. Nur will ich es ihr nicht gönnen, daß ſie ſieht, wie ich ihm den Kranz bringen wollte, den nun Tante und Mama bekommen haben.

— Was hätte das geſchadet?

— Nein! Einmal habe ich geſehen, wie ſie alle andern Blumen von der Stätte entfernt hat, damit nur ihre Kränze allein da bleiben ſollten. Dem möchte ich meinen nicht gern ausſetzen.

— Was iſt ſie denn?

— Ich weiß nicht, denn ich kenne ſie nicht. Es kümmert mich auch nicht. Sie will ſich nur intereſſant machen. Sehen Sie, jetzt kniet ſie gar am Grabe.

— Wahrhaftig!

— Weil wir da ſind. Hoffentlich geht ſie bald; ſonſt kommen wir ſpäter wieder.

— Ihr Wunſch wird ſchon erfüllt.

— Wir wollen hier noch bleiben, bis ſie ganz fort iſt; ſonſt beobachtet ſie uns. Iſt es hier nicht ſtill und friedlich?

— Freilich!

— Hier will ich auch einmal hinkommen. Ich

habe Hilde ſchon dazu veranlaßt, und wir haben uns dieſe Plätze hier geſichert. Sehen Sie, dort! ...

— Aber, Fräulein Suſi!

— Ich finde, es iſt eine ſolche Beruhigung, wenn man weiß, wo man einmal ſein Ruheplätzchen hat. Hier iſt es ſchön und einſam, nicht dieſe gräßliche Einſamkeit der Berliner Friedhöfe, die irgendwo da draußen in der Öde liegen, wo nie ein Menſch hinkommt, wenn er nicht muß. — Für mich hat das alles nichts Schreckliches, aber ſo gar nichts. Ich kann vom Tode ſprechen und daran denken. Nur möchte ich vorher noch was vom Leben haben.

— Was denn?

— Was ich haben will? — Ein bißchen Glück, was die Menſchen ſo Glück nennen.

— Ach, Fräulein Suſi, manchmal tut es mir ſo leid, daß ich ſolch ein ſchlechter Kerl bin. Manchmal habe ich ſchon gedacht, ich müßte in mich gehen, und ſollte heiraten, — und wiſſen Sie auch, an wen ich dabei gedacht habe?.. wen ich gewiß ſehr lieb haben könnte? —

— Wie ſoll ich das wiſſen.

— Das ſollten Sie eigentlich wiſſen, da Sie es ſind, an die ich gedacht habe.

— An mich? — Freund Nils!

— Ja, wundert Sie das ſo?

— Freilich! Was finden Sie denn an mir?

— Ich glaube, Sie wären eine Frau, der ich treu ſein könnte.

— Dazu bin ich nicht hübſch genug.

— Eben darum; eine ſchöne Frau iſt für uns bald abgetan, bei einer hübſchen dauert es ſchon

länger, — aber nun bei einer, wie Sie ſind, bei der man täglich etwas Neues entdeckt, kann man es auf die Dauer wohl aushalten, glaube ich.

— Sehr gütig, edler Meiſter.

— So recht entdeckt habe ich das erſt jetzt, wo ich mich ſo eingehend mit Ihnen befaßt habe.

— Das ſagen Sie mir alles hier?

— Warum ſoll ich nicht, ich meine ja, was ich ſage, und ich meiſtere meine Worte, und paſſe ſie dem Orte an, ſonſt würde ich noch ganz anders ſprechen.

— Dann iſt es nur gut, daß wir uns hier befinden.

— Sie ſind mir böſe, Suſi?

— Eine Frau iſt nie böſe, wenn ihr Schmeicheleien geſagt werden; denn das beabſichtigten Sie doch damit?

— Nein, nein, ich meine es ganz ſo, wie ich es ſage.

Nun ſchwiegen ſie beide; dann ſagte Niels leiſe:

— Sehen Sie, mir geht es auf anderem Gebiete ähnlich, wie dem armen Kerl da drüben. Es iſt zu ſpät geworden. — Da habe ich mich verzettelt und alles vergeudet, und nun fehlt mir das Große, der Glaube an mich ſelbſt als Menſch —, nicht als Künſtler, darin habe ich Vertrauen; nein, der Glaube, Genüge zu finden in der Beſchränkung. Selbſt an die größte und uneigennützigſte Liebe glaube ich nicht, will ich nicht glauben, weil ich mir ſelbſt zu ſehr mißtraue. Wenn das nicht wäre, würde ich heut' ganz anders zu Ihnen ſprechen, als ich es tue. Ich ſchleppe da wohl ſo etwas wie eine Leiche mit mir herum; und ſo liegt meine Zukunft höchſtens noch auf künſtleriſchem Gebiete. Der Menſch muß ſich beſcheiden und verzichten.

— Und da wollen Sie es mir verwehren, zu ſagen, daß der Tod manchmal ein ſehr willkommener Gaſt ſein kann?

— Was hat das mit dem Tode zu tun? — Aus Ihrem Munde mag ich das nicht hören, weil es mir weher tut, als ich ſagen kann.

— Sie ſagen das ſo, daß man Ihnen beinah glauben könnte.

— Sehen Sie, Sie glauben ja auch nicht an mich.

— Ein klein wenig doch. Aber nun kommen Sie, das Feld iſt frei, und ich möchte dem Armen zu ſeinem Geburtstage nicht ganz welke Blumen bringen, nachdem er wegen des dummen Mädels ſchon um ſeinen Kranz gekommen iſt.

Damit erhob ſie ſich, ging an das Grab, während Nils ihr langſam und nachdenklich folgte, — und ſie legte die Blumen nieder, und blieb dann ſtehen, um eine ganze Weile ſchweigend darauf niederzuſehn.

Dann wandte ſie ſich zu Nils und ſagte in einem ganz friſchen Tone:

— Nun kommen Sie, Nils! Gehen wir zurück in das Leben!

XXIX.

Das helle Sonnenlicht fiel in die Glasveranda und auf den hohen Tiſch, auf dem aus grauem Ton ſich die neueſte Arbeit Nils Erklunds erhob. Er war des Nichtstuns müde geworden, und eines Tages war eine große Kiſte in der Villa Hildes angelangt, und am folgenden Morgen hatte Nils ſich in der einen Hälfte der Veranda ſeine Arbeitsſtätte eingerichtet.

Er wühlte im Ton und knetete ihn durch; dann hämmerte er und bog an ſtarken Drähten ein ſeltſames Gebilde zurecht, um das er die graue Maſſe klebte und drückte; und endlich rief er, in ſeinem langen weißen Kittel hin und her eilend, Hilde und Suſi, und ſie mußten ſich nebeneinanderſetzen, und er bog ihre Köpfe und drehte ihre Schultern, bis er endlich hatte, was er wollte. Dann fing er an, mit den Händen zu formen, in großen Maſſen und Konturen; Klumpen von Ton holte er aus der Kiſte und backte ſie an, nahm mit wühlenden Fingern dort wieder etwas fort, bis das Ganze Geſtalt gewann, und allmählich die Rundungen zweier Köpfe zu erkennen waren, und Schultern, die ſich aneinanderlehnten.

Und nun in ganz ſchwacher Form traten die Naſen hervor und die Art der Haartracht und der Hals, den ſie beide freimachen mußten, und dann, nachdem er ſeine Hände, die furchtbar ausſahen, oftmal gewaſchen hatte, trat er vor ſie hin mit einem gefährlich ausſehenden Inſtrumente, einem großen Zirkel, und ſie mußten ganz ſtillhalten, wenn er die beiden Schenkel zuſammenbog und genau die Entfernungen abmaß, vom Kinn bis zum Wirbel, von der Spitze der Naſe bis zum Hinterkopf, von einem Ohr zum andern, die Schläfenbreite, die Stärke des Halſes, alles, was nur zu meſſen war.

Beide behaupteten, das Ding kitzele ſie, und hielten vor Lachen nicht ſtill, und er mußte den Zirkel wieder und wieder ſtellen.

Aber er erklärte ihnen, dies müſſe ſein, ſonſt ſei nachher alles Unſinn und nichts ſtimme, denn beim beſten Augenmaß täuſchte man ſich zu leicht, weil die

graue Tonmaſſe mit ihren noch ungeformten Flächen zu leicht irreführte.

Am andern Morgen hielten ſie ſchon ganz ſtill, denn ſonſt quälte er ſie nicht; und nach der erſten Stunde war Hilde erlöſt. Er wollte nun erſt zwei Tage Suſi allein als Modell haben, dann wechſelten ſie ab, und erſt zum Schluß mußten ſie ihm wieder gemeinſam ſitzen.

— Manchmal, ſagte er während er mit dem Zeigefinger über den Ton wiſchte und ſtreichend drückte, manchmal kommt es mir vor, als ob Sie und Frau Hilde ſich gar nicht ähnlich ſeien, aber auch gar nicht, und dann wieder, wie jetzt, finde ich eine ſo frappante Ähnlichkeit, daß ich ganz erſtaunt bin, und dieſes Problem muß ich löſen. Es hat mich ſchon oft gequält, und das reizt mich jetzt bei der Arbeit, all dieſe Parallelen herauszufinden.

Die ganze Zeit, die er mit Suſi zuſammen war, tat er nichts anderes, als arbeiten und ſie anſtarren.

Oft ſtellte er ſich ganz dicht vor ſie hin, aber während Suſi ihn einfach keck anlachte, wurde Hilde verlegen, und war immer nahe daran, zu erröten; denn ein paarmal hatte er ihr das Haar, das vom Winde zerzauſt, ihr über die Ohren hing, mit leichter Hand zurückgeſtrichen.

— Sie haben doch das feinſte Ohr, das ich je geſehen habe, ſagte er. Wenn ich die Büſten fertig habe, muß ich einmal ganz für ſich Ihr Ohr modellieren, alle beide, denn ich finde, das linke iſt beinah' noch edler in den Linien als das rechte.

Hilde war ganz rot geworden bei dieſem Lobe, — vor allem, weil ſie ſelber wußte, wie zierlich ihre

Ohren waren; aber mit dieſem Tonfall hatte es ihr noch niemand geſagt.

Es war merkwürdig, wie er ſich in ihr Leben drängte, ganz unmerklich, aber ſo, daß ſie ihn kaum mehr entbehren konnte, und ſie den Tag immer nur danach ſchätzte, wann er kam, und nur die Stunden rechnete, die ſie mit ihm zuſammen verbrachte.

Was ihr an ihm ſo gefiel, war, daß er ſo kinderlieb war.

An dem Kinderfeſte, das der Lehrer von Sandhoop für ſeine Schule und alle Kinder der Badegäſte veranſtaltete, — wo die Jungens mit einer altertümlichen Armbruſt nach dem roten Herzen eines Holzadlers ſchoſſen, während die Mädchen mit einer, an einem Faden ſchwebenden Taube nach der Scheibe ſtachen, — hatte er ſich am eifrigſten hervorgetan, daß jedes Kind zu ſeinem Rechte kam.

Es konnte niemand netter mit der kleinen Annie ſpielen, als er es tat, und das Kind hing bald mit einer ſeltſamen zärtlichen Liebe an ihm.

Er war wütend auf eine dicke Dame, die ſich für eine Malerin ausgab, und oben in der von der Sonne überhitzten Glashalle des Hotels täglich ein paar kleine Fiſchermädchen quälte, die ihr ſitzen mußten. Stundenlang ließ ſie die Kinder auf einem Tiſche Modell ſtehen, und eins war einmal ohnmächtig umgefallen vor Erſchöpfung.

Nils tobte und war wütend, als er es hörte, erklärte, das dicke Weib verhauen zu wollen. Sie hatten beide alle Mühe, ihn zurückzuhalten, aber er blieb dabei, er grüße ſie nicht mehr, und warte nur auf die Gelegenheit, um ihr ſeine Meinung zu ſagen,

aber gründlich. Er war überzeugt davon, daß ſie dabei eine rabiate Tierſchützlerin war. Er kannte dieſe Sorte.

Manchmal ſchien er Hilde ganz gleichgültig, immer wenn er mit anderen und ihr zugleich zuſammen war. Aber kaum daß ſie allein waren, ſo wurde er wärmer.

Hilde glaubte, daß er ſich für ſie intereſſiere. Darin lag ein eigener Reiz für ſie, denn ſie ſagte ſich, ſie ſei doch jung und dürfe Anſprüche an das Leben ſtellen, konnte noch etwas erwarten. Von wirklicher Leidenſchaft war ſie ganz frei geblieben, das war ihr ein unbekanntes Land; manchmal träumte ſie davon, und dachte ſich aus, wie ſie ſich wohl dabei benehmen würde, wenn das an ſie herantrat. —

Einmal ſaßen ſie in Suſis Zimmer, beide damit beſchäftigt, ihre Kleider durchzuſehen, ein paar Sommerkleider, ganz gleich in Farbe und Schnitt, die ſie ein wenig auffriſchen wollten.

Die Lampe brannte, und durch die offenen Fenſter kam die weiche Abendluft.

Zuweilen flatterte ein Nachtfalter um die Lampe oder tanzte an der weißen Decke, und ſchlug knatternd mit ſeinen Flügeln dagegen, bis Suſi ihn mit einem geſchwungenen Handtuche verjagte; denn ſie konnte es nicht ertragen, daß ſolch ein Tier die Nacht im Zimmer blieb, um ſie durch ſein Geflatter am helleren Fenſter im Einſchlafen zu ſtören.

Wie ſo oft, fingen ſie an, von Nils Erklund zu ſprechen. Suſi hatte ihn am Vormittage geſehen wie er am Fuße des hohen Ufers mit der Raſch, dem Fräulein Witwe ſpaziert war, von der er doch be-

hauptete, ſie ſei ihm gräßlich. Deshalb war ſie böſe auf ihn, und wollte es ihm gründlich ſagen. Und nun zergliederte ſie ihn; ſie kannte all ſeine Schwächen, und dennoch intereſſierte ſie ſich für ihn. —

— Würdeſt du ihn heiraten, fragte Hilde.

— Ich? — Nein, ich kenne was beſſeres. Es müßte keine leichte und angenehme Art ſein, ſeine Frau zu ſpielen. Er iſt, glaube ich, zu ſehr Künſtler, und zu wenig Menſch. Ich glaube überhaupt nicht, daß er je eine Frau haben wird, ſondern immer nur eine Geliebte, und ſelbſt wenn eine davon ihn mal heiratet, würde ſie ihre Stellung damit nur verſchlechtern, aber nicht verbeſſern und nur den einen Vorteil haben, daß ſie von ihm auch nach den geſchriebenen Geſetzesparagraphen betrogen würde.

— Aber, Suſi, du haſt ja ſchöne Anſichten.

— Die gewinnt man als alleinſtehendes junges Mädchen. Das bringt unſere Stellung in der Welt ſo mit ſich.

— Du hältſt alſo nicht viel von ihm?

— Weniger als von den meiſten anderen Männern, aber vielleicht habe ich ihn gerade deshalb ſo gern.

— Mit dir iſt ja nicht ernſthaft zu reden.

— Will mein Schweſterchen das mit mir verſuchen? Nun, geliebte Hilde, du ſollſt ſehen, daß man das ſehr wohl mit mir kann. Reden wir alſo ernſthaft.

— Glaubſt du, daß er ein Mann für mich geweſen wäre?

— Gewiß, durchaus.

— Ach, ſieh einmal!

— Ja, er iſt ganz das Genre, auf das du immer

hineinfallen wirſt. Dieſelbe Couleur wie dein erhabener Herr und Gebieter — der übrigens ganz untergetaucht zu ſein ſcheint —, nur mit geringfügigen Variationen, was die Arbeitskraft und -luſt anbelangt. Nein, weißt du, die beiden ſind in ihrer Jugend verdorben, und ich glaube, wir zwei beiden eignen uns nicht dazu, ſie auf den Weg der Tugend zurückzuführen.

— Ach, du ulkſt ja ſchon wieder.

— Ja glaubſt du denn, ich ſollte derartige Hypotheſen blutig ernſt behandeln? — Das willſt du doch ſelber nicht. Alſo laſſen wir die Hand davon. Als guter Freund ausgezeichnet, aber mehr auch nicht. Was darüber iſt, das iſt vom Übel, aber ſehr.

— Und wer eignete ſich, deiner Meinung nach, für mich?

— Ein braver Philiſter, der von Kunſt nicht viel verſteht, nur ſo viel oder ſo wenig, um dich in Ruhe zu laſſen, und dich deiner Wege gehen zu laſſen, der am Abend da iſt und am Morgen, und beſcheiden wartet, bis du aus dem Atelier oder von einer maleriſchen Exkurſion zurückkehrſt; der dein Haus in Ordnung hält, den Garten ſauber harkt, und ſeinen Kindern wie dir ſelbſt ein guter Hausvater iſt.

— Du malſt da grade keine überwältigende Perſönlichkeit.

— Nein, aber dein Glück. Im Grunde genommen biſt du ſo beklagenswert temperamentlos — ich meine nicht künſtleriſch, nein, da gibſt du dich eben zu ſehr aus, daß für das rein menſchliche Bedürfnis nichts mehr übrigbleibt.

— Du wirſt ja immer liebenswürdiger.

— Ja, was ſoll man machen? Du biſt doch nun mal meine Schweſter, der ich die Wahrheit ſagen kann, und die ſie auch verträgt, ſoweit ich dich kenne. Was nun unſern guten Nils anbelangt, ſo wünſche ich ihn weder dir noch mir zum Manne; aber ſonſt kann alles beim alten bleiben. Er iſt mir, von Einzelheiten abgeſehen, ſonſt ebenſo ſympathiſch wie dir. Aber nun wollen wir von was anderem ſprechen, ſonſt klingen dem Herrn zu ſehr die Ohren, und er bildet ſich noch mehr ein, als er ſo ſchon tut.

*

Aber Hilde kam von ihren Gedanken und Vorſtellungen nicht frei. Oft genug ertappte ſie ſich darüber, daß ſie an Nils Erklund dachte.

Die täglichen Sitzungen trugen viel dazu bei, denn ſie ſchufen eine Intimität, wie ſie ſonſt nicht denkbar war.

Er kam ihr dabei näher als gewöhnlich, trat oft ſo dicht vor ſie hin, daß ſie den Kopf zurückbiegen wollte, aber das durfte ſie nicht. Er hob ihr das Kinn, faßte manchmal mit beiden Händen ihren Kopf, um ihm die richtige Stellung zu geben; und wie ihr ging es auch Suſi, nur daß die nicht verlegen tat, obgleich ihr das Herz wider ihren Willen ſchlug, ſondern ſich mit einer kecken Bemerkung über ihre erwachende Unſicherheit fortzuhelfen ſuchte.

Das wurmte Suſi am meiſten, daß ſie ſich unſicher fühlte; deshalb ſprach ſie über ihn ab, und ſuchte ihn herabzuſetzen in ihren Gedanken, und mit Worten vor Hilde, deren Vorliebe für Nils ſie faſt mit eiferſüchtiger Regung überwachte.

Auf die ſogenannte Braut Prehms hatte ſie eine Wut, daß der Name nicht vor ihr ausgeſprochen werden durfte. —

Von allen Herren, mit denen ſie je bekannter geworden, gefiel ihr Nils am beſten, und manchmal hatte ſie die Vorſtellung, wenn ſeine Hand ihr nahekam, als müſſe ſie ihren Kopf feſt gegen ſeine Finger drücken, damit dieſer nervöſe Reiz aufhörte, den ſie empfand. Ihr war, als ob ihr Haar anfange zu kniſtern, wenn ſeine Fingerſpitzen es berührten.

Sie wollte darüber wegkommen, und doch gelang es ihr nicht. Und gerade weil ſie in der Schweſter ein Spiegelbild ihrer ſelbſt ſah, war ſie wütend auf ſich und alles, was mit ihm zuſammenhing.

Sie wußte ganz genau, er machte ſich nichts aus ihr und nichts aus Hilde; aber offenbar war es ihm eine angenehme Gewohnheit, mit ihnen zuſammen zu ſein, gleichſam eine Erholung, und dieſe Tage zu dreien, wo er zugleich arbeiten konnte und ſie ihm beide Modell ſaßen, waren ihnen allen gleich köſtlich.

Nie hatten ſie ſich ſo frei gefühlt. Der Tag verging wie im Fluge, und auch Hilde fühlte ſich wie angeſpornt und gab ihr beſtes, gleichſam als ob ſie die altbekannte Natur ringsum mit neuen Augen ſah und neue Farben fand. Ihre Bilder gewannen an Beſeeltheit, und eine leuchtende Farbe lag darüber, die alles verklärte.

XXX.

— Wie iſt das, Fräulein Suſi, Ihre Schweſter ſitzt bei der Arbeit und fürchtet ſich auch vor den

Mücken, — wollen wir beide einmal zu den Reiherhorsten? Sie haben doch so was noch nicht gesehen?

— Aber mit Vergnügen; ich wickle mich einfach wie eine Haremsschönheit in Schleier ein und ziehe die Wildlederhandschuhe von Hilde an; da lassen sie mich wohl in Ruhe mit ihrem Gesteche.

— Ach, die Mücken finden überall ihren Durchschlupf, aber etwas hilft es immer. Am meisten aber hat das Gewitter geholfen. Dafür wird das Gras ein bißchen feucht sein, aber das schadet ja schließlich nichts, ich habe derbe Stiefel an und rate Ihnen auch dazu.

— In einer Viertelstunde bin ich fertig; setzen Sie sich so lange in die Laube; ich hole Sie dann ab.

Susi verschwand im Hause, und Nils setzte sich gehorsam auf die Gartenbank und rauchte seine Zigarette.

Es konnte eben nur eine Viertelstunde vergangen sein, als sie fertig vor ihm stand.

— Also los! sagte sie, ich bin begierig, ob ich diesmal tiefer in das kleine Wäldchen eindringen werde; denn bisher habe ich den Mut noch nie gehabt. Immer bin ich vor den Mücken wieder umgekehrt. Gehen wir am Strande lang? —

— Es ist heute der beste Weg; das Wasser ist zurückgetreten und der Strand ganz fest.

— Einen derben Stock habe ich mir genommen für alle Fährnisse, die uns begegnen können.

Mit lustigem Plaudern gingen sie nun am Meere hin, ohne der Menschen zu achten, die den Strand hier verschandelten, wie Susi sagte; bis sie sich rechts über den niederen Dünenstreifen ins Land hinein

wenden mußten, wo sie Lene Morching trafen, die den Arm voller Blumen hatte, und jetzt Champignons suchte. Ganz entzückt erzählte sie ihnen, wo sie die Blumen gefunden hatte, mit denen sie täglich die Mittagstafel des Hotels schmückte.

Dann gingen sie auf das Wäldchen zu. Anfangs ein häßlicher Sandweg, aber dann hinter dem Wildzaun, als sie in den Wald kamen, war es ein weicher Moorweg, der unter hohen schattenden Buchen hinging, die sich hier wie die Pfeiler eines Doms aufreckten und zu einem grünen Gewölbe oben zusammenschlossen.

Plötzlich aber hörte der Weg auf; sie mußten über zwei morastige Gräben springen, die das sumpfige Gebiet entwässern sollten, und nun mußten sie sich den Weg eine verwachsene Schneise entlang bahnen, durch Farnkraut, das über ihren Köpfen zusammenschlug; nur Nils konnte darüber wegsehen. Sie gingen wie in einem Urwalde, und Tropfen von dem Gewitterregen des Vormittags spritzten ihnen in das Gesicht, wenn sie die hohen Kräuter zur Seite bogen. Es waren schon Menschen vor ihnen hier durchgegangen, und Nils hatte am Tage zuvor erst den Weg gemacht, aber das hatte nicht viel Platz geschafft; es war schon alles wieder zusammengewachsen.

So ging das eine ganze Weile, bis sie endlich am Ende der Schneise anlangten, wo man wieder auf einen Waldweg kam, auf dem sich all die abgebrochenen Zweige häuften, die hier, wie in einer Wildnis, den Boden bedeckten. Allerhand Ranken erstreckten sich hier am Boden, und üppige Wucherpflanzen schossen auf.

Der Wald wurde lichter, das Unterholz ſtand nur noch vereinzelt, und zwiſchen Erlen und einzelnen Buchen reckten ſich hier die gewaltigen Stämme uralter Eichen.

Nils ging nun langſam, mit den Augen die Baumkronen abſuchend. Der ſtarke Regen hatte die Stellen verwiſcht, denn ſonſt ſah es unter den Horſten auf den grünen Pflanzen aus, als ſei alles mit Kalk beſpritzt, ſo weiß ſchimmerte es ſchon von weitem. Heute mußte man genauer hinſehn, und leiſe und vorſichtig drangen ſie weiter vor.

— Sehen Sie dort! hier auf der großen Eiche ſind die Neſter.

Nils hatte ſie am Arme gefaßt und zeigte ihr den Baum.

Sie blickte auf und ſah nur etwas, das wie ein großes Reiſigbündel ausſah, das auf den ſtarken Äſten lag.

Nils klatſchte in die Hände, nichts regte ſich; er rief und lärmte, aber die Horſte ſchienen leer zu ſein.

Wieder ſchlug er in die Hände, da hörten ſie über ſich ein Rauſchen, und ein paar dunkle Schatten ſtrichen ab, und ein heller, ſchriller Klagelaut tönte durch die Luft; zwei Reiher zogen ab.

Nun gingen ſie weiter, und Suſi entdeckte auf den anderen Eichen die Horſte, und fing an Federn zu ſammeln, die grauen und blaßblauen Federn, die mit ihrem weißen Flaum ſo beweglich in der Luft fluteten.

Jetzt erhoben ſich die Reiher gleich bei ihrem Nahen, erſchreckt durch das Fortfliegen der erſten Genoſſen.

Plötzlich ſah Suſi ſich etwas am Boden bewegen. Sie blieb ſtehen und faßte nach Nils Arm. Dort am Fuße der Eiche, im Springkraut, bewegte es ſich.

Als ſie nähertraten, war es ein junger Reiher, der aus dem Neſt gefallen oder geſtoßen ſein mußte.

Bei ihrem Nahen ſperrte er den Schnabel gegen ſie auf, blieb aber hocken.

— Er wird nach Ihnen hacken, ſagte Suſi.

— Ich verſtehe ſchon damit umzugehen, ſagte Nils und nahm das Tier, dem erſt die Federn wuchſen, hoch, indem er verſuchte, es hinzuſtellen, aber der junge Reiher knickte in ſich zuſammen.

— Er hat ſich gewiß was gebrochen beim Herausfallen aus dem Neſte, ſagte Suſi.

— Scheint mir auch ſo, als ob der eine Ständer gebrochen ſei.

— Wollen wir ihn nicht mitnehmen?

— Das hat keinen Zweck. Er muß ja noch von den Alten gefüttert werden. Allein die können, glaube ich, nicht herunter durch all die Äſte hier.

— Da ſoll er nun ſo umkommen?

— Wir werden es dem Förſter ſagen. Vielleicht haben ihn die Alten ſelbſt aus dem Horſt geworfen, weil er ſchwach und krank iſt. Der Förſter wird ſchon wiſſen, was mit ihm geſchehen muß.

— Das arme Tierchen! — Aber nun kommen Sie. Es iſt ja vor Mücken kaum auszuhalten; die kommen, ſcheint's, alle wieder zum Vorſchein.

— Mich haben ſie ſchon ganz zerſtochen, mein Nacken muß ganz rot ſein; aber ich laſſe ſie gewähren, es tut mir nicht viel, nach einer Viertelſtunde iſt

alles wieder fort. Hier wollen wir quer durch. Erlauben Sie mal! . . .

Er blieb vor ihr ſtehen und ſuchte aus dem Schleier, den ſie vor das Geſicht gebunden hatte, ein paar Mücken heraus, die ſich dort verfangen hatten.

Dann eilten ſie durch den Wald, denn jetzt waren ſie auf einen ſonnigen Sandweg gekommen, der neben ſtehenden Abzugsgräben herlief, und hier tanzten die Mücken zu Tauſenden und fielen über ſie her. Hunderte von blauſchillernden Libellen zuckten durch die Luft, oder ſaßen mit ausgebreiteten Flügeln auf dem warmen Sande.

Sie hatten ſich angefaßt, und mit den Taſchentüchern um ſich ſchlagend, liefen ſie, um aus dem Walde wieder herauszukommen.

Schon kam der erſte kühlere Lufthauch vom Meere her, und nun waren ſie draußen auf der Wieſe, und gingen langſam, um das kleine Wäldchen nach der Boddenſeite einmal gemächlich zu durchwandern.

Das Gras wurde geſchnitten, an mehreren Stellen war das Heu ſchon zu Haufen zuſammengeharkt, und ward auf die Boote geſchafft; in den Wieſen ſtanden die Wagen, auf denen es verladen werden ſollte.

Das trockene Schilf raſchelte, wenn es hinaufgeworfen wurde. An anderen Stellen ſtand es noch, und reckte ſich hoch hinauf; denn nur die mehr grasartigen Flecke wurden jetzt gemäht.

Überall waren dunkle Geſtalten mit weißen Haubentüchern zu ſehen, eifrig bei der Arbeit.

Eine Erle war umgeweht und lag nun ent-

blättert auf der Wiese, die im Herbst und Winter, und auch bei Ostwind unter Wasser stand.

Sie setzten sich auf den Stamm und sahen auf dem Bodden die weißen und dunkelbraunen Segel ziehen.

So weit waren sie hier von all dem Badetreiben, als seien sie in einem ganz fernen Lande, wo niemand sie kannte, sie beide allein miteinander.

Nils saß neben ihr und sah sie an.

Und plötzlich sagte er:

— Es müßte doch nett sein, Susi, sich in Sie zu verlieben.

— In mich verlieben? fragte sie erstaunt.

— Ja, in Sie.

— Und wer sollte das tun und nett finden?

— Nun, ich. — Wer sonst?

— Sie, Nils? Aber nicht doch! Was ist denn an mir?

— Doch, ich werde es auch tun. Vielleicht habe ich es schon getan.

— Reden Sie doch keinen Unsinn.

— Haben Sie keine Angst, ich will Ihnen keinen Antrag machen, ich will Sie nicht heiraten; Gott schütze Sie vor mir! — Mich bloß in Sie verlieben, das genügt mir vollständig.

— Mir auch! Ich gestatte es Ihnen, denn ich brauche hoffentlich nichts dabei zu tun.

— Nein, nur stillzuhalten.

— Das ist schon zuviel, mein Herr. Ich darf gar nichts davon merken.

— Wie soll ich das wohl machen?

— Was fragen Sie mich? — Mich soll ja die ganze Geschichte nichts angehen?

— Ein bißchen mittun könnten Sie doch.

— Verlangen Sie vielleicht, daß ich mich in Sie wiederverlieben ſoll?

— Jedenfalls wäre das ſehr nett. Das Leben iſt ja ſonſt ſo langweilig.

— Finde ich gar nicht! Ich komme auch ſo ganz gut aus. Ich brauche keinen Mann dazu.

— Wiſſen Sie, Suſi, nun könnte es mich reizen, Ihnen eine andere Meinung beizubringen.

— Sie überſchätzen ſich, mein Herr.

— Aber einen kleinen Sommerflirt dürfte man mit Ihnen anfangen? —

— Ich weiß nicht.

— Sie können einen ganz nervös machen.

— Das liegt nicht in meiner Abſicht.

— Wenn ich Sie nun hier einfach beim Kopfe nähme, und ...

— Dazu gehören doch zwei, und ich müßte dazu ſtill ſitzen bleiben.

Sie ſahen ſich feſt in die Augen, aber ihr ſchlug doch das Herz, und ſie fühlte eine brennende Unruhe, die ſie ihm aber nicht zeigen wollte.

Und während er aufſtand und ſie nicht aus den Augen ließ, wußte ſie nicht, was ſie tun ſollte; und halb in ein wenig Furcht, halb im Scherz ſagte ſie:

— Ich habe auch meine beiden Füße noch.

Ehe er es ſich verſah, glitt ſie vom Baume herunter und lief über die Wieſe.

Sie hatte ſchon einen ziemlichen Vorſprung und ſah ſich lachend über ſein verblüfftes Geſicht nach ihm um.

Ihr Lachen ärgerte ihn, und raſch eilte er ihr nach, aber ſie war gewandt, — immer, wenn er

glaubte, daß er ſie habe, entwiſchte ſie ihm, und er wollte ihr doch nicht wehetun, ſonſt hätte er zugegriffen und ſie leicht gehabt, — aber da ſtolperte ſie ein wenig über einen Pflock, der als Grenzzeichen der einzelnen Wieſenſtreifen diente, und da fing er ſie, — und als er ihr keckes Geſicht ſo nahe vor ſich ſah, mit dem halb ängſtlichen, halb lächelndem Ausdruck, da faßte er ſie feſter, und ehe ſie es wehren konnte, hatte er ſie geküßt, zwei-, dreimal auf den Mund, daß ihr der Atem verging.

Sie riß ſich los, und dann ſtand ſie vor ihm mit zitternden Lippen, und er ſah, wie die Tränen ſich in ihre Augen drängten, und halb aufſchluchzend ſagte ſie:

— O, das iſt häßlich von Ihnen, ganz ſchlecht!

Da erſchrak er, daß er ſich hatte hinreißen laſſen, und ſah ſie ganz verzweifelt an.

Sie wollte ſich abkehren, aber ſchon hatte er ihre Hand gefaßt, und küßte ihre Finger, und bat und bettelte:

— Suſi, liebe kleine Suſi, nicht böſe ſein, bitte, bitte, nicht böſe ſein!... Ich habe Sie ja nicht kränken wollen ... Aber Suſi ...

Die Tränen liefen ihr jetzt über das Geſicht, und ganz hilflos ſtand ſie vor ihm, mit ſchlaff herabhängenden Armen.

Da legte er den Arm um ihre Schulter, um ſie zu ſtützen, und bat und flehte, daß ſie doch wieder gut ſein ſollte, küßte ihr die ſchlaff herabhängende Hand und dann zog er ſie ganz ſanft an ſich, und als er ihre Tränen ſah, küßte er ganz ſcheu ihre Augen, und dann ihre Wangen, und zuletzt den

bebenden Mund. Und ſie ließ es geſchehen und legte den Kopf an ſeine Bruſt, ſchluchzte ein wenig auf, bis er ſagte:

— Dummes, kleines Mädchen! Wer wird ſich denn ſo erſchrecken! — Sei wieder gut; ja? — Ich hab's doch nicht böſe gemeint. Sieh mich doch an, Suſi!... liebe kleine Suſi! ...

Wie er ſo ſchmeichelte und bat, da hob ſie den Kopf und ſah ihn zweifelnd an, und dann ließ ſie es geſchehen, daß er ſie küßte, und fühlte ſich ſo wohl, daß ſie ganz ſtill in ſeinen Armen blieb.

— Iſt das Kind noch immer böſe? fragte er leiſe.

Da ſchüttelte ſie ein ganz klein wenig den Kopf, ſtrich ſich über das Geſicht, rückte den Hut wieder gerade, und ſpielte mit dem Schirme.

Er nahm ihre Hand, und zog ſie in ſeinen Arm, daß ſie ſich ſtützen ſollte; und während er ihre Linke mit ſeiner Hand feſthielt, ging er vorſichtig mit ihr weiter und tat ſo zart und fein, daß ſie gar nicht mehr böſe war, ſondern wieder den guten Freund in ihm ſah, der er immer geweſen war; nur war etwas anderes hinzugekommen, und mit beſtem Willen konnte ſie nicht böſe ſein. Im Gegenteil, ein ganz klein wenig Glück miſchte ſich ein, und ein aufkeimendes Gefühl der Sehnſucht, und ſie fand es ganz ſelbſtverſtändlich, daß er Du zu ihr ſagte. Nur manchmal ein Sie, wenn es unperſönliches galt.

Plötzlich blieb er ſtehen und zeigte nach dem Boddenwaſſer hinüber.

Von dort kamen jetzt einzeln und regellos die Reiher zurück und ſuchten ihre Horſte wieder auf, von denen ſie die ſcheuen Tiere vorhin verjagt hatten.

Da ſagte er:

— Nun ſind die Reiher wieder da, — nun iſt alles wieder gut!..

Und da er das ganz ernſthaft ſagte, und wahrſcheinlich ganz was anderes ſagen wollte, mußte ſie über ſein Geſicht lachen, und er lachte auch und ſchämte ſich, und nun war wirklich alles wieder gut. —

Er führte ſie noch immer. Sie mußten über ein ſumpfige Stelle oder umkehren.

— Darf ich, fragte er und ſah ſie zweifelnd an.

Einen Augenblick zauderte ſie, dann nickte ſie, und er beugte ſich herunter und hob ſie auf; und während ſie den Arm um ſeine Schultern legte, trug er ſie über die naſſe Strecke, und ſie hatte das Gefühl, daß es mit ihnen ganz ebenſo war wie damals mit Max und Hilde, ganz genau dasſelbe, — und als ſei das alles ſelbſtverſtändlich.

Als er ſie drüben zur Erde gleiten ließ, da blieb ſie vor ihm ſtehen, ſah ein wenig zu ihm auf und ſagte ganz leiſe:

— Danke!..

Da faßte er ihr Kinn, hob ihr Geſicht ein wenig, und während ſie ihm feſt in die Augen ſah, wartete ſie, daß er ſie küßte. —

XXXI.

Am Abend, als ſie zu dreien, Hilde in der Mitte, ihren gewohnten Spaziergang machten, war alles wie ſonſt. Suſi erzählte von dem kleinen Reiher, als ſei nichts geſchehen; und doch herrſchte zwiſchen ihnen

eine ganz andere Stimmung, eine Spannung, weil doch ein Geheimnis zwiſchen ihnen war, von dem Hilde nichts wiſſen durfte.

Zuweilen ſtreiften ſie ganz leiſe aneinander vorbei, als ſuchten ſie ſich; aber ſonſt waren ſie beide bedacht, daß Hilde zwiſchen ihnen ging, gleichſam als eine Schutzmauer.

Als ſie einmal eine Weile auf dem Balkon allein blieben, da hatte keiner von ihnen eine Bewegung gemacht; nur angeſehen hatten ſie ſich, ganz feſt Auge in Auge, und ein Lächeln war gleichſam von einem zum andern geglitten, aber ſie rührten ſich nicht, ſprachen auch kein Wort.

Und als Hilde zurückkam, und dieſe Stille, die ihnen beiden ſo wohltat, unterbrach, fragte ſie ganz erſtaunt:

— Nun? Ihr ſeid ja ſo ſtill? — Was iſt denn, ihr ſeid doch nicht verſtimmt?

— Nein, gar nicht! ſagte Suſi und legte einen ſehr kräftigen Nachdruck auf das „gar nicht“.

Aber ſtiller als ſonſt war es heute doch; nur als Nils fortging, da faßte er Suſis Hand feſter als ſonſt; ihre Finger griffen ineinander und ſagten ſich mehr. Es lag keine Abbitte drin, und keinerlei gewährte Verzeihung, ſondern es war wie der Abſchluß eines Bündniſſes, und noch einmal nickten ſie ſich zu und riefen:

— Auf Morgen! ..

Dann ging Suſi mit der Schweſter ſtill in das Haus zurück, und Suſi lag lange mit offenen Augen. Der Mondſchein fiel in das Zimmer, und es war dämmerhell, daß man alle Gegenſtände erkennen konnte. Sie ſah nach der weißen Decke empor und

hörte zuweilen die Schweſter in ihrem Zimmer gehen, und dann lachte ſie leiſe vor ſich hin, und reckte ſich und ſchloß einen Augenblick die Augen, und da ſtand ſie wieder auf der Wieſe mit wildſchlagendem Herzen, wußte ſich ſo geborgen in ſeinem Arm, und fühlte ſeine Lippen auf den ihren. Und alles war wie ein Traum, wie in einem Märchen.

Und mit einem Lächeln auf den Lippen ſchlief ſie ein, und wachte erſt auf, als Hilde an ihre Tür klopfte.

*

— Ich weiß nicht, ſagte Nils, als er die beiden Schweſtern vor ſich ſitzen hatte und an der Doppelbüſte arbeitete, ich weiß nicht; aber ähnlich iſt nun Fräulein Suſi bei mir gar nicht geworden. Das iſt ja alles ganz anders! O, o, da heißt es aber fleißig ſein! Den Ausdruck möchte ich hineinbringen, den ſie jetzt hat. Merkwürdig, daß man ſich in einem Menſchenantlitz nie auskennt. Jeden Tag iſt es anders, nie iſt mir das ſo aufgefallen wie heute.

Ganz ſachlich ſprach er das aus, man fühlte, rein vom künſtleriſchen Standpunkte; und Suſi fragte ſich, ob er ſich wohl wirklich wundere, oder nur ſo tat. Denn er mußte doch genau wiſſen, daß ſie eine andere geworden war von geſtern auf heute. Oder hatte er das vergeſſen? — Wollte er nicht mehr daran denken, und tat es ihm leid, daß er ſich hatte hinreißen laſſen? —

Mit ſeinen kleinen Hölzern arbeitete er an dem Tonmodell herum, trat näher, vergaß ſie ſcheinbar ein paar Augenblicke völlig, um dann wieder vor ſie zu treten und ſie zu betrachten.

Hilde hatte den Arm um Susi gelegt, und nun war Susi in einer Angst, die Schwester könne merken, wie ihr das Blut durch den Körper jagte.

— Und ich weiß nicht, fing Nils jetzt wieder an, ich finde heute eine viel größere Ähnlichkeit zwischen Ihnen beiden, lauter kleine Züge, je mehr ich mich hineinsehe. Das ist ganz merkwürdig.

— Das kommt wohl mit dem zunehmenden Alter, versuchte Susi zu scherzen.

— Viel Zeit haben Sie aber nicht mehr, lieber Freund, sagte Hilde, am Montag muß Susi fort.

— Fräulein Susi geht fort? ...

Er stand da und sah bestürzt von einer zur andern.

— Ja, das wußten Sie doch. Ihr Urlaub geht nur bis zum fünfzehnten.

— Aber das ist ja ...

— Sie erschrecken ja ordentlich. Werden Sie denn nicht fertig?

— Ach, das ist aber schade! Da heißt es freilich, sich dran halten. Daran habe ich nicht gedacht, gar nicht! —

Susi war ganz still geblieben. Sie dachte auch zum ersten Male daran, daß sie nur noch vier Tage hatte. Dann hieß es zurück in die Fabrik, wo statt der frischen Seeluft allerhand gefährliche Dünste die Luft verschlechterten. Bleischwer legte es sich plötzlich auf sie. Am liebsten wäre sie geblieben, überlegte, wie sie das anstellen könnte, ob sie um Verlängerung bitten sollte; aber das würde Hilde nicht zugeben. Die war solch ein Pflichtenmensch.

Sie konnte es nicht erwarten, bis Hilde aufbrach,

um an ihre Arbeit zu gehen. Sie ſelbſt wollte Nils noch länger ſitzen, damit er vorwärts kam, hatte ſie erklärt.

Kaum war Hilde aus dem Hauſe, da ſtand er vor ihr, und ganz angſtvoll fragte er:

— Iſt es wirklich wahr? Du mußt fort?

Suſi ſah ihn an, und es ſtieg heiß in ihr auf, ein ſo verzweifeltes Geſicht machte er.

Dann nickte ſie, und unterdrückte die Tränen. Und Nils bat:

— Nein, nein! — Bleib doch ... Bleib!

Und nach einer Weile, da ſie ſchwieg, ganz reſigniert, klagte er:

— Und da ſoll man nun arbeiten. Hättet ihr es mir doch nicht geſagt, nur ein oder zwei Tage noch. Dann wäre es nicht ſo ſchlimm geweſen. Aber ſo plötzlich, und gerade nach Geſtern.

— Aber, Nils! ...

— Ja, ja! ſagte er. Es kam nur ſo unerwartet. Ich dachte einmal wieder, es könne nie enden, — und nun ſoll es ſo bald aus ſein.

— Was iſt denn aus? Was ſoll aus ſein? fragte ſie.

— So wie wir hier miteinander gelebt haben. Ach, in der Stadt iſt das nachher ganz anders. Da fehlt ja alles, was einen hier froh macht. Tut es Ihnen denn nicht leid, daß Sie fortmüſſen? Suſi ..!

— Gewiß tut es das; aber es iſt doch nun einmal nicht zu ändern.

Sie verſuchte das ſo feſt, als es ging, zu ſagen, und hätte dabei am liebſten losgeweint.

— Nicht zu ändern! ... Und das nehmen Sie ſo gleichmütig hin? ..

— Ich nehme das gar nicht gleichmütig.

— Ach, es ist zum Verzweifeln!

— Aber, Nils, das ist ja Unsinn. Arbeiten Sie weiter. Alles andere wird sich schon finden. —

— Ihr Frauen seid doch zu merkwürdig, sagte er kopfschüttelnd, da soll sich nun einer in euch auskennen.

Er nahm seine Arbeit wieder auf, und bald war er ganz drin, und dachte an nichts anderes, sah in ihr nur das Modell, und das kränkte sie ein wenig, daß er es konnte, und machte sie unmutig, wie er nun tat, als sei gestern gar nichts gewesen.

Aber als er fertig war, und die Hölzer fortlegte und sich die Finger gewaschen hatte, da nahm er sie, sah ihr tief in die Augen und sagte aus übervollem Herzen:

— Ich danke dir, bist ein mutiges Mädchen, Su, und mit der großen Stadt wird es wohl auch nicht so schlimm werden. Diese paar Tage wollen wir an nichts denken, die wollen wir mal ganz für uns haben; und dann mache ich rasch den Kopf von Hilde fertig, und dann: Adieu Sandhoop! — Ist es dir recht so? . .

Sie nickte nur, und wußte nicht, was sie davon halten oder dazu sagen sollte.

*

Wie im Fluge vergingen die vier Tage, und Susi mußte abreisen. Da half nichts, das mußte sein. Aber am Abend zuvor gab es einen langen leidenschaftlichen Abschied, daß Nils ganz erstaunt war, wie die so kühl scheinende Susi sich so ausgeben

konnte. Ihm war es noch immer nicht viel mehr denn eine Spielerei gewesen; aber nun steckte sie ihn an, und er überlegte ernstlich, was daraus werden sollte.

Wenn er sie heiratete? ...

Allein dazu reichte es nicht; er verdiente ja manchmal ganz gut, aber dann kamen wieder Zeiten, wo er Mühe hatte, sich durchzuschlagen, und jetzt hatte er gar nichts, aber auch gar nichts. —

Als der kleine Dampfer mit Susi aus dem Hafen fuhr, fragte er sich verwundert, wie sie beide es fertig gebracht hatten, sich zum Abschied nicht zu küssen. Ganz elend war ihm zumute, und wortlos ging er neben Hilde her. Am liebsten wäre er gleich hinter Susi hergereist.

Weshalb blieb er denn noch hier? — Es war ja Unsinn.

Aber er konnte nicht; es wäre aufgefallen, wenn er seine Pläne so umgestoßen hätte, und vor allem mußte er erst seine Arbeit zu Ende führen.

Hilde war auch still, und vor ihrem Hause setzte er sich hin, legte den Hut auf die Bank, strichelte mit dem Stocke auf dem Erdboden, und kam sich wie von aller Welt verlassen vor. Als ob der Inhalt seines Lebens ihm genommen sei.

Die Rose, die sie ihm zum Abschied aus dem Strauß gegeben hatte, den er aus dem Bornhagenschen Garten ihr gebracht, entblätterte und zerpflückte er, ohne es zu bedenken.

Ganz hilf- und ratlos saß er da, und hätte am liebsten geheult, oder Hilde erklärt, daß er ohne Susi nicht leben könne, und sie heiraten wolle.

Aber Hilde kam nicht. Die Kleine war nicht ganz wohl, und als sie endlich nach einer Stunde wieder erschien und ihn noch auf der Bank vor dem Hause, wie einen treuen Hund, sitzen sah, mußte sie trotz ihrer Sorge um Annie lachen, — und damit war seine elegische Stimmung verflogen, und er ärgerte sich, daß er ihr komisch vorkam, und rappelte sich auf, und sagte nichts von Susi; und sie sprachen von anderen Dingen. —

Am Abend ging er noch ein paarmal am Hause vorüber, als könne Susi noch da sein, dann schlich er endlich ganz traurig heim. —

Am andern Morgen saß ihm Hilde zwei Stunden.

Da sah er immer neben dem einen Kopfe, den er noch durcharbeiten mußte, die fertige Büste Susis, und das machte ihn ganz krank. Er hatte das Gefühl, Susi müsse jeden Augenblick hereinkommen.

Allein die Tür öffnete sich nicht, und er war so nervös, daß er alles verdarb, was er bisher gut gemacht hatte. Mit einem Male erschrak er, und hatte solche Sorge, daß Hilde es merken könne, nahm seine Willenskraft zusammen, und hatte bald alles wieder ins Gleichgewicht gebracht; aber nun war die Ähnlichkeit mit Susi wieder zu groß geworden, und es wurde so vollkommen ihr Gesicht, daß es auch Hilde auffiel, und sie sagte:

— Nein, lieber Freund, heute verderben Sie sich zuviel. Sie sehen ja Susi vor sich. Das ist nicht mehr mein Mund, und in den Augen habe ich auch einen anderen Zug. Für heute wollen wir aufhören, sonst machen Sie am Ende Zwillingsschwestern aus uns, und damit ist weder uns noch Ihnen gedient. Also

Schluß der Sitzung für heute! Es ist so wie so recht schwül heute. Seh' ich Sie am Abend wieder?

— Aber gewiß, Frau Hilde, wenn ich kommen darf.

— Gut, dann holen Sie mich abends ab. Heut' nachmittag habe ich zu tun. Also auf Wiedersehen. —

Er schlenderte noch ein wenig die Kuhpromenade lang, und dann ging er zur Post, und wartete, bis die Mittagsbriefe sortiert waren, die aus Berlin erst so spät hier einliefen. Vielleicht war ein Wort von Susi darunter. Versprochen hatte sie es ihm.

Um diese Zeit versammelte sich fast das ganze Dorf hier, denn bis der Postbote herum kam, das dauerte den meisten zu lange, und sie holten ihre Briefe sich lieber selber ab.

Nils mochte heute mit niemandem sprechen; nur den Sohn des Ortsvorstehers fragte er, ob er fleißig sei. Der war früher zur See gefahren, dann war er krank geworden, und da hatte die allgemeine Malmut auch ihn ergriffen, und Alex Dimba hatte sich für ihn verwandt, daß er nach Berlin kam; aber es war nichts aus ihm geworden, und er saß mit seinem Dilettantismus hier herum, und tat nicht viel, würde es auch nie zu etwas bringen.

Der Postbeamte winkte Nils, und reichte ihm seine Post durchs Fenster hinaus, eine Karte von Susi war darunter, im Speisewagen geschrieben, und dann ein kurzer Brief, den er am liebsten geküßt hätte. Nur wenige Zeilen, daß sie gut angelangt sei, und viel zurückdenke, und ganz zum Schluß die beiden Worte: Komm bald!

Und diese beiden Worte machten ihn ganz glück-

lich; ſie klangen ihm im Ohre, und er ſagte ſie leiſe vor ſich hin: Komm bald! . . . komm bald! . . .

Er hörte nichts anderes als nur dieſen Klang, und zuweilen nahm er den Brief wieder vor, und ſah nach, ob er auch nicht falſch geleſen hatte. —

Unten am Strande legte er ſich in den warmen Sand, und wenn die Wogen ſich überſtürzten und an das Ufer ſchlugen, hörte er nichts anderes daraus als die beiden Silben: Komm bald! . . .

Am liebſten wäre er noch heute abgefahren —, aber er wollte erſt mit ſeiner Arbeit fertig werden, — es ſollte ein Kunſtwerk werden, daß die Leute davor ſtehen blieben, und fragen ſollten, wer dieſe beiden Damen wohl ſein mochten.

Um Suſis willen mußte er bleiben und die Arbeit zu Ende führen; dann aber ſollte es heißen: Ich komme!

Die Sonne brannte ſo warm herunter, er legte ſich den Hut auf das Geſicht; undeutlich nur klang ihm das Geplauder der Badegäſte in den Ohren. und er war halb am einſchlafen, als er ſich raſch aufrichtete und erhob.

Der Lärm einer Ferienkolonie aus Roſtrow ſtörte ihn. Und wie die Berliner Jungens ſich am Strande auszogen und ins Waſſer gingen, war der Anblick der oft kläglichen Körper grade keine Freude für ſein Künſtlerempfinden, ſo daß er ſich abwandte.

Den Stock ließ er in der Hand herumwirbeln und ging raſch zum Herrenbade. Das hatte er heute früh unterlaſſen, um Suſis willen, und fünf Minuten ſpäter arbeitete er gegen die Wellen an und ließ ſich tragen, und zuweilen reckte er die Hand hoch, während

der Schaum über seine Schultern floß und rief laut: Ich komme bald!

Er war wie ein losgelassener Schuljunge, alle Traurigkeit war von ihm abgefallen, und er war voller Lebensfreude, und neugierig auf den nächsten Brief. —

Herrgott noch mal, das hätte er bald vergessen: er mußte ihr ja noch schreiben, damit der Brief am Nachmittage mitging. So tummelte er sich denn noch im Wasser, und ließ sich dann an das Ufer treiben. —

Eine Weile unterhielt er sich noch mit Vadder Krischan, dem Bademeister, und fragte den mehr als achtzigjährigen Fischer, ob er nie bade. — Das sei bloß was für die Stadtleute, meinte der; und sein braunes, runzeliges Gesicht bewies, daß selten ein Tropfen Wasser daran kam. — Ob er schwimmen könne. — Nee, sagte Vadder Krischan, das könne er nich. — Wenn nun mal einem Schwimmer was passierte? — Da sah er Nils groß an, und sagte: Dartau hew ick doch mien' Stang'! — und wies auf eine zwei Meter lange Stange, die noch nicht von der Badetreppe bis zum Wasser reichte.

Der Alte mit seiner Grobheit gefiel ihm. Alle hatten ihren Spaß mit ihm, bis auf einen photographierenden Professor, der nie seine richtige Wäsche bekam, und täglich laut zankte, daß man für diesen Posten grade den untauglichsten Menschen des ganzen Ortes ausgesucht habe.

Vadder Krischan humpelte mit seinem in ein großes Stück Leder eingenähten verbundenen Fuße, auf den seine Kuh ihn getreten hatte, brummend herum, und wusch getreulich die „Bekleidungsstücke"

aus, wie er die Badehoſen nannte, und wies den ungeduldig Wartenden ihre „Timmers“ an, wie er die Zellen nannte, — und ſchimpfte auf die Jungens, die ihn täglich mit neuen Dummheiten ärgerten. —

Nach dem Eſſen ſetzte ſich Nils gleich zum Schreiben hin, aber er konnte keinen Anfang finden, wußte überhaupt nicht, wie er ſie anreden ſollte, und ſchließlich ſchrieb er an die liebe, kleine, ſüße Suſi, und erzählte von einem armen Tonkueter, der das Bild ſeiner kleinen Freundin geſchaffen hatte, aber es wollte nicht lebendig werden, weil ja das Original lebte, und leider durch Waſſer und Land getrennt, weit, weit von ihm fort war. —

Und nun kam er in Fluß, und verſchleiert ſagte er ihr alles, was ihn bedrängte, aber auch erfreute; und ohne nochmal durchzuleſen, was er geſchrieben, ſchloß er den Brief und trug ihn ſelbſt auf die Poſt.

Was ſie ihm darauf wohl antworten würde? — Er war unendlich geſpannt; am liebſten hätte er ihre Antwort ſofort gehabt, aber das dauerte drei Tage.

Er machte einen langen Spaziergang bis zur weiten Ausſicht, und dort, wo es angeblich gepaſchten alten Portwein gab, ſetzte er ſich vor das Haus, unter einer Linde, und trank zwei Glas, aber dann ward ihm zu heiß darnach, und die Sonne, obwohl ſchon im Untergehen, ſtach, und ſo ließ er die Flaſche, die er beſtellt, wieder verkorken und nahm ſie mit, — wartete, bis der Poſtomnibus vorbeifuhr, und kletterte hinein, wo er zwiſchen zwei ſächſiſche Schulmeiſter geriet, die ſich über die Bedeutung der einzelnen Oſtſeebäder ſtritten, und die ihn anfangs ſchrecklich ärgerten, bis er anfing, ſich im ſchönſten

Sächſiſch, das er ausgezeichnet nachmachen konnte, weil er ſein Deutſch hauptſächlich in Leipzig gelernt hatte, einzumiſchen, und ganz ernſthaft fingen ſie an mit ihm zu disputieren.

Das gab ihm alle Spannkraft wieder, und er wollte ſich innerlich totlachen, daß ſie ſeine Verulkung nicht merkten, ſondern in ihrem Eifer auf alles eingingen, was er behauptete.

*

Am Abend holte er dann Hilde ab, und ſie ſprachen auf dem ganzen Wege nur von Suſi. Was für ein prächtiger Menſch ſie doch ſei, und Nils fühlte, daß er ſich ſtark ins Zeug für ſie legte, und da verſtummte er raſch, und ließ Hilde allein reden.

Aber jedes gute Wort nahm er begierig auf, und all die Empfindungen, die er für Suſi hatte, erfüllten ihn wieder. Er ſah in Hilde die Ähnlichkeit mit Suſi, und während er ſchweigend neben ihr ſchritt, nahm er Hilde ganz gefangen, mit dieſem ſeltſamen Zauber, den ein Menſch auf den andern ausſtrömt, wenn eine tiefe Empfindung ihn erfüllt.

Und die ganzen nächſten Tage, an dem jeder ihm frohe Nachricht von Suſi brachte, gab er ſich Hilde gegenüber aus, wie nie zuvor.

Er war von ſorgender Zärtlichkeit, er ſah ſie oft mit Augen an, die in ihr Suſi ſuchten, ſo ſeltſame Augen, daß Hilde ganz wirr ward. Manchmal hatte er Bewegungen, als wolle er ſie anfaſſen und ſtreicheln, und all das wirkte auf Hilde, die ſich ihrerſeits mehr mit ihm beſchäftigte, als er ahnte.

Eine ſeltſame Schwüle herrſchte jetzt bei den Sitzungen, daß ihre Harmloſigkeit darunter litt; und

als er eines Tages die Hölzer hinlegte und erklärte: Nun mache er nichts mehr daran, so müsse es bleiben, da war sie fast froh.

Am andern Tage erklärte er plötzlich, er habe ein Telegramm erhalten und müsse abreisen. In aller Eile packte er seine paar Sachen zusammen; aber er nahm so herzlichen Abschied von ihr, war so lieb und nett, daß sie ganz traurig war, und nun gar nicht wußte, was sie von ihm halten sollte.

Am liebsten hätte sie ihn gebeten, noch zu bleiben. Was konnte ihn denn so wichtiges abrufen?

Aber das getraute sie sich doch nicht.

Und so sah sie ihn fortziehen, und fand sich plötzlich in ihrer alten Einsamkeit, daß sie alle Lust an der Arbeit verlor, und sich selbst gar nicht verstand, wie sie so an einem Menschen hängen konnte, von dem sie nicht einmal wußte, wieviel er sich aus ihr machte.

XXXII.

Drei Tage nach Nils Erklunds Abreise stellte sich plötzlich Max ein. Er war in Madrid gewesen, und seine letzte Mitteilung kam von dort. Dann traf von ihm am Morgen eine Karte ein, auf der er seine Ankunft für den Nachmittag ankündigte.

Das kam so unerwartet, daß Hilde ordentlich erschrak. Daran hatte sie nicht gedacht. Es war nichts in Ordnung, das ganze Haus durch die stete Anwesenheit Susis und Nils ein wenig vernachlässigt.

Hilde hatte noch keine Zeit gehabt, sich darum zu kümmern. —

Er begrüßte ſie kühl, und dann ging er durch das ganze Haus, und als er im Garten wieder mit ihr zuſammentraf, ſagte er nur:

— Das ſieht ja ſchön hier aus!

Nichts weiter; aber der Tonfall, in dem er es hinwarf, war ſo kränkend, daß ſie zuſammenzuckte.

Am Nachmittage fragte er plötzlich:

— Wo bleibt denn dein Freund Erklund? — Ich denke, der hockt hier den ganzen Tag! — Heute läßt er ſich wohl gar nicht ſehen?

Sie ſtand auf und wollte etwas erwidern, aber er fuhr höhniſch lächelnd fort:

— Zur Begrüßung des Hausherrrn erſcheint er wohl nicht? Oder hat der junge Mann vielleicht mit einem Male das Verſtändnis bekommen, daß er hier ein bischen zuviel herumſitzt?

— Was ſoll das? —

— Das ſoll: daß man ſich allerlei erzählt von ihm und ſeinen Beziehungen zu dieſem Hauſe, nicht nur hier, wo es ja alle Leute täglich ſehen; auch in Berlin wurde ich gleich mit der angenehmen Nachricht begrüßt.

Er drehte an ſeiner Zigarre und lächelte, indem er zu ihr aufſah, um die Wirkung ſeiner Worte zu beobachten.

— Dann ſag nur den Leuten: Der Grund, weshalb Nils Erklund ſo viel in dies Haus gekommen iſt, war der, daß er von mir und Suſi eine Doppelbüſte modelliert hat.

— Schau, ſchau! Alſo das auch noch? Damit die Menſchen auch künftighin Gelegenheit und eine rechte Greifbarkeit haben, weiterzuklatſchen.

— Was kümmert mich der Klatſch der Menſchen! Aber, daß du es wagſt...

— Was denn, mein Kind, was denn?...

— Du fühlſt wohl gar nicht, wie albern das iſt.

Er zuckte die Achſeln:

— Albern oder nicht. Mir paßt die Geſchichte hier nicht!

— Leider iſt Herr Erklund nicht mehr hier, um dir die Antwort geben zu können, die ſich auf ſolches Gerede gehört.

— Ach! er iſt nicht mehr hier? — Sieh doch! Der Herr zieht es alſo vor, zu verſchwinden, ehe man ihm zeigt, wer hier Herr im Hauſe iſt.

Sie war ganz bleich geworden, beherrſchte ſich aber, und fragte:

— Wer iſt hier Herr im Hauſe? Ich dächte, darüber hätte ich noch ein Wort mitzuſprechen. Was in meinem Hauſe geſchieht, das geht, glaube ich...

— In deinem Hauſe? Mein Kind, du willſt wohl ſagen, in unſerem? Denn ich dächte, es wäre unſer Haus.

— Ich werde mir von dir nicht vorſchreiben laſſen, mit wem ich verkehren will; noch gehört dieſes Haus mir!

— Du irrſt, mein Kind. Ich, als dein Mann, habe das Beſtimmungsrecht darüber, und kann darüber verfügen, wie ich es für gut halte, ſowohl was derartig kompromittierenden Verkehr anbelangt wie auch hinſichtlich des Hauſes ſelbſt.

— Mach dich doch nicht lächerlich.

— Ich mache mich gar nicht lächerlich. Wenn mir die Geſchichte nicht paßt, dann wird dieſe Bude

hier einfach verkauft, und du haſt dahin zu gehen, wohin ich beſtimme.

— Ach, was du nicht ſagſt!

— Ja, was ich nicht ſage! Und da möchte ich dir denn in aller Freundſchaft vorſchlagen, daß wir dies Grundſtück verkaufen. Ein günſtiges Angebot liegt mir vor, und dann werden wir nach München überſiedeln. Ich habe dort einen Verleger gefunden, der meine Zeitſchrift im größten Stile erweitern will. Unſere Villa und die vom Senator Heim will ein Konſortium erwerben, — das Atelier von Prehm haben ſie ſich ſchon geſichert, — um ein großes Hotel zu errichten. Eine ſo günſtige Offerte wird uns ſo leicht nicht wieder gemacht, und es wäre ſehr töricht, wenn wir nicht darauf eingingen.

— Nein! ...

— Nicht ſo haſtig, bitte! — Es hilft dir ja doch nichts. Dir wird dein Atelier völlig verdunkelt und zugebaut werden, und Ausſicht nach der Nordſeite haſt du nicht mehr, denn dann kommt das Hotel auf das Grundſtück von Prehm. Und ob der Lärm eines großen Gaſt- und Logierhauſes deinen ſowieſo ſchon gereizten Nerven gut tun wird, möchte ich bezweifeln.

— Ich wiederhole dir: Nein! —

— In München dagegen hätteſt du neuen Boden. Sieh mal, Berlin wird in Kunſtſachen doch nie das werden, was München ſeiner ganzen Tradition nach iſt. Der Markt hier iſt voll von deinen Sachen, in allen Salons hängt ein Bild von dir, und die Käufer ſind nicht mehr aufnahmefähig. Fortſchritte haſt du in der letzten Zeit auch nicht gemacht. Es

iſt immer der alte Stiefel: du verſimpelſt und verſauerſt mir hier, wie die anderen.

— Meinſt du? . . .

— Ja, das meine ich. Du mußt was Neues ſehen, nicht auf einer Reiſe, das nutzt nichts. Du mußt dich verpflanzen. Sonſt wirſt du dieſe Landſchaft doch nie los, wohin du auch kommen, welches Motiv du dir auch wählen magſt. Du biſt ſchon wie die alteingeſeſſenen Sandhooper, über die du früher ſo geſpottet haſt; nur biſt du jetzt noch viel mehr verknöchert und verſteinert. Ich will dir einen Vorſchlag machen: gehen wir nach Dachau! Das iſt mal was anderes, und du ſollſt ſehen, du wirſt ſelber deine Freude haben.

— Nein!

— Damit iſt es nicht getan. Ich will dich nicht heute beſtimmen, laß dir die Sache durch den Kopf gehen. Ich bin doch kein Unmenſch. Überleg dir die Geſchichte. Wir haben ja noch Zeit. Nur bis zum Winter müſſen wir im klaren ſein. Du mußt hier heraus.

— Warum muß ich?

— Verdienſt du vielleicht noch was? — Ich kann deine Bilder längſt nicht mehr ſo gut verkaufen wie früher. Du fängſt an, dich zu entwerten. Und ſchließlich will man doch leben.

— Tun wir das nicht? Haben wir, trotzdem unſere Lebenshaltung eine andere geworden iſt, etwa nicht genug? Auch ohnedem?

— Genug! genug! . . . Ich brauche Geld!

— Du brauchſt Geld? . . .

— Ja, denkſt du, Reiſen koſten nichts. Und ein-

bringen tun sie immer erst später. Die Ausgaben aber wollen gleich berichtigt sein. Ich brauche notwendig dreitausend Mark.

— Dreitausend Mark? ...

— Ja, deshalb bin ich hauptsächlich gekommen. Ich weiß, wo ich noch das ein und das andere Bild von dir unterbringen könnte. Laß mich einmal sehen, was du da hast!

Sie stand vor ihm, und wie im Fluge zog ihr ganzes Leben an ihr vorbei.

Er war in den letzten Jahren immer bloß gekommen und hatte ihr unter den Fingern fortgenommen, was sie gearbeitet hatte. Dann hatte er ihr einen kleinen Teil der Summe gegeben, den Rest aber behalten. Einmal erfuhr sie, daß es weit mehr gewesen war, als er ihr angegeben hatte; aber damals hatte sie keinen solchen Wert darauf gelegt.

Jetzt aber kam er und wollte Geld haben, und sie wußte, daß er das Geld nicht für sich allein gebrauchte. Sie hatte erfahren, daß er zuletzt in Paris gewesen und seine Freundin nach dort hatte nachkommen lassen. Und für die sollte sie Geld geben, für die arbeiten? ..

Nein! das mußte ein Ende haben.

Und ganz schroff sagte sie:

— Ich habe kein Geld für dich!

— Aber bares Geld will ich ja auch gar nicht. Ich will ja nur das ein oder andere neue Bild. Es ist sowieso noch allerhand zu bezahlen.

— Meine Kunst ist mir zu gut, um ..

— Ach, liebes Kind, keine hochtrabenden Worte! — Ich kenne die Geschichte doch besser. Was wärst du

denn ohne mich? Als Dilettantin einfach untergegangen! Ich allein habe dich doch gemacht; und ohne mich wärst du gar nichts.

— Du haſt wohl meine Sachen gemalt?

— Gewiſſermaßen, ja. Denn ich habe dich ſehen gelehrt. Ich habe auch die anderen ſehen gelehrt. Ich habe ſie ſchon in der erſten Zeit all das in deinen Bildern ſehen laſſen, was noch gar nicht drinſteckte, und erſt ſpäter hineingekommen iſt. Ohne mich krähte kein Hahn nach dir, das kannſt du mir glauben.

— Und was ſoll das alles?

— Ich wollte dir nur zu Gemüte führen, was ich ſchließlich für dich bedeute, und daß du keine Urſache haſt, ſo erhaben ſtolz zu tun. Vorläufig bin ich noch der Herr, und mein Wille iſt hier ausſchlaggebend. Aber ich hoffe, daß du verſtändig genug ſein wirſt, es nicht auf eine Machtprobe ankommen zu laſſen. Du könnteſt dabei den kürzeren ziehen.

Damit ſtand er auf, und ging in den Garten. —

Ganz betäubt blieb ſie zurück.

Sie kam ſich ſo entwürdigt vor, als ſei ſie eine Sklavin, der der Herr gedroht hatte, ſie peitſchen zu laſſen und zu verkaufen.

Sie ſollte fort, fort aus dieſem Hauſe? ..

Niemals! — —

Hier hatte ſie ihre Wurzeln, aber das gerade wollte er wohl, ſie heimatlos machen. Denn wenn er ſie erſt von hier fort hatte, dann glaubte er gewiß, ſie ganz in der Hand zu haben.

Noch konnte er an das Haus nicht heran. Der Grund und Boden und alles, was zum Hauſe gehörte,

war ihr Eigentum, und das wollte ſie verteidigen, koſte es was es wolle.

Wenn ſie das alles hier aufgab und verkaufte, dann blieb von dem Gelde bald nichts mehr. Aber darauf hatte er es wohl einzig angelegt.

*

Am Nachmittage klopfte es am Atelier, und er trat ein. Sie hatte ſtundenlang geſeſſen und nichts getan, hatte ſich anfangs eingeſchloſſen, aber dann war die alte Reimers gekommen, und da hatte ſie die Tür offen gelaſſen.

Er ging im Atelier herum und ſah ſich alles an, nahm die Bilder und kehrte ſie um, nickte bald mit dem Kopfe, bald wiegte er ihn zweifelnd, zuweilen ließ er ein Urteil fallen.

Und ſie ſaß da, und wußte nicht, was ſie anfangen ſollte; am liebſten hätte ſie ihm die Bilder aus den Händen geriſſen, die er da ſo kritiſch muſterte. Sie hätte aufſchreien mögen, aber die Kehle war ihr wie zugeſchnürt, und wortlos ſah ſie zu, wie er mit ihren Arbeiten umging. Er ſtellte die Blendrahmen und Pappen anders hin, er ſortierte ſie.

Nun war ſie geſpannt, was er beginnen würde.

Endlich hatte er drei Bilder ausgewählt, ſtellte ſie nebeneinander, und ſagte:

— Die drei könnteſt du mir mitgeben. Ich glaube, mit denen iſt noch was zu machen. Überlege es dir bis morgen. Wenn nicht, dann .... Was ich noch ſagen wollte, ich hatte daran gedacht, Annie mit nach Berlin zu nehmen; ich weiß nicht, ob der Aufenthalt hier für das Kind gut iſt.

— Was ſoll das Kind da?

— Einmal in etwas ſtrengere Zucht kommen. Mir ſcheint, die Kleine verwildert hier ein wenig, wie alles andere auch. Sie ſieht wohl ein bißchen zuviel hier. Ihr drittes Wort iſt Onkel Nils. — Und das, offen geſtanden, paßt mir nicht ganz. — Alſo, die drei Sachen! —

Und wieder ging er, ehe ſie ein Wort der Erwiderung fand.

Sie hätte ihm nacheilen mögen, ihm die Antwort nicht ſchuldig bleiben, aber ſie war wie betäubt von all ſeinen Drohungen.

Das Kind wollte er ihr nehmen! — Sie wußte ganz gut, was er damit bezweckte.

Da ſtanden die Bilder. Zerfetzen mußte man ſie, nicht nur die — alles, alles, was herumſtand und hing, damit es nicht in ſeine Hände fiel.

Aber dann nahm er ihr das Kind, — dann würde er ſie um ihr Haus bringen, an dem ſie mit leidenſchaftlicher Liebe hing; würde ſie wurzellos machen, um ſie ganz in ſeine Gewalt zu kriegen.

Sie aber wollte frei ſein. Freiwillig hatte ſie bisher alles für ihn getan, — gezwungen wollte ſie den Kampf mit ihm aufnehmen. Aber ſie fühlte jedesmal, wie ſie ſchwach wurde, wenn er auf Nils Erklund zu ſprechen kam.

War ſie ganz frei von Schuld? . . Hatte ihre Phantaſie nicht mit allerhand lockenden Bildern geſpielt? — Und wenn auch nichts geſchehen war, kein Wort gefallen, nichts Greifbares — es beſtand etwas zwiſchen ihr und jenem Manne, — und an dieſes ungeſagte und unfaßbare Letzte ſollte er nicht rühren.

Lieber gab ſie alles hin, lieber arbeitete ſie, und ließ ſich die naſſe Leinwand von ihm unter den Fingern fortnehmen, als daß er mit ſeinen rohen und plumpen Worten ihr das beſchmutzte.

Aber ſie wollte ſich nicht verteidigen. Wenn er in Wut ſchäumte, und ſich in zweifelnder Eiferſucht verzehrte, — ſo war das gut! Sie wollte ihm wehtun — aber er hatte wohl nur eine höhnende Genugtuung, daß er ein Mittel hatte, ſie zu demütigen.

Das Kind in ſeinen Händen? .. niemals!

Schon einmal hatte er es ihr angedroht gehabt.

Da war ſie vor Sorge faſt vergangen.

Des Nachts lag ſie und grübelte, was ſie tun ſollte. Ihr Kind nehmen und damit fliehen? . . . Was half ihr das? Dann fiel alle Schuld auf ſie.

Ein wilder Haß keimte in ihr auf gegen den Mann, der ihr das antun wollte, der ihr mit Worten ſchon weher getan, als eine Frau ertragen konnte.

Zum erſten Male begriff ſie, wie man einen Menſchen ſo haſſen konnte, daß man ihm den Tod wünſchte. Sie ſtellte ſich vor, wie ſie aufſtehen würde, um den Schlafenden, deſſen tiefes Atmen ſie in der Stille der Nacht von jenſeits des Korridors hörte, zu erwürgen.

Sie hatte ihre Tür verſchloſſen und verriegelt, hatte noch was davorgeſtellt, damit ſie beim geringſten Geräuſch erwachte, — und nun wünſchte ſie plötzlich, er möge kommen, er möge in ihr Zimmer dringen. Auf dem Tiſchchen an ihrem Bette lag der Revolver, mit dem ſie ſeit Jahren umzugehen wußte. Nicht eine Sekunde würde ſie gezögert haben, davon Gebrauch zu machen gegen ihn. —

Aus dem Garten hörte ſie das Klagen Flocks, der ſich kaum mehr auf den Beinen halten konnte und ſeit einiger Zeit jämmerlich winſelte; das klang nun ſo ſchauerlich durch die tiefe angſtvolle Stille.

Aber die Nacht verging, und nichts ereignete ſich. Sie hatte keinen Augenblick Schlaf gefunden. Alles hatte in der Dunkelheit phantaſtiſche, rieſenhafte Formen angenommen, und ſie hatte keinen Ausweg geſehen aus ihrer Not.

Im Morgenlichte nahm alles wieder ſeine richtigen Verhältniſſe an, und ſie verſtand ſich nicht mehr.

Das Atelier war verſchloſſen, und alles war, wie ſie es am Abend zuvor verlaſſen hatte. —

Max kam erſt ziemlich ſpät zum Vorſchein; ſie hörte, wie er ſich Frühſtück beſtellte und dann laut ſchalt, weil ihm irgend etwas nicht recht war.

Nach einer Weile kam er zu ihr herauf, und nach einem läſſig hingeworfenen „Guten Morgen!“ ſagte er:

— Ich habe da einen Brief gekriegt, und möchte gern heute wieder abfahren. Alſo wie iſt das? Soll ich Annie mit mir nehmen, oder kriege ich die drei Bilder? — Du antworteſt mir nicht? — Gut, bis Mittag hat es Zeit, dann bitte ich aber um eine Entſcheidung. Das mit dem Hauſe überlege dir, — darüber ſprechen wir ſpäter. Und was den Monſieur Nils betrifft, ſo hätte ich ihn mir gern vorgenommen und ihm einmal gehörig den Zahn gefühlt. Na, dazu wird ſich ja auch eine Gelegenheit finden. Alſo auf nachher, ſchweigſames Götterbild! —

Nur fort ſollte er, nur ſo raſch als möglich fort. Ja, ja!.. er ſollte die Bilder haben, wenn er nur ging und ſie allein ließ. —

Als ſie hinunter wollte, um es ihm zu ſagen, ſah ſie ihn in dem kleinen Nebenraume, wo all ihre Skizzen und Studien in großen Regalen lagen, hunderte von raſch hingeworfenen Sachen, lauter Blätter vor der Natur, die ihren Wert nicht nur für ſie ſelbſt und ihre Arbeit, ſondern auch in ſich trugen, da ſie ihre Kunſt am klarſten ausdrückten.

— Was tuſt du hier? fragte ſie ihn.

— O, nichts, ich ſehe die Sachen wieder mal an.

— Und die Blätter dort, was ſollen die?

Er wurde ein wenig verlegen und ſagte:

— Die habe ich bloß ſo ausgeſucht.

Sie nahm ſie in die Hand und ſchob ſie in das erſte Fach hinein. Er ließ es ruhig geſchehen und lächelte nur.

Ihr fiel ein, wie ſie vor einiger Zeit verſchiedene Skizzen geſucht hatte und nicht finden konnte.

Sie glaubte, ſie habe ſie verlegt; nun aber wußte ſie, wo ſie geblieben waren.

Die er da eben ausgeſucht hatte, ſollten denſelben Weg gehen.

Wie ſie ihn verachtete! — Aber das gab ihr die Kraft wieder, und in aller Ruhe ſagte ſie:

— Annie bleibt hier. Die drei Bilder kannſt du haben. Nimm dir dreitauſend Mark davon, was darüber iſt, bitte ich, mir zu ſchicken.

— Na alſo! ſagte er. Wir werden uns ſchon verſtändigen.

— Du reiſt heute mittag?

— Ja! wenn du nichts dagegen haſt, wäre es mir lieb.

— Ich habe nichts dagegen. —

XXXIII.

Annie wollte den Papa zum Dampfer bringen. Deshalb ging Hilde mit und nahm auch das Kinderfräulein mit, das ihr ganz ergeben war, damit dem Kinde nichts geschah.

Aber er dachte nicht daran, war froh, daß er mit den Bildern abziehen konnte. —

Ganz ruhig nickte sie ihm zu, als der Dampfer abfuhr, und sah sich die Leute an, die herumstanden und gewiß dachten, welch eine brave Frau sie sei; und dabei war sie fest entschlossen, sich von dem Manne, der da mit dem Taschentuche seinem Kinde und scheinbar auch ihr Abschied winkte, so bald es ging, freizumachen. Er sollte keine Rechte haben, weder über sie noch über das Kind. Wenn es nach ihr ging, hatte sie ihn heute zum letzten Male gesehen.

Gestern nacht war sie entschlossen gewesen, an Nils Erklund zu telegraphieren: Helfen Sie mir, ich bin in Not!

Aber nein, den durfte sie jetzt nicht hineinmengen.

Mit dem Dampfer ging zugleich ein Eilbrief an Trude Bartling, in dem die leidenschaftliche Bitte stand, doch auf ein oder zwei Tage zu ihr zu kommen, und ihr zu helfen. Sie mußte mit einem Menschen über all das reden, wenn sie nicht verrückt werden sollte, und Susi wollte sie sich nicht anvertrauen. Die konnte auch nicht helfen. —

*

Der Dampfer war verschwunden, und als sie mit Annie an der Hand zurückgehen wollte, sah sie, wie Klaus Reimers seine Kisten, Körbe und Fässer auslud.

Sie rief ihn heran und fragte ihn, ob er ihr einen Dienſt erweiſen wollte. Er hatte doch gedient und wußte alſo mit einer Schußwaffe umzugehen.

Der alte Flock ſollte ſich nicht mehr quälen.

Die letzten Nächte hatte ſein Winſeln ſie ganz krank gemacht, und Max, dem der Hund noch beim Abſchied die Hände geleckt, hatte ſich beklagt, daß ſie den Hund nicht von ſeinen Qualen erlöſte.

Nun ſollte Klaus Reimers ihn erſchießen.

Gegen Abend kam er in die Villa, und ging mit dem Hunde hinten in den Garten; aber nach einer Weile kam er wieder und ſagte: Nein! er könne es nicht. Er hatte Flock zu lange gekannt, und der Hund hatte ihn ſo treuherzig angeſehen, ganz wie ein Menſch. Er konnte es nicht. —

Aber Hilde bat ihn, daß er ihr doch den Liebesdienſt tun und den Hund erlöſen ſolle, und als er ſtumm blieb, da ſagte ſie, er ſolle denken, daß er ſeinen ärgſten Feind vor ſich habe, einen, der ihm das ſchlimmſte getan.

Da ſah er ſie an, ging zurück, und dann hörte ſie den Knall, den ſie erwartete, mit geballten Händen, um der Verſuchung zu widerſtehen, ſich die Ohren zuzuhalten.

Und in der Gartenecke, unter einer jungen Birke, ward Flock eingeſcharrt.

Das Geld, das Hilde dem Klaus geben wollte, lehnte er ab. Nein, das nahm er nicht, — drehte ſeine Mütze, und ging ſehr ſtill ab. —

Es war das letzte Mal, daß Hilde Vangerow mit Klaus Reimers geſprochen hatte.

Wenn er etwas zu ſchicken hatte, brachte es ein

anderer, und wenn ſie ihm begegnete, ging er ihr aus dem Wege.

Und als es Herbſt geworden, da ſaßen ihre alte Reimers und Klaus' Mutter tagelang am Bodden und warteten auf ihn, — aber er kam nicht wieder. —

Er war mit dem Frachtboot in Reibwitz geweſen; der Dampfer fuhr nur noch bis nach Roſtrow, nicht mehr bis Seehagen, und Klaus Reimers hatte viel zu tun.

Die Wintervorräte mußten noch vor Einbruch des Herbſtes von Reibwitz herübergeſchafft werden, und alle Tage hatte er jetzt Paſſagiere, die drüben einkauften und ſich mit Kiſten und Körben ſeiner Führung anvertrauten, um direkt nach Hauſe zu kommen.

Eines Tages bei naßkaltem, ſtürmiſchen Wetter hatte er das Boot voller Frachtgut, aber kein Paſſagier hatte ſich heute eingefunden, er war im Begriff, abzuſegeln, als noch zwei Leute ihm winkten.

Als der eine ſah, wer das Boot führte, ſtockte er; aber der andere lachte. Es war Harms, der von ſeinem Bekannten Abſchied nahm und dabei ſagte:

— Ach wat, dat wär' ja noch ſchöner! Davor is hei ja do. Hei kriegt ſiene fief Groſchen, un 't is gaud.

Der andere ſagte etwas, aber Harms lachte und ſtieg ins Boot, nahm das Geldſtück aus ſeiner Börſe und reichte es Klaus Reimers, der nicht danach hinſah.

— Nanu, will hei nix hebben? — Wiſt mi doch woll nich vor umſüß raewer bringen?

— Nee! — umſüß nich! . . .

Dabei ſah er ihn an; und ein bißchen anders wurde Harms doch.

Dann ſagte Klaus zu dem Jungen, der als Mithelfer fuhr:

— Hinrich, kannſt na Hus gahn. Ick bruk di hüt nich mihr. Ick hew ja nu wen, de helpen kann.

Der Junge ließ ſich das nicht zweimal ſagen.

Mit einem Sprunge war er wieder am Land und warf das Tau los. Da konnte er die Nacht mal wieder bei Muttern in Reibwitz ſchlafen, wie er das manchmal tat. —

Er gab dem Boot noch einen Stoß mit dem Fuße. Der Wind legte ſich in das Segel, und das Boot trieb vom Ufer ab. Klaus Reimers ſaß am Steuer und ſah nach der roten Korbboje, um die er herum mußte, um nicht in den Tang zu geraten.

Der Freund von Harms und der Junge ſtanden noch am Bollwerk, und ſahen, wie das Segelboot gegen die Wellen ankämpfte.

Weiter und weiter verſchwand es in der Ferne; dann wandten ſie ſich ab und gingen nach Hauſe. —

Das Boot mit Harms und Klaus Reimers iſt aber nie angekommen, und niemand weiß, wie und wo es am Grunde des Boddens liegt.

Nie iſt wieder was davon an das Tageslicht gekommen. —

*

Auf Hildes Brief hatte Trude Bartling ſich für drei Tage angeſagt; und am Sonnabend traf ſie ein; aber ſie fand Hilde anders, als ſie gedacht hatte, ganz ruhig und ſicher.

Die Angſt war von ihr abgefallen. Nur hatte

ſie bis zu Trudes Ankunft das Haus nicht verlaſſen, die Gartentür blieb feſt verſchloſſen, und wenn es ſchellte, dann ſah ſie ſelbſt immer erſt nach, wer draußen ſtand, und Annie wurde unter beſtändiger Aufſicht gehalten; denn Hilde fürchtete, das Kind könne ihr doch noch genommen werden.

— Ja, ſagte Trude, wenn die Sachen ſo ſtehen, iſt das beſte eine Trennung, je früher, je beſſer. Aber alles, was du mir da erzählſt, wird dem Richter kaum genügen. Das kann ſich jahrelang hinziehen.

— Und genügt es, wenn ich beweiſe, daß er mich ſeit Jahren betrügt? Ich will frei ſein!

— Wenn du es ihm verziehen haſt, nein!

— Ich habe ihm nichts verziehen.

— Alſo du haſt es gewußt, und geduldet?

— Ja; denn damit blieb ich doch aus dem Spiele.

— Du haſt es gewußt? — Alles? . . .

— Ja! — Warum? — Glaubſt du, das bleibt einem verborgen? Dafür ſorgen ſchon die ſogenannten guten Freunde und deren anonyme Zuſchriften.

— Das erleichtert die Sache freilich.

— Wieſo? Was meinſt du?

— Haſt du poſitive Beweiſe für das was du ſagſt?

— Was heißt das! Ich habe mich mit dieſem Schmutz nicht befaßt.

— Aber der Richter verlangt den Beweis.

— Das iſt dann Sache meines Anwalts.

— Ich könnte dir vielleicht helfen.

— Du, Trude? . . . Wieſo?

— Das iſt ſehr merkwürdig, aber ich habe eine Bekanntſchaft von ihm in Behandlung gehabt.

— Du? — Und haſt mir nie etwas geſagt?

— Aber Hilde, wie ſollte ich? — Alſo laß dir erzählen. Ich wurde eines Tages zu einer kranken jungen Dame gerufen, und bei der ſah ich ſein Bild ſtehen. Da die Betreffende Schauſpielerin iſt, dachte ich mir mein Teil. Der Portier hatte mich gerufen, weil ich in dem Hauſe eine alte Patientin habe, ganz in unſerer Nähe. Die hat mir dann erzählt, daß dein Mann dort oft hingekommen iſt. Ich wollte eigentlich die Behandlung gleich aufgeben. Aber ſchon nach dem zweiten Beſuche war ich überflüſſig. Neulich ſollte ich wieder hinkommen. Ich ſagte der Portierfrau, die kam, daß ſie ſich an wen anders wenden ſolle, weil ich wiſſe, daß der Mann einer Freundin dorthin komme. Da hat ſie mir erzählt, es hätte nächtlicherweile Krach gegeben, und die beiden ſeien auseinander. Da bin ich ſchon aus Neugier nochmal hingegangen, habe wie nebenſächlich gefragt, ob nicht vor dem Spiegel immer eine Photographie geſtanden habe, — und bei der Gelegenheit habe ich mehr gehört, als mir lieb war. Aber jetzt weiß ich, wozu es gut ſein kann. Das Perſönchen iſt ſo voller Haß auf ihn, daß ſie mit Freuden Zeugnis gegen ihn ablegen würde. Außerdem genügt, was die Portiersleute wiſſen.

— Wie ekelhaft und gemein iſt das alles.

— Freilich! Aber was hilft es. Jedenfalls iſt das die einzige und beſte Möglichkeit, die du gegen ihn haſt. Für dich bedeutet dieſes Wiſſen die Freiheit. Leg alles in die Hände eines tüchtigen Rechtsanwaltes; der wird ſchon dafür ſorgen, daß du mit dem Schmutze nicht in Berührung kommſt.

— Das alſo iſt das Ende.

— Wenn du dir ſelber lieb biſt, iſt das die einzige Rettung.

— Ja, frei ſein will ich! Um jeden Preis, um jeden! — Alſo muß ich auch das mit in den Kauf nehmen. Sei's darum.

— Du weißt, wenn du irgendwelche Hilfe brauchſt, — du kannſt jeden Augenblick mit Annie zu uns kommen.

— Ich danke dir, Trude, aber nun habe ich mich wiedergefunden; und ich werde mich ſchon durchſchlagen. —

Dann ſprachen ſie von andern Dingen, Trude erzählte von ihrer Praxis und von ihrem Mädchen, das krank geworden, und das, als ſie es behandeln wollte, geſagt hatte:

— Nee, Fräulein, laſſen Se man; ich jehe lieber zu 'nem richtigen Doktor.

Da mußte Hilde lachen; und es war, als ſei ſie ſchon jetzt ganz fertig mit all den Widerwärtigkeiten, die noch kommen mußten, ehe ſie ihre Freiheit wiedererlangen konnte. —

XXXIV.

Suſi ſaß im Atelier Nils Erklund. Er hatte ſie ſo lange gequält, er müſſe ihren Arm für eine Figur haben, ihre ſchönen ſchlanken Arme, die er vom Sommer her kannte, wenn ſie in ihren leichten Kleidern ging, bis ſie endlich eingewilligt hatte.

— So! ſagte er, nun iſt das Kleinchen erlöſt. Hat dich auch nicht gefroren.

— Nein, mir iſt ganz mollig hier. Tüchtig eingeheizt haſt du ja, das muß man ſagen.

— Aber du ſollſt dich doch nicht erkälten. Und nun ſchönen Dank, mein Fräulein, für die gütigſt gewährte Sitzung. Haſt du Hunger?

— Ja, Nils, tüchtig.

— Na dann komm und lang zu. Wart, ich werde dir helfen.

Und er half ihr in die Bluſe hinein, die ſie ſich nun vor dem Spiegel zumachte. —

Der Winter war gekommen, und Suſi war ſeit langem vertraut mit allen Dingen hier im Atelier. Anfangs hatte ſie ihm noch ein paarmal für die Büſte ſitzen müſſen, das konnte ſie ihm nicht abſchlagen; dann ergab es ſich von ſelbſt, daß ſie zu ihm kam.

Niemand beaufſichtigte ſie. Hilde war in Sandhoop geblieben. Weihnachten wollte ſie ein paar Tage in Berlin zubringen und dann mit Annie nach Italien gehen.

Sie hatte ſofort die Scheidungsklage eingereicht, und die Sache nahm ihren Verlauf. Der Sühneverſuch war geſcheitert, und nun erwartete ſie den Termin in Sorge.

Max hatte eine Widerklage gegen ſie eingereicht, die das ſchlimmſte enthielt, was er ihr nur antun konnte. Aus allerhand Kleinigkeiten hatte er ein Gewebe von Anſchuldigungen gegen ſie geſponnen, die aber vor dem Richter nicht ſtandhielten, der für Hilde Sympathie gefaßt hatte, und alles tat, um ihre Sache raſch zu Ende zu führen.

Als Trumpf hatte Max ſie der Beziehung zu Nils Erklund bezichtigt. Damit hatte er bisher freilich nichts erreicht, denn er ſollte Zeugen dafür er-

dringen, aber der Versuch war gescheitert; sein eigener Anwalt riet ihm, diese Beschuldigung fallen zu lassen, und hatte auch verhindert, daß Erklund etwas davon erfuhr.

So stand die Sache vorläufig nur in den Akten. Max ließ sich von seinem Verdachte nicht abbringen, und so wurde die Angelegenheit von Woche zu Woche verschleppt, weil er immer mit angeblich neuem Beweismaterial eine Verzögerung herbeiführte. Der Richter schüttelte den Kopf, wenn seine Behauptungen sich jedesmal als ganz haltlos erwiesen.

Hilde hatte Nils Erklund seit dem Sommer nicht wiedergesehen, nur einmal hatte sie eine flüchtige Begegnung mit ihm am dritten Orte gehabt. Ihr Rechtsbeistand hatte ihr geraten, sich ganz von ihm zurückzuhalten, damit sie ihrem Manne nicht neue Veranlassung bot, die Sache auszunützen.

Es wurde ihr unendlich schwer, und um nicht in die Versuchung zu kommen, doch einmal mit ihm zusammenzutreffen, war sie in Sandhoop geblieben.

Sie hätte gern jemand gehabt, der ihr freundschaftlich nahestand. Sie hatte jetzt immer nur mit Männern gegen ihren eigenen Mann zu tun.

Das hatte Max sehr geschickt gemacht, daß ihr einziger Freund nun nicht in Betracht kam, sondern ganz ausscheiden mußte.

Aber niemandem hatte sie etwas davon verraten; selbst Susi hatte sie sich mit keinem Worte anvertraut.

Nie durfte er davon erfahren, und doch konnte ein unglücklicher Zufall alles enthüllen. Vielleicht suchte Max gerade diesen Ausgang, wollte, daß Nils Erklund davon erfuhr, damit ein Kampf auf Leben

und Tod zwiſchen den beiden Männern unvermeidlich wurde. Das aber durfte nicht ſein.

— Sag mal, wie ſteht die Sache eigentlich mit deiner Schweſter? fragte Nils, während er Suſi Tee einſchenkte. Die Geſchichte kommt wohl gar nicht vom Fleck?

— Ich weiß nicht. Neulich war wieder einmal ein Termin; da war ſie für zwei Tage in Berlin. Weißt du, es iſt mir ſo lieb, daß Hilde zu niemanden geht, ja kaum nach einem Bekannten fragt. Denk nur, wenn ſie mit mir und dir zuſammenträfe. Ich wüßte ja gar nicht, was ich anfangen ſollte.

— Aber wieſo?

— Ach, Nils, manchmal iſt mir ſo angſt.

— Du Schäfchen!

— Ich weiß ja, kein Menſch hat mir was zu ſagen — ich kann tun und laſſen, was ich will. Selbſt Hilde hat mir nichts zu befehlen — die ſchon gar nicht. Trotzdem iſt mir zuweilen ſo bange — aber dann iſt es auch bald wieder vorüber. Immer, wenn ich bei dir bin, bin ich gleich ganz ruhig; dann kann meinetwegen die Welt untergehen, es iſt mir gleichgültig.

— So gefällſt du mir beſſer!

— Du weißt doch, ich bin nicht wehleidig! — Aber der moderne Menſch, ſelbſt wenn er kein Gewiſſen mehr hat, darf doch mal eine Stimmung haben, ſogar eine trübe, nicht wahr?

— Na gewiß!

— Nun iſt alles wieder gut! Meinetwegen können alle meine ehrenwerten Bekannten jetzt hier hereintreten, ich würde nicht einmal aufſtehen, ſondern ruhig mein Butterbrot weiter eſſen, wie jetzt. —

Aber wenn ſie auch vor ihm mutig tat, zuweilen überfiel die Angſt ſie, weil er nie ein Wort ſagte, wie alles einmal werden ſollte. Sie mochte ſelbſt nicht daran denken, und wenn ein Augenblick kam, in dem ſie ihr Leben überſah, täuſchte ſie ſich raſch darüber weg.

Was hatte ſie denn ſonſt vom Leben? Den ganzen Tag Arbeit, und am Abend niemand, mit dem ſie verkehren konnte. Ihre Freundinnen hatten ſich verheiratet; bei ihnen kam ſie ſich überflüſſig vor. Und wenn ſie mit andern jungen Mädchen zuſammen war, gab es faſt immer Verſtimmung; das fühlte ſie ſehr wohl. Ihr eigenartiges Ausſehen, die Lebensfreude, die ihr aus den Augen ſprühte, zog die jungen Leute an, die gern auf ihr keckes Geplauder eingingen. Aber das wurde ihr leicht falſch ausgelegt, und allmählich war ſie ganz hinausgedrängt, weil man in ihr eine gefährliche Konkurrentin ſah.

Dazu war ſie in einer Fabrik angeſtellt und hatte mit Arbeitern und Fabrikmädchen zu tun, und war ſelbſt eine bezahlte Angeſtellte. Das paßte vielen nicht. Neue Bekannte ergaben ſich nicht ſo leicht, und in einen der Frauenklubs zu gehen, wo ſie immer Luſt verſpürte, den hochtrabenden Phraſen der Weiber zu widerſprechen, die hier die große Rolle ſpielten während ſie im Kampf um die Arbeit nichts bedeuteten, das gefiel ihr auch nicht. Zu Trude Bartling hatte ſie nie Beziehungen gehabt.

Wenn ſie doch ein Heim hätte, jemanden, für den ſie arbeitete. Manchmal glaubte ſie, es müſſe wunderbar ſein, ein Kind zu haben, an das man den ganzen Tag denken konnte, mit dem ſie ſich vom Nachmittage

an, da ſie aus der Fabrik kam, bis zum Abend beſchäftigen konnte. —

Ein Heim haben! . . . Das war jetzt ihre Sehnſucht.

Manchmal wollte ſie Nils ſagen: Behalt mich doch bei dir! Schick mich am Abend nicht fort in meine verlaſſene Stube. Behalte mich bei dir, verſuch es, ob es nicht geht! Tagsüber wollte ſie ihrer Arbeit nachgehen, aber die Abende hatten ſie doch gemeinſam.

Was war denn groß dabei? Sie gingen eines Tages mit ein paar Stücken Papier zu einem Manne, der vom Staate dafür beſtellt war, und der gab ihnen auf einem Stück Papier die Erlaubnis, daß ſie zuſammen hauſen konnten, in allen Ehren vor aller Welt.

Wenn es ſpäter einmal nicht mehr ging, konnten ſie ja wieder von einander laſſen. Wenn ſie das einſah, wollte ſie gern wieder gehen und alle Schuld auf ſich nehmen, wenn ſie ihn ſtörte.

Zuweilen war ſie nahe daran, ihn zu fragen, ob er denn ſolche Angſt vor dieſen paar Formalitäten hatte. — Aber dann traute ſie ſich wieder nicht; und tief im Innern hoffte ſie, er würde es eines Tages von ſelbſt ſagen, und ſie brauchte nicht um etwas zu bitten, was er vielleicht nur widerwillig gewähren würde.

Sie wollte nicht daran denken. Es würde ja doch ſo enden, ſie hatte ihn viel zu lieb; und er ſagte es ihr auch, und wollte ſie oft nicht fortlaſſen, jammerte und klagte, ſprach davon, daß ein Künſtler keine Feſſel auf ſich nehmen dürfe; — und dann brachte er ſie nach Hauſe, und ging allein zurück in ſein Atelier.

Sie war auch so zufrieden, ihr Dasein hatte doch einen Inhalt, einen besseren als die Beschäftigung mit all den Dingen in ihren Gläsern und Retorten; und gar jetzt, wo es in der Fabrik selten etwas Neues zu tun gab, wo sie ihre Arbeiten, ohne dabei zu denken, ausführen konnte. —

Über die Weihnachtsfeiertage kam Hilde mit der kleinen Annie. Im Segelschlitten war sie über den gefrorenen Bodden gefahren, und wohnte bei Trude Bartling.

Sie erzählte ihr von Max, der die neueste Entdeckung gemacht hatte: daß Käthe Siebald die größte Porträtmalerin der Neuzeit sei. Schon der zweite große Artikel über sie stand in seiner Zeitschrift, und er wurde viel mit dem koketten Mädchen gesehen. Er hatte also schon für Ersatz gesorgt. —

Susi war es unter dem Weihnachtsbaum gar feierlich zumute, ihre ganze Kindheit tauchte auf, und den ganzen Abend saß sie bei Hilde, und das Herz war ihr so übervoll, daß sie nahe daran war, ihr alles zu beichten. Es war ja Unsinn, was sie früher immer, anfangs auch zu Nils, gesagt hatte: daß sie nie heiraten wollte, weil sie glaubte, sie dürfe keine Kinder haben wegen der Mutter und ihrer Krankheit.

Aber es waren auch noch andere Leute da. Deshalb schwieg sie; und am nächsten Tage sagte sie sich, daß es eine rechte Dummheit gewesen wäre, und nur gut, daß sie Hilde nichts gesagt hatte.

Nach Nils Erklund fragte Hilde nur ganz flüchtig, und Susi berichtete, daß sie ihn ein paarmal gesehen habe, auch bei ihm im Atelier gewesen sei, weil er den Gipsguß der Büsten mit ihr vergleichen wollte,

denn die Arbeit ſollte zum Frühjahr zur Ausſtellung kommen. Auch war ſie mit ihm im Theater geweſen, damit ſie wen hatte, der ſie abends nach Hauſe brachte.

Er hatte ſich ſehr gewundert, daß Hilde ſo gar nichts von ſich hören ließ und er auf einen, wie er meinte, ſehr netten Brief, nur einen flüchtigen Gruß erhalten hatte. Ob er in Ungnade gefallen ſei? Und ob er die gnädige Frau nicht einmal ſehen könne?

— Der arme Kerl, ſagte Hilde; aber ſag' ihm nur, er ſolle ſich noch eine Weile gedulden, dann hoffe ich ganz frei zu ſein. Hörſt du, ſage ihm das: Dann hoffe ich ganz frei zu ſein! und dann ſoll er der erſte ſein, den ich wiederſehen will.

— Ich glaube, er wird ſich ganz gut zu tröſten wiſſen, ſagte Suſi.

— So? Meinſt du? — ſagte Hilde und lächelte vor ſich hin, denn ſie war froh, daß er bei dem Prozeſſe jetzt ganz ausſchied, und nicht erfahren würde, welch eine Rolle er beinah darin geſpielt hätte.

Viel, viel ſpäter wollte ſie es ihm vielleicht einmal ſagen, wenn alles anders war. —

Dann fügte ſie hinzu:

— Ich hätte ihn gern geſehen, aber es geht nicht. Grüß ihn ſchön von mir, hörſt du? —

*

Hilde war abgereiſt, und das Leben ging weiter.

Der Schnee fiel, und in Nils Erklunds Atelier glühte der große eiſerne Ofen, und warf ſeine roten Flammenſtreifen über den Fußboden, und ſpielte über die nackten weißen Glieder der Gipsfiguren, und warf einen ſchwachen Dämmerſchein in den kleinen

Nebenraum, wo Susi so oft von all den Dingen träumte, die kommen sollten.

Sie wartete auf den Frühling, und hatte eine Sehnsucht nach Sonne und Wärme, eine brennende Sehnsucht in all ihrem Winterglück.

Und die Tage kamen, wo die Kastanien blühten und der Flieder anfing zu duften — und der Frühling war da.

XXXV.

Susi kam nie unangemeldet in Nils' Atelier. Sie wußte, er liebte das nicht. Bis in den Nachmittag hinein arbeitete er, und erst am Abend trafen sie sich, aber auch nicht jeden Tag. Er hatte allerhand zu tun, mußte in Vereine und Gesellschaften, und auch Susi war nicht immer frei, obgleich sie sich von fast allem Verkehr zurückgezogen hatte, seit sie sich offen mit Nils Erklund zeigte.

Von der Zukunft sprachen sie noch immer nicht, Susi aus ihrem Stolz heraus. Was geschehen war, ließ sich ja doch nicht mehr ändern. Sie hatte die gleiche Schuld daran wie er, wenn von Schuld die Rede sein sollte. Sie war ja kein dummes Mädchen, das sich hätte betören lassen, hatte gewußt, was geschehen konnte, und mit der Gefahr gespielt.

Alles hätte anders werden können, — sie aber hatte sich ihr Urteil gesprochen, indem sie wiedergekommen war. —

Es war so verschwiegen heimlich gewesen in dem kleinen, behaglich ausgestatteten Nebenzimmer, von dem aus man in das große Atelier sah. Sie hatten

gelacht und geplaudert. Zuweilen griffen seine Finger nach ihr, und es war alles wie ein Spiel. Dann ließ sie sich küssen, lange brennende Küsse, die immer wilder wurden.

Sie wußte nicht, ob sie auch nur eine einzige wehrende Bewegung gemacht hatte; und kein Wort war nachher über ihre Lippen gekommen, daß es sie reute.

Wie in einem wohligen Rausche war alles, und traumhaft nur erinnerte sie sich, wie sie an jenem Abend nach Hause gekommen war. Das verstand sie nicht ganz, weshalb sie gegangen war, aber er hatte sie fortgebracht, während sie gedacht hatte, daß sie nun bleiben würde.

Dann hatten sie lange Abschied genommen, und er hatte sie noch hinaufgebracht bis vor ihre Tür und nahm den Schlüssel mit fort, und sie hatten bestimmt, wann sie sich wieder treffen wollten: am folgenden Abend bei ihm.

Und pünktlich war sie gekommen, hatte ihm zugelacht, der mit erwartungsvollem Gesicht ihr öffnete, und sie hatte sich ihm in die Arme geworfen und ließ ihn nicht los, so hatte sie sich nach ihm gesehnt. Sie tat ganz, als müsse alles so sein, und als sei es das Selbstverständlichste von der Welt.

Das schien ihm zu imponieren. Sie sah es seinem Gesichte an, daß er sich auf Vorwürfe und Tränen gefaßt gemacht hatte; und nun war alles ganz anders, daß er aufatmete und von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit war, wie ihn Susi überhaupt noch nicht kannte. —

Und eine abenteuerliche Zeit begann. Mit jedem Tage wurde sie sorgloser, und Woche auf Woche ver-

ſtrich, und ſie lebten, als ſeien ſie allein auf der Welt, dachten nicht an die Zukunft, ſondern vergeudeten die Gegenwart.

Und niemand war, der ihnen die Augen öffnete. Es war ja Zeit, an das Leben und die anderen Menſchen zu denken, wenn es einmal nötig wurde.

Sie ſchloſſen beide die Augen und lebten in den Tag hinein.

Suſi war fleißiger als je. Sie arbeitete jeden Tag bis zum Nachmittag im Laboratorium der Fabrik und war ſo vergnügt, daß ſie alle damit anſteckte.

Sie blühte auf, hatte Freude am Leben, daß alle ſich wunderten, wie ſie ſich zu ihrem Vorteile geändert hatte. Etwas ſo Selbſtſicheres lag in ihr, als habe dieſe Zeit ſie gefeſtigt.

Keine traurige Stimmuug kam mehr auf, alle Wolken waren verflogen, denn ihr Leben hatte einen Inhalt, und ſie wußte, wozu ſie lebte. —

Aber eines Tages erſchrak ſie, und ein paar Tage folgten, in denen ſie ſich geſpannt beobachtete — dann gab es keinen Zweifel mehr. — Eine bange Gewißheit ſtand drohend vor ihr.

Nun hieß es an die Zukunft denken; es mußte davon geſprochen werden, was werden ſollte.

Aber noch fand ſie nicht den Mut, es ihm zu ſagen. Sie fürchtete ſich davor, — ſie konnte ſich nicht vorſtellen, wie er es aufnehmen würde. Er mußte es wiſſen, je eher, je beſſer, denn nun drängte die Entſcheidung.

Vielleicht war es ſo am beſten, — denn damit endete die Ungewißheit, in der ſie geſchwebt hatte. Es gab ja nur die eine Löſung mehr. —

Sie saß am Abend allein zu Hause. Nils hatte eine Verabredung, und sie selbst hatte den Abend für sich haben wollen und eine Bekannte besuchen. Aber im letzten Augenblicke überlegte sie es sich anders und gab den Besuch auf.

Ein Sonntag, nach einem heißen Sommertage.

Sie öffnete das Fenster, und setzte sich in die Fensterbank, um das Gefühl zu haben, daß noch andere Menschen auf der Welt waren.

Die Schwalben schossen zwitschernd vorüber.

Zuweilen fuhr unten ein Wagen vorbei, und sie hörte in der Dämmerung die Stimmen der Menschen heraufklingen. Die Bäume bewegten ihre großen Zweige ganz langsam, und der Himmel war wolkenlos, und die Dunkelheit kam.

So weich und warm war die Luft, und sie hatte plötzlich solch eine Sehnsucht nach einem andern Menschen, nach Nils, daß sie es im Hause nicht mehr aushielt.

Sie mußte immer an den stillen Sonntagabend denken, als Nils sie auf dem glatten Meere an der Küste entlang ruderte, und sie Alex Dimba auf der Düne vor seinem Häuschen trafen, wie er sich die Beinkleider aufgeschlagen und bis an ihr Boot gekommen war, um Nils einen Schnaps einzugießen.

Und dann waren sie weitergefahren, am hohen Ufer lang, wo der Vollmond die hohen Wände mit seinem Lichte so phantastisch übergoß.

Kurz entschlossen zog sie sich an und ging hinunter auf die Straße. Sie würde ihn ja kaum treffen, das wußte sie. Er war nicht zu Hause, aber sie mußte den Versuch machen. Sie wollte nichts weiter

als den Weg zu ihm einschlagen, um das Gefühl zu haben, als ginge sie zu ihm.

Sie war fest entschlossen, ihm alles zu sagen, wenn sie ihn antraf; und nun hoffte und fürchtete sie zugleich, und wußte nicht, was sie wünschen sollte.

Ganz langsam ging sie durch die Straßen, zögernd, ob sie nicht einen Umweg machen sollte, und dabei trieb ein innerer Zwang sie vorwärts; und ehe sie es recht empfand, war sie vor seinem Hause. Durch das hohe schmiedeeiserne Gitter des Vorderhauses schritt sie über den ersten Hof, und dann an dem Gartengitter entlang, zum Atelierhause.

Es war dunkel geworden, und auf den Hinterbalkons brannten die Lampen, und man hörte die Stimmen der Leute, die in den Loggien saßen.

Leise ging sie weiter. Wie oft war sie hier bei Schnee und Regen gegangen. Am liebsten bei Regen. Dann konnte sie den Schirm aufspannen und lief die Strecke bis zum Atelier. Aber nie hatte sich wer um sie gekümmert. Es gingen ja so viele hier, so oft Modelle; denn in dem Hause hatten noch fünf Maler ihre Ateliers.

Nun stand sie vor der Eingangstür, aber sie trat noch nicht ein, ging erst an das große Atelierfenster und sah, im Atelier war es dunkel, aber im Nebenraum mußte Licht sein; ein feiner Schimmer fiel durch den Vorhang, der nicht ganz vorgezogen war.

Sie kannte das genau, denn sie hatten es ausprobiert, damit niemand sie störte.

Ihr Herz schlug, als sie sah, daß er zu Hause war; sie mußte die Hände fest auf die Brust legen,

und atmete tiefer, um zur Ruhe zu kommen. Dann trat ſie in das Haus ein.

Sie überlegte, ob ſie klingeln oder klopfen ſollte, aber da er ſie ja nicht erwartete und nicht im Atelier war, ſo hob ſie den Klingelgriff. Leiſe ſchrillte der Ton zweimal. Dann war es ſtill, und ſie lauſchte angeſtrengt.

Es näherte ſich jemand vorſichtig, wie auf Strümpfen der Tür. Das kannte ſie. Zweimal war es geſchehen, daß jemand, während ſie bei ihm war, geklingelt hatte, und er war ſo an die Tür geſchlichen, in die er ſeitlich ein kleines Löchlein gebohrt hatte, um ſehen zu können, wer da war; denn das offizielle Guckloch konnte dazu nicht in Betracht kommen.

Ganz deutlich hörte ſie, daß er an der Tür ſtand, und ſie ſagte leiſe:

— Nils, ich bin's! ... Suſi!

Aber nichts regte ſich. —

Sie klopfte an die Tür ...

Nun glaubte ſie, vielleicht habe ſie ſich doch getäuſcht, und niemand ſtehe an der Tür, — nur das laute Schlagen ihres Herzens narre ſie; aber den Lichtſchein, den hatte ſie ganz deutlich geſehen.

Sie ging raſch hinaus, es waren nur wenige Schritt bis vor das Haus, und als ſie zum Atelierfenſter ſah, blitzte der Schein noch einmal hell auf und erloſch ſofort. Und ſie glaubte eine ärgerliche Stimme zu hören, und den unterdrückten Laut einer Frauenſtimme.

Nun pochte ſie an die Scheiben. —

Nichts regte ſich ...

Sie ging zurück, riß an der Glocke, zweimal, wieder, und noch einmal!

Und dann fielen ihr die Arme herab, und ihr war, als beängſtige ein Traum ſie.

Sie eilte aus dem großen ſtillen Treppenhauſe mit ſeinen breiten Steinſtufen, wo nur die Gasflammen ſurrten und die hellen Wände ſo ſeltſam leuchteten, ins Freie. Da hörte ſie von den Balkons das Plaudern und Lachen. Es war kein Traum, wie ſie einen Augenblick in dem geſpenſtiſch leeren Flur geglaubt hatte.

Was war mit ihr? — Was war geſchehen?...

Sie ſtarrte auf das große Atelierfenſter, mit ſeinen vielen kleinen rechteckigen Scheiben, und fing an, mechaniſch die Reihen zu zählen.

War denn nicht Licht geweſen? —

Hatte ſie nicht zwei Stimmen gehört, zwei kurze, unterdrückte Laute? — Oder hatte ſie ſich getäuſcht?

Sie ſtrich ſich über die Augen.

Und dann machte ſie ſich klar: Es war jemand bei ihm, und er öffnete ihr die Tür nicht. Eine Frau war bei ihm, eine andere Frau!..

Einen Augenblick dachte ſie daran, ſich den Eingang mit Gewalt zu erzwingen; dann ſagte ſie ſich: Wozu? —

Aber Gewißheit mußte ſie haben.

Wenn ſie hier wartete? — nein! das hatte keinen Zweck. Sie mußte ſie in Sicherheit wiegen, ſonſt erfuhr ſie nie etwas.

Und ſo kehrte ſie um und ging mit lauten Schritten zurück, an dem Gitter entlang, das den Garten abſchloß, bis ſie unter der dunklen Torwölbung zum vorderen Hofe ſtand.

Hier blieb ſie und wartete. Denken konnte ſie

nichts, wußte auch nicht, was geſchehen würde. Sie ſtand nur und wartete.

Und die Zeit verſtrich. —

Sie konnte das Atelierfenſter von hier aus ſehen, aber es blieb dunkel. Ein paarmal wollte ſie zurückgehen, allein das war verkehrt, und ſie hockte ſich auf die Bordſchwelle und wartete.

Einmal ſah ſie nach der Uhr. Es war kurz vor zehn, und das Haus mußte gleich geſchloſſen werden. Was tat ſie dann? Sollte ſie bleiben?...

Der Portier kam, um das Licht auszudrehen. Da erhob ſie ſich und ging mit einem haſtigen „Guten Abend!“ an ihm vorbei.

Nun ſtand ſie draußen auf der Straße, und wußte nicht, was ſie anfangen ſollte.

Dem Hauſe gegenüber war ein Droſchkenhalteplatz, und zwei Wagen hielten dort. Sie wartete, bis der erſte fort war, dann nahm ſie ſich den zweiten, ſetzte ſich hinein, ſo daß ſie die Haustür im Auge behielt, und gab dem Kutſcher die Weiſung, vorläufig noch zu warten, aber das Verdeck aufzuſchlagen.

Der ſetzte ſich auf den Bock und nahm die Peitſche zur Hand; aber als die erſten fünf Minuten vorbei waren, ſteckte er ſie wieder fort und ſah ſich ein paarmal mißtrauiſch nach ſeinem ſeltſamen Fahrgaſte um. Wenn die man keine Dummheiten vorhatte. Da hieß es, ſie ſcharf im Auge behalten.

— Na, Freilein, det wird hier woll 'ne lange Sitzung? getraute er ſich endlich zu fragen.

Sie ſah auf. Der Mann hatte wohl Sorge, ob er auch zu ſeinem Gelde kam.

Sie griff in ihre Tasche und gab ihm ein Zweimarkstück mit einem kurzen: Hier!

— Nee, Freilein, sagte er nun, so war det ja nich jemeint. Is ja schon jut.

Aber das Geldstück behielt er.

Über eine halbe Stunde mußte sie warten, dann ging drüben die Tür.

Es war Nils. — Er trat heraus und sah sich vorsichtig spähend nach beiden Seiten um, dann hielt er die Tür auf und rief: He! Kutscher!...

— Fahren Sie drüben vor, sagte Susi jetzt.

Er sah sie einen Moment an, aber sie hatte das so ruhig gesagt, daß er den Wagen umlenkte und vor das Haus fuhr, in dessen Tür jetzt die Dame erschien, zu der Nils sich herabbeugte, um Abschied von ihr zu nehmen.

Da stand Susi auf, — jäh fuhren die beiden an der Bordschwelle auseinander, — im selben Augenblick hieb der Kutscher wie toll auf sein Pferd ein, daß Susi auf den Sitz zurückfiel, — und erst an der nächsten Straßenecke hielt er an, sah sich um und sagte aufgeregt:

— Um Jotteswillen, Freilein! wat wollten Se denn machen? Man bloß nich! — Se machen sich ja unjlücklich vor's janze Leben. Nur nich schießen, nee, nee! — Wo hab'n Se denn det Dings?...

— Was wollen Sie denn? Ich habe ja nichts!

— Se haben nischt?... Mir war doch so! — Ach Jott, denn entschuldigen Se man; ick dachte nämlich... Nee aber ooch!... Tja, Freilein, wat soll denn nu werden?

Sie ſah zurück, die Straße war ganz leer. Da ſagte ſie mutlos: Es iſt gut, fahren Sie weiter.

Und ſie gab ihre Adreſſe.

Nur fort wollte ſie, ſo raſch als möglich fort, nach Hauſe! nur fort aus dieſer Gegend.

Vor ihrem Hauſe entſchuldigte ſich der Kutſcher umſtändlich immer wieder, aber ſie hörte gar nicht, was er erzählte; ſie ſah immer nur die beiden, wie ſie Abſchied von einander nehmen wollten, und wie ſie erſchreckt aufgefahren waren bei ihrem Anblick.

Was dann geſchehen, wußte ſie nicht. Sie war in den Wagen zurückgetaumelt, und fragte ſich nun, was ſie eigentlich hatte tun wollen.

Er ſollte nur ſehen, daß ſie da geweſen war und alles wußte, alles!..

Nun ſtand ſie am Fenſter und blickte auf die Straße. Vielleicht kam er. Es war ja möglich...

Bei jedem Menſchen glaubte ſie, er ſei es; aber die Stunden gingen hin, und niemand kam.

Dann ſetzte ſie endlich den Hut ab, und langſam, ganz mechaniſch zog ſie ſich aus, alle Augenblicke am offenen Fenſter; und auch als ſie ſich endlich legte, ſprang ſie noch mehrmals auf, um hinauszuſehen, wenn nur ein Geräuſch ſich draußen erhob.

Mitten in der Nacht fiel ihr ein, daß er vor drei Tagen die Büſte von ihr und Hilde zur Ausſtellung fortgegeben hatte, die ſo lange im Atelier geſtanden. Und kaum daß die fort war, ſchien er auch fertig mit ihr ſelbſt zu ſein; ſonſt hätte er das gewiß nicht getan. —

So verging ihr die Nacht. Immer wieder ſchreckte ſie aus dem Schlafe auf, und mit brennenden Augen

erhob ſie ſich am anderen Morgen und wartete auf den Briefträger.

Aber der brachte nichts als ein paar gleichgültige Karten, eine von Hilde, die fragte, wie es ihr gehe, und ob ſie Nils Erklund manchmal ſähe, und wann ſie nach Sandhoop komme. —

Nun fiel ihr ein, daß, ſelbſt wenn er geſtern noch geſchrieben hatte, der Brief erſt mit der zweiten Poſt kommen konnte.

Aber worauf wartete ſie denn? — Daß er ſich entſchuldigte? — Gab es eine Entſchuldigung oder Erklärung für das, was geſtern geſchehen war? — Das war ausgeſchloſſen.

Und doch wartete ſie auf ein Wort von ihm. —

Sie ließ in der Fabrik ſagen, daß ſie erſt nach zehn Uhr kommen werde.

Und nun ſuchte ſie alle Briefe und Andenken zuſammen, die ſie von ihm hatte, und alle ſeine Bilder, packte ſie zuſammen, und ehe ſie alles zuſammenband, malte ſie auf die einzelnen Päckchen große rote Kreuze. Sie dachte dabei an Walter Prehm mit ſeinen Bildern. — Dann wußte er, ohne daß ſie ein Wort ſchrieb, daß nun alles aus ſei.

Mit einem Boten ſandte ſie es ſofort zu ihm ins Atelier und wartete die Rückkunft ab. —

Nils hatte das Paket genommen, es geöffnet, aber nichts geantwortet und nichts beſtellen laſſen.

Es iſt gut! hatte er dem Boten geſagt.

Nun ſaß ſie am Fenſter und wartete wieder auf den Briefträger. Als er kam und ſie an der Korridortür ihn abpaßte, hatte er nur einen Brief für ihre Wirtin. —

Langsam zog sie sich an und stand vor dem Hause.

Er hatte doch nun das Paket in Händen. Weshalb kam er nicht? — Wußte er nichts anderes zu sagen als: Es ist gut!...

Nach allen Seiten blickte sie sich um; dann fiel ihr plötzlich ein, daß er zur Fabrik gegangen sein würde, weil er doch nicht wissen konnte, daß sie zu Hause war, und sie nahm eine Droschke und trieb den Kutscher zur Eile an. Aber als sie ankam und fragte, war niemand dagewesen. —

Da sank ihre Hoffnung, und obgleich man ihr riet, nach Hause zu gehen, denn man sah ihr an, daß sie krank war, blieb sie und machte sich an ihre Arbeit wie gewöhnlich.

Sie ging in das Laboratorium, und nahm sich vor, es bis ein Uhr nicht zu verlassen.

Da hatte sie ein wenig Zeit und sich mittags schon auf einen Augenblick mit ihm getroffen. Bis dahin wollte sie aushalten und nur an ihre Arbeit denken.

Ihr Fenster lag nach hinten zu. Über die nahe Mauer streckten sich die Äste von Bäumen und Sträuchern aus den Nebengärten; die Kastanien waren schon abgeblüht und setzten kleine grüne Früchte an.

Der Sommer war gekommen. —

Aber zu ihr kam niemand.

Wie sollte das werden? Wie sollte das alles nur werden?

Es gab keinen Ausweg mehr für sie.

Niemand konnte ihr Hilfe bringen; nur sie selbst konnte sich helfen.

Die Stunden krochen hin. Um ein Uhr ging ſie hinaus, am Ufer des Kanals hin, wo Nils ſie jenſeits der Brücke erwartet hatte.

Die Sonne ſchien ſo warm und hell, und auf dem Kanal zogen die Dampfer hin und ſchleppten die großen Zillen; andere lagen an der Steinmauer und wurden entladen, rote Ziegelſteine und ſchwarze Kohlen und weißer Kalk, und über all dem wölbte ſich der Himmel hell und klar.

Lange ſtand ſie und ſah ſich nach allen Seiten um, dann nahm ſie einen Wagen und fuhr daheim vor, aber nichts hatte ſich ereignet; — und er hatte dem Boten doch ſelbſt das Paket abgenommen, es aufgeriſſen und ihm nur das Wort geſagt: Es iſt gut! . . .

Es iſt gut! . . .

Alles in ihr krampfte ſich zuſammen, wenn ſie daran dachte; ſie hörte ganz deutlich, wie er das geſagt hatte; genau den Tonfall ſeiner Stimme hatte ſie im Ohre, dieſer Stimme, die ſo ſchmeicheln konnte.

Und kein Wort mehr. Den ganzen Tag nur dies eine fürchterliche: Es iſt gut! . . .

Sie fuhr wieder zurück an ihre Arbeit.

— Nun, Fräulein, was hat der Arzt geſagt? fragte Dr. Falk, der mit ihr gemeinſam arbeitete.

Und ſie log, als ſei ſie beim Doktor geweſen und er habe ihr irgend etwas verordnet.

Dann war ſie wieder allein mit ſich.

Sie ſaß vor ihrem Arbeitstiſche, die Hände im Schoße.

Nun ſtand ihr Entſchluß feſt.

Noch war ſie in Gedanken immer um dieſe eine

Löſung herumgegangen. Allein es gab keinen anderen Ausweg.

Ganz ruhig war ſie mit einem Male. Sie hatte ſo oft in Gedanken und auch mit Worten mit dem Tode geſpielt. Nun mußte es geſchehen! —

Nie würde er erfahren, weshalb ſie geſtern unvermutet zu ihm gekommen war. Was ſie ihm hatte anvertrauen wollen, das nahm ſie als ihr Geheimnis mit ſich.

Sie holte Glaskolben und Röhren herbei, nahm aus dem großen Laboratoriumsſchranke die notwendigen Dinge und fing eine Arbeit an, die ſie früher einmal unterbrochen hatte.

Ganz ruhig baute ſie das alles auf, bog ſich in der Flamme die Glasrohre und leitete ſie in die Wanne, wo auf der Brücke ein großer Glaszylinder ſtand, wog ab, füllte die Retorten und ſchloß ſie, entzündete die Gasflammen, und beobachtete, wie das Gas ſich entwickelte.

Sie hatte verſpielt und wollte aufſtehen und ſtill fortgehen aus dem Leben, das ihr nichts mehr zu bieten hatte.

Als das Gas ſich ſtark genug entwickelt hatte, beugte ſie ſich über die Glasröhre, die von der einen Retorte zur anderen führte, und mit einem Glasſtäbchen durchſchlug ſie das dünne Rohr.

Tief ſog ſie das tödliche Gift ein, und ſank betäubt auf den Tiſch, in die Scherben, während die todbringenden Gaſe über ſie hinſtrömten. —

Doktor Falk ſah durch die Tür herein. Er hatte das leiſe Klirren gehört, und die plötzliche Stille beunruhigte ihn. Das Fräulein ſchien wirklich nicht

ganz wohl heute; vielleicht war ihr etwas zugestoßen.

Im nächsten Augenblicke hatte er Fenster und Türen aufgerissen und die Flamme abgedreht. Auf seinen Ruf kam der Diener herbei, und ohne der Gefahr zu achten, rissen sie die Betäubte aus dem Bereich der giftigen Gase und brachten sie ins Nebenzimmer.

Wenige Minuten später war ein Arzt da, aber der konnte nicht mehr helfen.

Es war schon zu spät. —

In der ganzen Fabrik wußten sie es gleich; und als zum Feierabend die Arbeiter und Arbeiterinnen hinausströmten, da geschah es leise und scheu, und kein lautes Wort war zu hören; denn sie hatten alle das kleine Fräulein gekannt und gern gehabt, das bei ihren Arbeiten durch einen unglückseligen Zufall umgekommen war.

Dr. Falk aber konnte sich nicht beruhigen, daß er sie nicht einfach am Morgen nach Hause geschickt hatte. Und immer wieder kam er darauf zurück, wie er ausdrücklich bestimmt hatte, daß bei diesen Versuchen er selbst und der Gehilfe stets dabei sein sollten, weil die Gefahr eben zu groß war. Aber sie war immer so übereifrig gewesen, und er hatte sich keinen besseren Assistenten wünschen können. —

Eine Stunde später ging ein Telegramm ab an Hilde Vangerow, und als sie am anderen Tage eintraf, da war ihr erstes, zu Nils Erklund zu schicken; aber sie bekam nur die Antwort: Der Herr sei gestern mittag auf ein paar Tage nach München verreist, habe aber nichts näheres hinterlassen, nur daß er wahrscheinlich am Donnerstag wieder zurück sei. —

So mußte ſie nun die Schweſter allein zur Ruhe bringen, auf dem kleinen Sandhooper Friedhofe, wo Suſi ſich ſchon vor langer Zeit neben einem Strauche wilder Heckenroſen ihren letzten Platz beſtimmt hatte.

XXXVI.

Nun lagen hier ſchon drei Gräber nebeneinander.

Die warmen Frühlingswinde ſtrichen darüber hin, und in den wilden Roſenſträuchern baute der Würger ſein Neſt und ſaß auf den weißen Kreuzen des Friedhofs, pfiff ſein Lied, und ſpießte ſeine Beute mitleidlos an den Dornen der Roſen auf.

Die Schafe graſten an dem Abhange der alten Schwedenſchanze, und die Schmetterlinge ſpielten in der warmen Sonne, um am kühlen Abend elend unterzugehen, oder zu Hunderten vom Winde hinausgetrieben zu werden auf das weite Meer, wo ſie ſo dicht an die weißen Wogenkämme heranflatterten, die ſie für weiße, lockende Blüten hielten, bis ein Spritzer ſie traf, und ſie im Waſſer umkamen. —

Hilde kam von dem friſchen Sandhügel, den ſie ganz mit Kränzen bedeckt hatte, zurück. Immer wenn ſie aus dem Hauſe trat, zog es ſie nach dort. Sie kannte keinen andern Weg mehr.

Von dem Telegramm ab, das ſie nach Berlin gerufen, bis heute verſtand ſie noch immer nicht, wie das alles hatte geſchehen können.

Sie ging in ihren ſchwarzen Kleidern im Hauſe

herum, wußte nicht, was ſie beginnen ſollte, und dieſes Nichtstun machte ſie ganz krank.

Die kleine Annie verſtand von alledem noch nichts, ſollte auch nichts wiſſen.

So hatte ſie nun niemanden, an den ſie ſich wenden konnte, und ſtand ganz allein in der Welt.

Jetzt war ſie ganz allein, das Urteil war geſprochen, und ſie war frei. Den fremden Namen, den ſie all die Jahre getragen hatte, und der nie mit ihr verwachſen war, legte ſie ab, und hieß nun wieder wie früher, wie auf all ihren Bildern, für immer: Hilde Vangerow. —

Zuweilen liefen ihr die Tränen herunter, aber zum rechten Bewußtſein kam ſie noch nicht. Sie war wie betäubt.

Sie wußte nur noch, daß ſie alles in Suſis Wohnung hatte zuſammenpacken laſſen, und das ſtand nun oben in dem Zimmerchen, wo Su geſchlafen hatte, wenn ſie zu Beſuch kam.

Das fiel ihr jetzt ein, daß die Sachen da waren, und ſie ging hin, um zu ſehen, was mitgekommen war. Einmal mußte es ja doch geſchehen. Je früher, deſto beſſer. Mit Hilfe des Mädchens ließ ſie alle Kleider auspacken und in die Schränke hängen. Dann waren da Kiſten mit Büchern und dazwiſchen ein Pack Zeitungen und Briefe, die noch auf Suſis Schreibtiſche gelegen hatten und mit eingepackt waren, wie ſie gekommen waren.

Hilde hielt alles in ihrer Hand, wie das Mädchen es ihr gegeben hatte. Es waren Briefe darunter, die zu ſpät gekommen waren, und die Su nicht mehr hatte öffnen können.

Hilde ſuchte ſie aus den Zeitungsblättern heraus und legte die wenigen zuſammen, und da erkannte ſie die eine Handſchrift; und während das Mädchen abgerufen war, ſetzte ſie ſich auf einen noch verſchloſſenen Reiſekorb und öffnete den Brief; denn er war von Nils Erklund, und aus München, wie ſie an dem Stempel und der Marke ſah.

Er war fort, und wußte wohl bis jetzt noch nichts.

Sie hatte das Kuvert aufgeriſſen und las:

Liebe, kleine Suſi!

Ich fand den Mut nicht, nach der dummen Geſchichte von Sonntagabend, Dir gleich wieder vor Augen zu kommen; um nicht der Verſuchung zu unterliegen, doch vor Dich zu treten, damit Du mir meine Strafe verkündigſt, habe ich die Gelegenheit benutzt und bin auf drei Tage nach München gefahren, wo ein großer Auftrag mir winkt.

Inzwiſchen werden wir beide ruhiger geworden ſein, und können dann wie zwei vernünftige Menſchenkinder, die ſich von Herzen lieb haben, über dieſe alberne und häßliche Sache uns ausſprechen.

Ich will mich nicht reinwaſchen; ich habe Schuld, eine große, große Schuld! aber Du mußt mich erſt ſtill anhören, ehe Du mich verdammſt. So ſchlimm, wie Du gewiß denkſt, iſt die Geſchichte nicht, wirklich nicht.

Weshalb biſt Du auch auf den unglückſeligen Gedanken gekommen, ſo ſpät am Abend noch zu mir zu kommen?

Ich hatte, trotzdem es Sonntag war, für die Münchener Arbeit Modell gehabt, und das war geblieben, und als Du dann vor der Tür ſtandeſt, da wagte ich nicht, Dir zu öffnen und Dich einfach einzulaſſen. Ich war ja ſo verblüfft, daß ich das Dümmſte getan habe, was der Menſch nur tun kann.

Daß Du böſe und empört biſt, verſtehe ich; aber daran iſt auch der Kutſcher ſchuld, der mit einem Male mit Dir ſinnlos davonjagte, daß wir kein Wort miteinander ſprechen konnten. Das habe ich gar nicht verſtanden.

Alſo, alles andere laſſen wir, bis wir uns wieder Auge in Auge gegenüberſtehen.

Du weißt, daß ich Dich lieb habe, — Du kannſt mit mir machen, was Du willſt, und brauchſt nicht eiferſüchtig zu ſein.

Ich dächte, über ſolch törichte Kleinlichkeit wirſt Du erhaben ſein.

Sobald ich hier abkommen kann, erhältſt Du Nachricht. Heute nur in Eile dieſer Brief.

Und nun küſſe ich Deine lieben kleinen Hände, denn ich glaube, mehr wirſt Du mir zur Zeit kaum geſtatten; aber ich hoffe, daß Du Gnade walten laſſen und mir bald wieder alles gewähren wirſt, wonach in aufrichtiger Liebe zu Dir ſich ſehnt

Dein ſich bitterlich ſorgender,
und ſelbſt ſchwer anklagender
Nils

Die Sendung habe ich richtig erhalten, aber ich werde Dir alles bei meiner Rückkunft wiederbringen, denn es gehört Dir, wie Dir gehört

Dein Nils

Hilde hielt den Brief noch immer in Händen.

Was war das, was sie da las? —

Noch einmal prüfte sie Wort für Wort, und dann kam die alte Reimers, und sie mußte ihr eine Frage beantworten, während sie den Brief verbarg.

Gewißheit mußte sie haben, was dieser Brief bedeutete; und so ließ sie alles, was sich an Papieren und Briefschaften fand, ins Atelier schaffen, und fing an zu suchen und zu forschen.

Aber sie entdeckte nichts. Anfangs hatte sie alles hastig durchgesehen; nun nahm sie jedes einzelne Blatt vor; aber es waren lauter gleichgültige Briefe von anderen.

Als sie schon glaubte, nichts mehr zu finden, fiel ihr ein angefangener Brief Susis in die Hände, und als sie den gelesen hatte, hatte sie keinen Zweifel mehr, wie die beiden zueinander gestanden hatten. —

Am Sonntagabend mußte etwas geschehen sein, als Susi hatte zu ihm gehen wollen, — und am Montag war sie tot.

Das stand im Zusammenhang, das war kein Zufall — war nur die Folge von dem, was am Abend zuvor sich ereignet hatte.

Noch immer suchte Hilde weiter, aber sie fand nichts, nur ein kleines Bild von Nils, wie für ein Medaillon bestimmt.

Und er war fortgegangen und hatte Susi allein gelassen, wußte heute noch nicht, was geschehen war, denn nur andeutungsweise war etwas von dem Unfall in eine Zeitung gekommen.

Er wußte noch nichts. — —

Wenn er zurückkam, fand er sie nicht mehr vor.

Ein plötzliches Mitgefühl quoll in ihr auf — aber es war die letzte freundliche Regung.

Dann kam ihr zum Bewußtsein, daß er allein schuld trug an allem, daß Susi seinetwegen den Tod gesucht und das Wort wahrgemacht hatte, daß sie oft leichtherzig hingeworfen. Nun war sie vor der Zeit aufgestanden und hatte sich eine Stätte gesucht, wo sie für immer ruhen wollte. —

Rastlos schritt Hilde auf und ab im Atelier und wußte sich keinen Rat.

Nun war ihr auch Nils Erklund verloren.

Nun hatte sie einen neuen Toten zu den dreien, die sie schon hatte.

Es blieb ihr nichts, als ihrem Kinde zu leben und still zu warten, bis man auch sie einmal hinaustrug.

Denn sie wollte in Sandhoop bleiben und hatte keinen anderen Ort mehr auf der Welt; sie wollte bleiben und zusehen, wie die Zerstörung weiter ihren Weg nahm, bis nichts mehr von dem alten stillen Fischerdorf vorhanden war.

Schon war das Atelier von Walter Prehm nebenan abgerissen. Der Garten, dem er alles geopfert, lag verwüstet, und im Sande der Düne erhoben sich schon die Steinmauern zu einem neuen Hotel; aber es kam nicht so hart an ihr Haus, wie ihr Mann gedroht. Der Blick wurde beschränkt, aber sie sah noch den Strand und die feingeschwungene Bucht des Meeres und den fernen Wald mit dem Leuchtturm, der ihr jeden Abend sein Licht grüßend herüberschickte.

Das alles konnten sie ihr nicht nehmen. Das nicht, und nicht ihre Kunst.

Dort auf dem Tiſche lag die Entſcheidung über ihre Freiheit.

Für wen hatte ſie ſich die nun erkämpft? . . .

Der Traum war jämmerlich zu Ende gegangen. —

Da klopfte das Mädchen, aber ehe ſie noch ein Wort ſagen oder fragen konnte, ſtand Nils Erklund vor ihr.

Keiner ſagte ein Wort, bis ſich die Tür hinter dem Mädchen wieder geſchloſſen hatte.

Er wollte auf ſie zugehen und ihre Hand erfaſſen, — aber ſie zog ſie zurück. Und nun ſtand er und ſtarrte ſie an, und las in ihren Augen, daß ſie alles wußte.

Und dann ſtammelte er tonlos:

— Ich habe ja von nichts gewußt! Ich bin erſt geſtern zurückgekommen, und . . .

Er atmete ſchwer und fand nichts. Jedes Wort klang ja ſo banal, und er hatte ſich auf der langen qualvollen Fahrt alles überlegt, was er ſagen und fragen wollte, — und nun war alles wie weggewiſcht, und er fand nichts.

Eine furchtbare Angſt quälte ihn, daß dieſer Tod, der ihn wie ein Blitz getroffen, kein Zufall ſein könnte.

Aber nein! nein! — Es durfte nicht ſein! — Es war ein Zufall, einer jener ſchrecklichen blind wütenden Zufälle, wie das Schickſal ſie ſo gern über die Menſchen verhängt.

Er wollte Gewißheit haben, daß es ſo ſei! — Es mußte ſo ſein!

Aber beim erſten Blick auf Hilde Vangerow wußte er, daß er ſich nicht darüber täuſchen konnte: es war, wie ſeine Angſt es ihm ausgemalt. —

Kalt und ruhig sah sie ihn an; und dann sagte sie in die Stille, durch die nur sein schweres Atmen klang:

— Was wollen Sie noch von mir? — Ich will von Ihnen nichts hören; ich weiß alles! — Da! — — und nun gehen Sie! . . .

Sie warf ihm seinen letzten Brief hin.

Er ließ ihn zur Erde flattern, und sah sie an, wollte noch etwas sagen . . . dann wandte er sich, — und ohne ein Wort mehr, ganz ratlos und gebrochen ging er hinaus . . . aus der Tür, durch den Garten hinaus, über die Düne, — sah den Strand voller Menschen, hörte die Musik, die oben vom Hotel und unten von dem neuen Strandpavillon schallte, — mußte durch lärmende Kinder hin, die hier ihre Burgen bauten, ihre Fahnen flattern ließen, tobten und lärmten, — an lauter frohen Menschen vorbei ging er — und wußte nicht, wohin sein Weg ihn führen sollte . . .

(Ende.)

Auszüge aus Besprechungen der Werke Heinz Tovotes.

Die rote Laterne; 7. Auflage; Preis: M. 2.—.

Der Vorzug Tovotes, eine gewissenhafte Beobachtung, ein Aufspüren kleiner, scheinbar unwesentlicher Momente, die doch in richtiger Beleuchtung zur Charakterisierung der Personen wie der Situationen ein wesentliches beitragen, dieser Vorzug ist dem neuen Buche treu geblieben. Die große Mehrheit der zwölf Geschichten bleibt dem Stoffbereiche des Erotischen treu, nicht ohne ein paar neue pikante Nuancen zutage zu fördern: So gehört z. B. gleich die zweite Geschichte „Verschlafen", über deren Schlußpointe ein Schimmer diabolischen Humors gleitet, zu den Novellen, die Giovanni Boccaccio nicht anders erzählen würde.

Am poetischsten ist das Stimmungsbildchen, mit dem der Erzähler, der in der Anordnung des Ganzen eine sehr glückliche Hand zeigt, das Buch ausklingen läßt. Litt. Echo.

Frau Agna; 11. Auflage; Preis: M. 3.50.

In lebensvoller, fesselnder, förmlich dramatisch sich steigernder Weise werden im Roman die Tatsachen entrollt, die eine Familie in Angst und Qual versetzen, und die Frau Agnas Schuld für sie nach sich ziehen. — All diese Gestalten treten plastisch, lebensgetreu und klar gezeichnet hervor. Dresdener Anzeiger.

Eine schmerzlich bange Sehnsucht nach Erlösung aus einer Welt des äußeren Scheins, der konventionellen Phrase, in eine Welt wahrer menschlicher Gefühle, Leidenschaften, Freuden und Schmerzen durchzittert „Frau Agna", durchzittert den neuen Roman von Tovote.

Radikaler Pessimismus erfaßt Tovote beim Betrachten einer Gesellschaft, deren einziges Ziel und Streben es ist, den Schein zu wahren, den Skandal zu vermeiden.

Das neue Buch von Heinz Tovote hat das Verdienst, einen Fortschritt auf einem Wege zu bedeuten, der die Dichtung zu einem erreichbaren Ziele führen kann — weil es seinen Inhalt aus dem wirklichen Leben der Gegenwart schöpft und einen Ausschnitt aus diesem Leben gibt. Kritische Korrespondenz.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

51792.91.60
Hilde Vangerow und ihre schwester;
Widener Library
003739314
3 2044 087 284 642

Digitized by Google